

# Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

begründet von  
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von  
JAN GOOSSENS

Schriftleitung  
GUNTER MÜLLER

Band 28  
1988



ASCENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS

Schriftleitung: Dr. GUNTER MÜLLER

Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Verlag: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster.

© 1988 by Kommission für Mundart- und Namenforschung  
Westfalen, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion

Druck und Buchbinderei: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster, 1988

ISSN 0078-0545

## **Inhalt des 28. Bandes (1988)**

**Jan Goossens**

Ein Kolloquium zur gedruckten mittelniederdeutschen  
Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts . . . . . 1

**Timothy Sodmann**

Zur Entstehungsgeschichte und zur Verwendbarkeit der  
münsterschen Sammlung früher niederdeutscher Drucke . . . . . 3

**Brigitte Derendorf**

Über den Stellenwert der Frühdrucke in der nieder-  
deutschen Literaturgeschichtsschreibung . . . . . 11

**Brigitte Schulte**

Literatursystematische Überlegungen zur Untersuchung  
der gedruckten niederdeutschen Literatur des aus-  
gehenden 15. Jahrhunderts . . . . . 25

**Brigitte Derendorf – Timothy Sodmann**

Übersicht über die in der Niederdeutschen Abteilung  
in Münster in Form von Photokopien vorhandenen  
niederdeutschen Frühdrucke . . . . . 39

**Ekkehard Borries**

Zum Aufbau des Eulenspiegelbuches . . . . . 43

**Wolfgang Fedders**

Zur Erhebung historischer Sprachdaten aus der Text-  
sorte ‚Urkunde‘ . . . . . 61

**Robert Peters**

Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguisti-  
schen Erforschung des Mittelniederdeutschen. Teil II . . . . . 75

**Werner Goebel – Wolfgang Fedders**

Zur mittelniederdeutschen Urkundensprache Attendorfs.  
Variablenlinguistische Aspekte einer südwestfälischen  
Stadtsprache . . . . . 107

**Georg Cornelissen**

Kleve, Geldern, Moers und Rheinberg. Territoriale  
Aspekte der niederrheinischen Sprachgeschichte  
am Ende des 18. Jahrhunderts . . . . . 143

**Robert Dammé – Timothy Sodmann**

Kleinräumige Mundartwörterbücher. Kolloquiumsbericht . . . . . 165

**Gunter Müller**

*Davert* – eine Etymologie . . . . . 173

## **Ein Kolloquium zur gedruckten mittelniederdeutschen Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts**

Am Freitag, dem 6. Mai 1988, fand im Rahmen der Hauptversammlung der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens im Salzmann-Zimmer der Kulturpflegeabteilung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Münster ein Kolloquium statt zum Thema: „Forschungen und Perspektiven niederdeutscher Mediävistik. Überlegungen anhand der münsterschen Sammlung volkssprachiger Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts“. An dieser Veranstaltung beteiligten sich auch interessierte Nichtmitglieder der Kommission. Ziel des Kolloquiums war es, die Kopien-sammlung der frühen niederdeutschen Drucke in der Niederdeutschen Abteilung des münsterschen Germanistischen Instituts besser bekannt zu machen sowie das Konzept und die Verwendungsmöglichkeiten der Sammlung zu verdeutlichen. Die Gesprächsleitung hatte Timothy Sodmann, der als früherer wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Niederdeutschen Abteilung in der entscheidenden Phase einen großen Teil der Sammlung aufgebaut hat. Es fanden vier Vorträge statt. Im einleitenden Referat beleuchtete Sodmann die Entstehungsgeschichte und die Benutzungsmöglichkeiten der Sammlung. Brigitte Derendorf, die sie jetzt betreut, besprach den Stellenwert der Frühdrucke in der niederdeutschen Literaturgeschichtsschreibung. Brigitte Schulte stellte, von ihrer Dissertation ausgehend, die in der Reihe ‚Niederdeutsche Studien‘ erscheinen wird, „Literatursystematische Überlegungen zur Untersuchung der gedruckten niederdeutschen Literatur des ausgehenden 15. Jahrhunderts“ an. Gabriele Diekmann-Dröge schließlich besprach zwei mittelniederdeutsche Inkunabeln mit Versionen der ‚Sieben weisen Meister‘. Die ersten drei Vorträge erscheinen, teilweise in überarbeiteter Form, in diesem NdW-Band. Ihnen schließt sich eine bibliographische Übersicht über die Frühdrucksammlung an. Frau Diekmann-Dröge bereitet über das von ihr behandelte Thema eine Dissertation vor und hat deswegen auf die Veröffentlichung ihres Beitrags verzichtet. Wir hoffen, daß die Publikation der Vorträge zur Realisierung der Zielsetzung des Kolloquiums beitragen wird.

Jan Goossens



Timothy S o d m a n n , Billerbeck

## Zur Entstehungsgeschichte und zur Verwendbarkeit der münsterschen Sammlung früher niederdeutscher Drucke \*

Seit 1975 entsteht an der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster eine Sammlung alter Drucke. In Form von Mikrofilmen, Fotoabzügen und Kopien sowie – sofern vorhanden – Faksimileausgaben werden alle heute noch greifbaren Druckerzeugnisse in mittelniederdeutscher Sprache von etwa 1470 bis 1520 gesammelt. Darüber hinaus werden in dieses Korpus – nach später zu erörternden Kriterien – weitere niederdeutsche Drucke aus dem Zeitraum zwischen 1520 und 1800 in Auswahl sowie Drucke in lateinischer, hochdeutscher, niederländischer und englischer Sprache aufgenommen<sup>1</sup>. Da das zunächst eher bescheidene Projekt im Laufe der letzten dreizehn Jahre nicht nur erhebliche öffentliche Mittel und eine gehörige Portion unserer Dienst- und Freizeit in Anspruch nahm, inzwischen aber auch zu den wichtigsten Forschungsvorhaben an der Niederdeutschen Abteilung zählt und ansehnliche Früchte trägt, da diesem Projekt zuletzt auch noch die großartige Ehre zuteil wurde, ähnliche Unternehmen – etwa in Lübeck und Kiel – angeregt zu haben, nehmen wir gemeinsam gern heute die Gelegenheit wahr, erstmals vor einem größeren Publikum Geschichte, Methoden und Ziele unseres Vorhabens vorzustellen. Daß – laut Satzung – auch literaturwissenschaftliche Fragestellungen zu den Arbeitsbereichen der Kommission für Mundart- und Namenforschung zählen, die anlässlich der Hauptversammlungen bisher gehaltenen Vorträge jedoch überwiegend sprachwissenschaftliche Aspekte behandelten, läßt unser heutiges Thema um so berechtigter erscheinen.

Unser Projekt hat eine Geschichte, ja, sogar eine Vorgeschichte. Die ihm zugrundeliegende Konzeption hat sich im Laufe seiner Verwirklichung verändert und erweitert. Zur fruchtbaren Fortsetzung der Arbeit werden

---

\* Überarbeitete und um Anmerkungen erweiterte Fassung eines Vortrages, gehalten auf dem Kolloquium „Forschungen und Perspektiven niederdeutscher Mediävistik. Überlegungen anhand der münsterschen Sammlung volkssprachiger Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts“ anlässlich der Hauptversammlung der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens am 6. Mai 1988.

<sup>1</sup> Vgl. B. DERENDORF – T. SODMANN, *Übersicht über die in der Niederdeutschen Abteilung in Münster in Form von Photokopien vorhandenen niederdeutschen Frühdrucke*, auf S. 39-41 dieses Zeitschriftenbandes.

Kontakte zu anderen Forschungseinrichtungen geknüpft, Methoden auch benachbarter Disziplinen übernommen und gegebenenfalls vor der Anwendung modifiziert.

Das Projekt steht natürlich nicht isoliert in einem luftleeren Raum, sondern ist nur im Rahmen interdisziplinärer Zusammenhänge zu verstehen und zu beurteilen. So kann und wird man die philologische Arbeit an unserer Sammlung vor dem kulturgeschichtlichen Gesamthintergrund des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit, der Renaissance, der Reformation betrachten müssen. Auch wir sind an den Fragestellungen des Buchwesens, besonders der Bibliographie und der Inkunabelkunde, interessiert und vermögen hier einen gewissen Beitrag zur Klärung einzelner, bis heute ungelöster Probleme zu leisten. Selbstverständlich steht jedoch bei all unseren Überlegungen der Text – Form, Inhalt und Sprache – im Vordergrund. Hier interessieren die Drucke im sprach- und literaturwissenschaftlichen Zusammenhang, als Quellen der mittelniederdeutschen Philologie, jedoch ebenso als Elemente allgemeinerer, über das Niederdeutsche hinausgehender Themenstellungen, etwa „Buchdruck und Sprachgeschichte“, „Bürgertum und Bildung“, „Literatur und Stadt“, „Populäre Literatur am Beginn der Neuzeit“ (ich vermeide hier absichtlich den Ausdruck „Volksbuch“) oder – in einem europäischen Zusammenhang – „Wanderwege der Literatur“.

Schließlich werden wir im Laufe unserer gemeinsamen Darstellung auch noch Gelegenheit haben, auf die Verwendbarkeit der Sammlung innerhalb jener fruchtbaren Dichotomie von Forschung und Lehre auf universitärer Ebene sowie auf die unterschiedlichen, bereits veröffentlichten Ergebnisse einzelner Aspekte zu sprechen kommen.

Beginnen wir zunächst mit Vorgeschichte und Geschichte der Sammlung. Bereits Ende der 40er Jahre hatte William Foerste begonnen, Fotografien von Handschriften und Frühdrucken einzelner Texte und Textsorten zu sammeln. Bis zu seinem Tode im Jahre 1967 war nicht nur das Textkorpus des lateinisch-mittelniederdeutschen Glossars überwiegend erfaßt, sondern es lagen noch fünf weitere Teilsammlungen vor. Diese Teilsammlungen (47 Handschriften, 4 lateinische Inkunabeln, 47 niederdeutsche Inkunabeln und drei weitere niederdeutsche Drucke aus dem 16. und 17. Jahrhundert, 4 niederländische Inkunabeln sowie 3 hochdeutsche Inkunabeln) enthalten überwiegend die Überlieferungsstränge einzelner Denkmäler, die im Rahmen verschiedener Staatsarbeiten und Dissertationen unter der Leitung Foerstes in den 50er und 60er Jahren entstanden sind. So besteht beispielsweise die Gruppe „Handschriften“ überwiegend

aus Kopien solcher Texte wie *Der Seelentrost*<sup>2</sup> oder Gerhards van Vliederhoven *Cordiale de quatuor novissimis*<sup>3</sup>. Auch die Inkunabelsammlungen beschränken sich vorwiegend auf solche Textsorten wie etwa die vorreformatorischen mittelniederdeutschen gedruckten Gebetbücher<sup>4</sup> oder die mittelniederdeutschen gedruckten Plenarien<sup>5</sup> bzw. auf solche Texte wie *Sunte Birgitten Openbaringe*<sup>6</sup> oder den *Dialogus creaturarum moralizatus*<sup>7</sup>.

Beabsichtigt war von Foerste zunächst also nicht etwa eine umfassende Sammlung der gedruckten mittelniederdeutschen Literatur, sondern eher das, was man als eine Kollektion einzelner Denkmäler mitsamt ihrem Umfeld nennen könnte; diese Frühphase, diese Vorgeschichte unseres Projektes, bestand aus punktuellen Sondierungen und keiner Flächengrabung.

Im Rahmen unserer Vorbereitungen für ein Hauptseminar mit Jan Goossens zu *Reynke de vos* im Wintersemester 1975/76 gewann die seit Foerstes Tod mehr oder weniger brachliegende Sammlung alter Drucke erneut an Aktualität. Bei unseren damaligen Vorüberlegungen im Frühjahr 1975 konnten wir hinsichtlich der Themen mehrerer Sitzungen (etwa „Lübecker Drucke bis 1500“, „Die Drucke der Mohnkopf-Offizin“, „Die Illustrationen des *Reynke*-Druckes von 1498“) auf bereits Vorhandenes zurückgreifen: auf eine Kopie des Lübecker Erstdrucks des *Reynke*, Ablichtungen verschiedener Ausgaben des *Dialogus creaturarum*, Fotografien und Mikrofilme wichtiger Texte aus der Mohnkopfdruckerei, die thematisch dem erbaulichen Charakter der *Reynke*-Glosse nahestanden. Wir nahmen gern und dankbar auch die in der Sammlung enthaltenen Anregungen auf, zunächst in der gleichen Weise weitere Drucke des *Reynke* aus dem 16. und 17. Jahrhundert sowie bisher nicht vorhandene Mohnkopfdrucke in Kopien zu erwerben.

<sup>2</sup> *Der Große Seelentrost. Ein niederdeutsches Erbauungsbuch des vierzehnten Jahrhunderts*, hrg. v. Margarete SCHMITT (Niederdeutsche Studien, 5), Köln Graz 1959 (Diss. Münster 1958).

<sup>3</sup> Marieluise DUSCH (Hrg.), *De veer utersten. Das Cordiale de quatuor novissimis von Gerhard von Vliederhoven in mittelniederdeutscher Überlieferung* (Niederdeutsche Studien, 20), Köln Wien 1975 (Diss. Münster 1971).

<sup>4</sup> Staatsarbeit von H. SCHRÖDER, Münster 1953.

<sup>5</sup> W. KÄMPFER, *Studien zu den gedruckten mittelniederdeutschen Plenarien. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte spätmittelalterlicher Erbauungsliteratur* (Niederdeutsche Studien, 2), Münster Köln 1954 (Diss. Münster 1952).

<sup>6</sup> *Sunte Birgitten Openbaringe. Neuausgabe des mittelniederdeutschen Frühdruckes von 1496*, hrg. v. Hildegard DINGES, Masch. Diss. Münster 1952.

<sup>7</sup> H. ECHELMAYER, *Der ‚Dialogus Creaturarum‘ und seine Bedeutung für die mittelniederdeutsche Literatur*, Staatsarbeit (masch.) Münster 1958.

Dabei wurde uns allmählich bewußt, welchen Stellenwert die bisher in der Literaturgeschichtsschreibung kaum oder nur in ganz ungenügendem Maße berücksichtigte gedruckte mittelniederdeutsche Literatur für eine adäquate Darstellung der literarischen Tendenzen, der Sprachgeschichte und der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Niederdeutschen hat. Es ist erstaunlich, wieviel Angst auch gestandene Philologen haben, an Texten zu arbeiten, die nicht in einer handlichen, allseits abgesegneten Ausgabe vorliegen – Texte zu behandeln, zu denen es keine Sekundärliteratur gibt. *Horror vacui, horror fontum?* Diese Berührungsängste, vor allem wenn es sich um weniger herausragende literarische Denkmäler handelt, führen letztendlich dazu, daß nichts – oder vergleichsweise wenig – geschieht. Während Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, das *Nibelungenlied*, oder, um in der niederdeutschen Philologie zu bleiben, Eike von Repgow, *Reynke de vos* und neuerdings auch Hermann Bote Philologen, wie Honig die Fliegen, in Scharen herbeilocken, bleibt das Gros der gedruckten mittelniederdeutschen Literatur unberücksichtigt liegen. „Wat de Bur nich kennt, dat friät he auk nich“ – was der Philologe nicht kennt oder kennen will, das faßt er auch nicht an.

Ein Haupthindernis, das bisher der Erforschung der spätmittelalterlichen gedruckten niederdeutschen Literatur im Wege stand, war die Tatsache, daß die einzelnen Werke heute über fast die ganze Welt verstreut sind. Nehmen wir hier als Beispiel die Produktion der Mohnkopffozin. Aus dem Zeitraum zwischen 1487 und 1520 wurden im Laufe der Jahre 30 Drucke bekannt, sieben in lateinischer und 23 in niederdeutscher Sprache. Von diesen dreißig Drucken sind 12 nur in einem einzigen Exemplar überliefert, von zwei anderen ist jeweils nur ein Exemplar vollständig und von einem weiteren Werk, dem *Narrenschyp*, sind beide auf uns gekommene Exemplare unvollständig, ergänzen sich jedoch gegenseitig. Wer nun also alle dreißig Drucke anschauen möchte, müßte nicht nur mehrere deutsche Bibliotheken aufsuchen – ich nenne hier lediglich Berlin, Hamburg, Hannover und Wolfenbüttel -, sondern darüber hinaus nach Cambridge, Oxford und London, Kopenhagen, Linköping und Stockholm sowie wahlweise – sagen wir je nach politischer Einstellung – nach Moskau oder New York reisen. Hier galt und gilt es, Versäumtes nachzuholen, und zwar dadurch, daß man erstmalig alle bekannten Drucke in mittelniederdeutscher Sprache – sofern noch greifbar – in einer öffentlich zugänglichen Bibliothek als Präsenzbestand zusammenstellt. Es geht uns bei unserem Projekt zunächst also darum, für den norddeutschen Raum, für die niederdeutsche Philologie das zu schaffen, was Klaus Garber, Ordinarius für Literatur und Geschichte der Neueren Literatur an der Universität Osnabrück, in mehreren Beiträgen für

den gesamten deutschen Sprachraum fordert: eine Zentralbibliothek gedruckten Schrifttums<sup>8</sup>.

Einen Raum müssen wir nicht abstecken, denn es geht uns nicht primär nur um die Drucke, die aus niederdeutschen Städten, genau genommen aus Städten innerhalb des mittelniederdeutschen Sprachraums, aus Lübeck, Rostock, Magdeburg, Stendal und Hamburg etwa, hervorgegangen sind, sondern auch um die gedruckten Bücher in mittelniederdeutscher Sprache, die außerhalb des niederdeutschen Sprachraums – in Antwerpen, Basel, Leipzig, Mainz, Straßburg, Paris oder Köln – produziert wurden. Auf die besondere Problematik dieser „auswärtigen“ Druckorte möchte ich hier nicht näher eingehen; nur im Falle der Kölner Drucke darf nicht unerwähnt bleiben, daß es uns bei den Werken aus dieser Stadt nur um die mittelniederdeutschen und nicht etwa ebenfalls um die ripuarischen geht, auch wenn letztere von Conrad Borchling und Bruno Claussen in ihrer Niederdeutschen Bibliographie<sup>9</sup> gleichermaßen berücksichtigt wurden. Mit der Nennung dieses Werkes haben wir übrigens den Ausgangspunkt unserer Bemühungen um den frühen niederdeutschen Buchdruck erreicht, denn ohne ein so hervorragendes Instrument – hier haben niederdeutsche Philologen endlich einmal ihren hochdeutschen Kollegen etwas voraus – befänden wir uns heute sicherlich noch auf der Stufe der Jäger und Sammler.

Wie sieht es mit dem zeitlichen Parameter aus? Aus pragmatischen Gründen werden zunächst nur die niederdeutschen Drucke bis 1520 vollständig gesammelt, die lateinischen Drucke im mittelniederdeutschen Raum tätiger Drucker überwiegend nur in Auswahl. Erstens wird dadurch gewährleistet, daß man die Gesamtproduktion der ersten Buchdruckergeneration komplett erfaßt. Zweitens erhält man auf diese Weise die mehr oder weniger abgeschlossene Einheit vorreformatorischen Schrifttums. Drittens brächte jede generelle Ausdehnung der Sammlung auf spätere Drucke zwangsläufig das Problem der Bewältigung der durch die Refor-

---

<sup>8</sup> K. GARBER, *Die verstreute Bibliothek. Wie auch ohne eine deutsche „Bibliothèque Nationale“ der Zugang zu alten Büchern und Drucken erleichtert werden kann*, *Die Zeit*, Nr. 41, 4. Oktober 1985, S. 88. Erweiterte Fassung unter dem Titel: *Erwartungen der Wissenschaft an Erschließung und Benutzungsmöglichkeit älterer Literatur. Deutscher Nationalkatalog und Deutsche Nationalbibliothek. Eine gesamtdeutsche Aufgabe im gesamteuropäischen Kontext*, in: R. FRANKENBERGER – A. HABERMAN (Hrsg.), *Literaturversorgung in den Geisteswissenschaften* (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderheft 43), Frankfurt 1986, S. 206-233; Ders., *Barock auf Microfiche. Auf dem Weg zu einer „elektronischen Nationalbibliothek“*, *Die Zeit*, Nr. 2, 8. Januar 1988, S. 33.

<sup>9</sup> C. BORCHLING – B. CLAUSSEN, *Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800*, Bd. 1-3,1, Neumünster 1931-57.

mation bedingten gewaltigen Zunahme in der Produktion niederdeutscher Drucke mit sich. Solange weitere Personal- und Sachmittel nicht zur Verfügung stehen, ist eine zeitliche Ausweitung der Sammlung – so wünschenswert diese auch sein mag – unmöglich.

Die zur Durchführung der bisherigen Arbeit vorhandenen Mittel waren übrigens immer schon sehr begrenzt. Geleitet werden die Arbeiten vom jeweiligen Inhaber der Assistentenstelle der Niederdeutschen Abteilung, und zwar neben den üblichen Aufgaben der Lehre, der Geschäftsführung und der Betreuung des sonstigen Bibliotheksbestandes. Eine kleine zusätzliche Hilfe wurde dem Unternehmen im Anfangsstadium Ende der 70er Jahre dadurch zuteil, daß insgesamt dreimal – jeweils für nur wenige Monate – Einsatzstipendien von der Universitätsverwaltung bewilligt wurden. Die Sachausgaben – Mikrofilme, Fotoabzüge, Kopier- und Bindekosten einschließlich der Ausgaben zum Aufbau einer Handbibliothek wissenschaftlicher Sekundärliteratur – betragen bis heute etwa 50 000,- DM und wurden aus dem normalen Buchetat bestritten.

Da sowohl die Zeit als auch die Mittel, die zum Aufbau der Sammlung zur Verfügung standen, recht begrenzt waren, haben wir versucht, möglichst zeitsparend und wirtschaftlich – nicht unbedingt klassische Tugenden universitärer Forschung – vorzugehen. Auf zweierlei Weise wird gesammelt. Einerseits haben wir weiterhin – wie zu Foerstes Zeiten – bestimmten Texten und Texttypen, vor allem in Verbindung mit der Lehre und der sonstigen Forschung, unsere Aufmerksamkeit gewidmet. So wurde beispielsweise, in Verbindung mit Seminaren zu *Reynke de vos*, dem *Narrenschiff*, den „Totentänzen“, den „Fastnachtspielen“ oder den „Prosaerzählungen des späten Mittelalters“, gezielt die entsprechende Überlieferung gesammelt, auch dann, wenn einzelne Textzeugnisse zeitlich oder sprachlich außerhalb der zunächst aufgestellten Grenzen unserer Sammlung liegen. Zusätzliche und sehr willkommene Anregungen und Hilfe erhielt die Sammlung auch durch die Vergabe von Themen für Dissertationen, Staats- und Magisterarbeiten, die – einerlei ob überwiegend literatur- oder sprachwissenschaftlich angelegt – die Beschäftigung mit Texten und Gattungen aus unserem Sammelgebiet zur Folge hatten. Arbeiten zu den mittelniederdeutschen *Salomon und Markolf*-Drucken<sup>10</sup>, dem *Magdeburger Prosa-*

---

<sup>10</sup> Gudrun HASELOH, *Untersuchungen zu den mittelniederdeutschen ‚Salomon und Markolf‘-Drucken*, Magisterarbeit (masch.) Münster 1985.

Äsop<sup>11</sup> oder zu den Druckersprachen Johann Snells<sup>12</sup> und Bartholomäus Gothans<sup>13</sup>, um nur einige zu nennen, haben nicht unwesentlich zur Entstehung der Sammlung und zur Verdeutlichung ihrer Bedeutung für die Forschung beigetragen.

Andererseits werden, soweit Mittel und Kräfte reichen, weiterhin planmäßig – Drucker für Drucker, Stadt für Stadt, Landschaft für Landschaft – Kopien aller niederdeutschen Drucke bis 1525 erworben. Im Augenblick besteht unsere Sammlung aus 164 niederdeutschen und 23 lateinischen Inkunabeln sowie 56 weiteren Drucken aus den Jahren 1501 bis 1520 – insgesamt also für den abgesteckten Zeitraum etwa 80 % der heute noch greifbaren Ausgaben; ferner haben wir 22 niederdeutsche Drucke aus den Jahren zwischen 1521 und 1600 sowie 13 niederdeutsche Drucke aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Die zahlreichen hochdeutschen Drucke – etwa des *Reynke*, des *Narrenschiff* oder des *Eulenspiegel* – an sich schon ansehnliche Sammlungen – sind hier gar nicht berücksichtigt. Hinzu kommt eine mehr als 200 Titel umfassende Handbibliothek mit Literatur zum Buch- und Bibliothekswesen, zur Inkunabelkunde und zur niederdeutschen Bibliographie.

Was kann man damit alles anfangen? Nun, in aller Bescheidenheit, es gibt kaum eine philologische Fragestellung mediävistischer Natur, mit der man nicht an diese Sammlung herantreten kann. Anhand der Sammlung lassen sich die Sprache eines Druckes, eines Druckers, eines Druckortes – gegebenfalls selbstverständlich auch vergleichend – untersuchen. Einzelne Drucke, mehrere Drucke eines Werkes, einzelne Gattungen, Textsorten, die Gesamtproduktion eines Druckers, alle Drucke eines Druckortes, alle Drucke eines Zeitraumes stehen leicht greifbar für die entsprechende literaturwissenschaftliche Untersuchung zur Verfügung. Hinzu kommt auch die Möglichkeit, anhand der Sammlung, oder von Teilen derselben, buchkundliche Arbeiten – Untersuchungen des Typenvorrats und des Holzschnittmaterials<sup>14</sup>, der Druckeinrichtung – oder kunstge-

<sup>11</sup> Brigitte DERENDORF, *Der Magdeburger Prosa-Äsop. Text und Untersuchungen*. Diss. (masch.) Münster 1986 (wird als Bd. 35 der Reihe „Niederdeutsche Studien“ erscheinen).

<sup>12</sup> Maria Rita GESENHOFF, *Studien zur niederdeutschen Druckersprache: Johann Snell*, Staatsarbeit (masch.) Münster 1978.

<sup>13</sup> Margarete RECK, *Studien zur niederdeutschen Druckersprache: Bartholomäus Gothan*, Staatsarbeit (masch.) Münster 1978.

<sup>14</sup> Vgl. etwa T. Sodmann, *Zum Drucker und zur typographischen Ausstattung des Deventer Endechrist*, in: H. NIEBAUM – R. PETERS – E. SCHÜTZ – T. SODMANN (Hrsg.), *Der Deventer Endechrist von 1524. Ein reformationsgeschichtliches Zeugnis*. Teil 1: *Faksimile-Druck mit einführenden Beiträgen* (Niederdeutsche Studien, 31,1), Köln Wien 1984, S. XV-XXVI, oder die Abschnitte „Druckbeschreibung“, „Illustrationen“ und „Drucker“ im

schichtliche Untersuchungen – etwa Text und Bild<sup>15</sup>, Künstler und Holzschnitt, „Nachahmung und Schöpfung“ – durchzuführen. Daß die intensive Beschäftigung mit den Drucken letztendlich Korrekturen und Ergänzungen nicht nur der niederdeutschen Bibliographie, sondern auch der niederdeutschen Literaturgeschichte mit sich bringen wird, ist schon abzusehen.

Mit dieser Sammlung früher Drucke erhalten die niederdeutsche Philologie, die Mediävistik und das Buchwesen ein wichtiges Arbeitsinstrument. Das wissenschaftliche Klima der letzten Jahre scheint für die Realisierung eines solchen Projektes günstig. Ich denke hier vor allem an die Wiederbelebung des *Gesamtkatalogs der Wiegendrucke*, den Münchner Katalog der Drucke des 16. Jahrhunderts, das von Bernhard Fabian hier in Münster betreute Handbuch der historischen Buchbestände, aber auch an die seit Mitte der 70er Jahre deutlich zunehmende Beschäftigung mit der bisher wenig beachteten populären Literatur des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Die gerade auf uns einbrechende Welle mediävistischen Schrifttums und das – auch in breiteren Kreisen – verstärkte Interesse am Leben und Treiben des spätmittelalterlich/frühneuzeitlichen Menschen lassen ebenfalls auf eine glückliche Fortsetzung der Arbeit hoffen.

---

Nachwort zu T. SODMANN (Hrg.). *Das narrenschyp. Lübeck 1497. Fotomechanischer Neudruck der mittelniederdeutschen Bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff*, Bremen 1980, S. 7-20.

<sup>15</sup> Etwa R. VEDDER, *Die Illustrationen in den frühen Drucken des Reynke de vos*, in: J. GOOSSENS – T. SODMANN (Hrgg.), *Reynaert Reynard Reynke. Studien zu einem mittelalterlichen Tierepos* (Niederdeutsche Studien, 27), Köln Wien 1980, S. 196-248, und G. BRINKMANN, *Zu den Illustrationen in den deutschen Ulenspiegel-Drucken des 16. Jahrhunderts*, NdW 22 (1982), 41-63.

Brigitte Derendorf, Münster

## Über den Stellenwert der Frühdrucke in der niederdeutschen Literaturgeschichtsschreibung\*

Von Literaturgeschichten erwartet man bekanntlich einen irgendwie geordneten Überblick über die literarischen Texte eines bestimmten Zeitraums in einer bestimmten Sprache unter Berücksichtigung des jeweils aktuellen Forschungsstandes. Neue Erkenntnisse in der Literaturwissenschaft – in unserem Fall der mediävistischen – sollten sich in ihnen widerspiegeln, insofern sollten Erkenntnisfortschritte in der Wissenschaft auch Fortschritte in der Literaturgeschichtsschreibung nach sich ziehen. Wenn ich nach dem Stellenwert der Frühdrucke in den Geschichten der mittelniederdeutschen Literatur frage, so heißt das konkret: Werden die Frühdrucke überhaupt erwähnt? Wenn ja, in welchem Kontext erscheinen sie, wie werden sie bewertet? Wenn nein, lassen sich Gründe dafür ermitteln, daß sie nicht genannt werden? Ich will mein Interesse noch einmal am Beispiel von drei verschiedenen, nur gedruckt überlieferten Texten präzisieren, mit denen ich mich in der Vergangenheit intensiver beschäftigt habe und für die ich deshalb sowohl die Literaturgeschichten als auch die Forschungsliteratur zu überblicken glaube: dem „Magdeburger Prosa-Äsop“, dem Legendar „Der Heiligen Leben“ und Meister Stephans „Schachbuch“.

Der „Magdeburger Prosa-Äsop“<sup>1</sup> ist in seinen Hauptteilen eine Sammlung äsopischer Fabeln in Prosa; er gibt sich im Vorwort als Übersetzung von Heinrich Steinhöwels berühmtem „Esopus“ aus, als eine Übersetzung aus dem Hochdeutschen also. In Wirklichkeit hat der niederdeutsche Bearbeiter für nahezu alle Fabeln zusätzlich lateinische Quellen herangezogen, hat sowohl Bildteil als auch Moralisierung der jeweiligen Fabel entsprechend umgestaltet und sie darüber hinaus geistlich ausgelegt. Das Werk stellt damit innerhalb der volkssprachlichen Überlieferung äsopischer

---

\* Vorgetragen bei dem Kolloquium „Forschungen und Perspektiven niederdeutscher Mediävistik. Überlegungen anhand der münsterschen Sammlung volkssprachiger Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts“ anlässlich der Hauptversammlung der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens am 6. Mai 1988.

<sup>1</sup> Vgl. zum folgenden B. DERENDORF, *Der Magdeburger Prosa-Äsop. Text und Untersuchungen*, Diss. (masch.) Münster 1986; B. DERENDORF – G. DICKE, Art. *Magdeburger Prosa-Äsop*, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 2., völlig neu bearb. Aufl., hrg. v. K. RUH, Bd. 5, Berlin New York 1985, Sp. 1130-1132.

Fabeln – sowohl für die Geschichte der Gattung als auch literatursoziologisch – einen hochinteressanten Typ dar. Während die beiden älteren mittelniederdeutschen Fabelsammlungen, der „Wolfenbütteler Äsop“ Gerhards von Minden<sup>2</sup> und der Pseudo-Gerhardsche „Magdeburger Äsop“<sup>3</sup>, die beide handschriftlich überliefert und dazu in Versen geschrieben sind, in jeder mittelniederdeutschen Literaturgeschichte ausführlich gewürdigt werden, kommt die gedruckte Prosa-Sammlung, die im übrigen völlig unabhängig von den beiden anderen entstanden ist und zwei Auflagen<sup>4</sup> erlebt hat, in der niederdeutschen Literaturgeschichtsschreibung – bis auf eine Ausnahme – nicht vor. Bei der Ausnahme handelt es sich um die „Bestandsaufnahme“ von Hartmut Beckers aus den Jahren 1977-79<sup>5</sup>. Beckers hat den Text quasi „entdeckt“ und, wenn er auch den Grad der Bearbeitung völlig unterschätzt hat, ihn immerhin beschrieben und damit auf ihn aufmerksam gemacht. Die Existenz des Werkes mit Angabe des Aufbewahrungsortes war aber – soweit ich sehe – spätestens seit Borchlings drittem Reisebericht<sup>6</sup>, seit Beginn dieses Jahrhunderts also, bekannt. In den auf Beckers folgenden Darstellungen<sup>7</sup> wird es wieder beharrlich ignoriert<sup>8</sup>. Woran mag es liegen, daß der Text in der Literaturgeschichtsschreibung keine Rolle spielt? Liegt es an einem der Merkmale

<sup>2</sup> A. LEITZMANN (Hrg.), *Die Fabeln Gerhards von Minden in mittelniederdeutscher Sprache*, Halle a. S. 1898 (Nachdruck Hildesheim Zürich New York 1985).

<sup>3</sup> W. SEELMANN (Hrg.), *Gerhard von Minden* (Niederdeutsche Denkmäler, 2), Bremen 1878.

<sup>4</sup> Vgl. C. BORCHLING – B. CLAUSSEN, *Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800*, Bd. 1-3,1, Neumünster 1931-57, Nr. 215 und 216 [im folgenden zitiert als BC].

<sup>5</sup> H. BECKERS, *Mittelniederdeutsche Literatur – Versuch einer Bestandsaufnahme*, NdW 17 (1977) 1-58; 18 (1978) 1-47; 19 (1979) 1-28; hier 18 (1978) 7f.

<sup>6</sup> C. BORCHLING, *Mittelniederdeutsche Handschriften in Wolfenbüttel und einigen benachbarten Bibliotheken. Dritter Reisebericht*, Nachrichten v. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Kl., 1902 (Beiheft), S. 184.

<sup>7</sup> Vgl. z. B. G. CORDES, *Mittelniederdeutsche Dichtung und Gebrauchsliteratur*, in: G. CORDES – D. MÖHN (Hrgg.), *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*, Berlin 1983, S. 351-390; K. HYLDGAARD-JENSEN, *Die Textsorten des Mittelniederdeutschen*, in: W. BESCH – O. REICHMANN – St. SONDEREGGER (Hrgg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2,1 u. 2), 2 Halbbände, Berlin New York 1985, 2. Halbband, S. 1247-1251; W. SPIEWOK, *Die mittelalterliche Literaturlandschaft im niederdeutschen Sprachraum*, in: K. FRITZE – E. MÜLLER-MERTENS – J. SCHILDHAUER (Hrgg.), *Der Ost- und Nordseeraum. Politik – Ideologie – Kultur vom 12. bis zum 17. Jahrhundert* (Hansische Studien, 7), Weimar 1986, S. 120-133.

<sup>8</sup> Fairerweise sei erwähnt, daß H. JELTINGHAUS (*Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur*, 3., verbesserte Auflage [Grundriß der germanischen Philologie, 7], Berlin Leipzig 1925) in einer Fußnote (S. 28, Anm. 2) zu den handschriftlich überlieferten Fabelsammlungen auf einen „gedruckten Aesop“ hinweist.

‚Druck‘, ‚Prosa‘, ‚Übersetzung aus dem Hochdeutschen‘, an der Kombination dieser Merkmale, oder an der Ignoranz bzw. den persönlichen Präferenzen der Verfasser von Literaturgeschichten?

Mein zweites Beispiel, das Legendar „Der Heiligen Leben“, weist oberflächlich gesehen die gleichen Merkmale auf; hinzu kommt als weiterer, möglicherweise diskriminierender Faktor das Merkmal ‚geistlich‘. Wenn außerdem – das kann ich vorwegnehmen – ein Werk über einen langen Zeitraum in immer neuen Druckauflagen erscheint, wie es bei diesem Legendar der Fall ist<sup>9</sup>, ihm also der Geruch der Massensliteratur anhaftet, hat es eigentlich keine Chance mehr, in die Literaturgeschichte einzugehen. Bei den niederdeutschen Versionen von „Der Heiligen Leben“ handelt es sich aber keineswegs immer um einfache Übersetzungen, vielmehr wird der Legendenbestand schon in der ersten Ausgabe den lokalen Gegebenheiten angepaßt, die einzelnen Legenden werden spätestens seit der dritten Auflage systematisch und bei fast jeder Auflage neu mit den entsprechenden Versionen der lateinischen „Legenda aurea“ des Jacobus de Voragine oder anderen parallelen Legenden verglichen und entsprechend revidiert. Der Forschung ist dieser Tatbestand seit längerem bekannt<sup>10</sup>. „Der Heiligen Leben“ kommt aber in den niederdeutschen Literaturgeschichten so gut wie nicht vor, wo es überhaupt erwähnt wird, verwechselt man es mit der „Legenda aurea“, Gerhard Cordes verwechselt es noch 1983<sup>11</sup> sogar mit dem „Passional“<sup>12</sup>.

Das dritte Beispiel, Meister Stephans „Schachbuch“<sup>13</sup>, erfährt dagegen eine ganz andere Behandlung. Es handelt sich bei diesem Druck um eine mittelniederdeutsche Versbearbeitung des lateinischen Schachtraktates des

<sup>9</sup> Insgesamt sind acht niederdeutsche Auflagen erschienen; BC 34, 118, 131, 202, 314, 416, 497 und 592.

<sup>10</sup> Zur Diskussion um den Titel vgl. G. EIS, *Kritik der Bezeichnung „Wenzelpassional“*, ZfdPh. 75 (1956) 274-278. Zu den Besonderheiten der niederdeutschen Drucke äußert sich – soweit ich sehe – erstmals K. FIRSCHING, *Die deutschen Bearbeitungen der Kilianslegende unter besonderer Berücksichtigung deutscher Legendarhandschriften des Mittelalters* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, 26), Würzburg 1973, S. 85f. Zu den niederdeutschen Drucken vgl. jetzt D. HOENIG, *Die gedruckten niederdeutschen Legendare des Spätmittelalters*, Staatsexamensarbeit Münster 1987.

<sup>11</sup> CORDES (wie Anm. 7) S. 356.

<sup>12</sup> Der Titel „Passional“ bezeichnet allein das – möglicherweise im Deutschen Orden entstandene – Verslegendar, dessen drittes Buch von F. K. KÖPKE (*Das Passional. Eine Legendensammlung des dreizehnten Jahrhunderts*, Quedlinburg Leipzig 1852) ediert worden ist.

<sup>13</sup> BC 316; W. SCHLÜTER (Hrg.), *Meister Stephans Schachbuch. Ein mittelniederdeutsches Gedicht des vierzehnten Jahrhunderts* (Verh. d. Gelehrten Estnischen Ges., 11 u. 14), Norden Leipzig 1889.

Jacobus de Cessolis, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts entstanden ist; d. h., dem Druck muß eine – inzwischen verlorene – handschriftliche Überlieferung vorausgegangen sein. Der Text vereinigt also folgende Merkmale: handschriftliche Überlieferung, weltlicher Inhalt, poetische Form, genuin niederdeutsch und – als wichtiger neuer Faktor – der Autor ist namentlich bekannt. Der Druck hatte damit, auch das kann ich vorwegnehmen, die besten Voraussetzungen, in den Kanon der erinnerungswürdigen Werke aufgenommen zu werden. In der Tat gibt es keinen Überblick über die mittelniederdeutsche Literatur, in dem Stephans „Schachbuch“ fehlt. Es wird überall ausführlich gewürdigt und als eine auf die Verhältnisse in Norddeutschland zugeschnittene Ständelehre gefeiert – und damit völlig überbewertet (wenn ich mich einmal auf die Wertungskriterien der Literaturgeschichten einlasse). Denn der Autor hat sich in Wirklichkeit eng an seine Vorlage gehalten – seine Freiheit besteht im Kürzen – und kaum die historischen Verhältnisse seiner Zeit reflektiert<sup>14</sup>. Offensichtlich machte sich nie ein Literaturhistoriker die Mühe, den Text im Vergleich mit seiner Quelle zu lesen. Im übrigen läßt selbst die vorhandene, in ihren Ergebnissen veraltete Monographie zu diesem Werk<sup>15</sup> eine so positive Beurteilung nicht zu.

Die unterschiedliche Behandlung der beiden erstgenannten Drucke, „Magdeburger Prosa-Äsop“ und „Der Heiligen Leben“, auf der einen Seite und des „Schachbuchs“ auf der anderen Seite haben mich also veranlaßt, dem Stellenwert der Frühdrucke in der mittelniederdeutschen Literaturgeschichtsschreibung breiter nachzugehen. Bei der Sichtung habe ich nicht die gesamte Frühdruckzeit berücksichtigt, die ja bekanntlich bis 1550 dauert<sup>16</sup>, sondern nur den Zeitraum von 1473, dem Erscheinungsjahr der ersten niederdeutschen Inkunabel, bis ca. 1520. Diese Begrenzung ist zum einen in der Beschränkung unserer Sammlung begründet, die nur diese Zeitspanne umfaßt<sup>17</sup>, was wiederum dadurch legitimiert ist, daß die Reformation auch für die niederdeutsche Literatur eine Epochenschwelle darstellt: Auch

<sup>14</sup> Ich greife hier auf Ergebnisse eines im WS 1987/88 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster von Jan Goossens und mir veranstalteten Hauptseminars zurück.

<sup>15</sup> C. Th. SAUL, *Studien zu Meister Stephans Schachbuch*, Diss. Münster 1926.

<sup>16</sup> Zur Diskussion um den Umfang des Begriffs ‚Frühdruck‘ vgl. zusammenfassend Ch. WEISMANN, *Die Beschreibung und Verzeichnung alter Drucke. Ein Beitrag zur Bibliographie von Druckschriften des 16. bis 18. Jahrhunderts*, in: H.-J. KÖHLER (Hrg.), *Flugschriften als Massenmedium der Reformationszeit. Beiträge zum Tübinger Symposium 1980* (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit. Tübinger Beiträge zur Geschichtsforschung, 13), Stuttgart 1981, S. 506. Ich verwende den Terminus entgegen Weismanns Vorschlag, ihn als Synonym zu ‚Inkunabel‘ zu benutzen, hier jedoch im oben beschriebenen Sinne.

<sup>17</sup> Zur Begrenzung der Sammlung vgl. die Beiträge von T. Sodmann auf S. 3ff. und T. Sodmann und mir auf S. 39ff. in diesem Zeitschriftenband.

wenn sich sprachlich gesehen nicht viel ändern mag, so verändern sich die literarischen Formen und Inhalte doch sehr stark. Zum anderen hängt die Begrenzung damit zusammen, daß ich einen Zeitraum beobachten wollte, in dem handschriftliche und gedruckte Produktion noch durchaus gleichrangig nebeneinander existieren. Mit Beginn der Reformation wird es selbstverständlich, neue Texte sofort in den Druck zu geben, so daß von da an selbst eine ausschließlich auf das erstmalige Erscheinen der Werke fixierte Literaturgeschichte eine von gedruckten Texten sein müßte. Da mich aber auch Drucke interessieren, die Texttypen oder Texte überliefern, denen eine handschriftliche Verbreitung vorausgeht, habe ich bei den Literaturgeschichten den Zeitraum seit Beginn der mittelniederdeutschen Literatur, d. h. seit etwa Anfang des 13. Jahrhunderts erfaßt.

Es erscheint mir sinnvoll, an dieser Stelle einen kurzen Überblick über die zwischen 1473 und 1520 gedruckte niederdeutsche Literatur zu geben, d. h. die Texte bzw. Textsorten zu benennen, nach denen ich in den Literaturgeschichten Ausschau gehalten habe. Ich lehne mich in der Systematik an die von H. Kästner, B. Schirok, E. Schütz und J. Schwitalla im Handbuch „Sprachgeschichte“ für die mittel- und frühneuhochdeutschen Texte angewandte Einteilung nach „Sinnwelten/Funktionsbereichen“ an (Religion, Dichtung, Alltag; der Bereich Wissenschaft spielt in der gedruckten mittelniederdeutschen Literatur so gut wie keine Rolle)<sup>18</sup>. Eine Problematisierung dieser Gliederung ebenso wie eine Diskussion des Begriffs und des Terminus Textsorte<sup>19</sup> halte ich zwar grundsätzlich für notwendig, sie würde in diesem Zusammenhang aber zu weit führen.

Zum Bereich Religion und zum Überschneidungsbereich von Religion und Alltag, im wesentlichen katechetisches und asketisches Schrifttum umfassend, gehören insgesamt etwa 120 der 364 hier in Frage stehenden Borchling – Claußen-Nummern<sup>20</sup>. Darunter finden sich 16 Plenar-Ausgaben, aber nur eine vollständige Bibelübersetzung (die beiden Kölner Bibeln nicht

<sup>18</sup> H. KÄSTNER – B. SCHIROK, *Die Textsorten des Mittelhochdeutschen*, in: *Sprachgeschichte* (wie Anm. 7) 2. Halbband, S. 1164-1179; H. KÄSTNER – E. SCHÜTZ – J. SCHWITALLA, *Die Textsorten des Frühneuhochdeutschen*, in: *Sprachgeschichte* (wie Anm. 7) 2. Halbband, S. 1355-1368.

<sup>19</sup> Zur theoretischen Fundierung des in den in Anm. 18 genannten Beiträgen verwendeten Textsorten-Begriffs vgl. H. STEGER, *Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten/Texttypen und ihrer kommunikativen Bezugsbereiche*, in: *Sprachgeschichte* (wie Anm. 7) 1. Halbband, S. 186-204.

<sup>20</sup> Auf die Zahl 364 komme ich, wenn ich von den bei BC (wie Anm. 4) zwischen 1473 und 1520 aufgeführten Drucken alle in Köln gedruckten und zwei weitere hochdeutsche Texte abziehe; vgl. dazu die von T. Sodmann und mir auf S. 39ff. dieses Bandes zusammengestellte Übersicht.

mitgerechnet) und nur jeweils zwei Auflagen des Psalters und der „Neuen Ee“ (Typ Historienbibel); 17 Auflagen von Gebetbüchern („Bedeboek“), die 12 „Hortulus animae“-Auflagen, die beiden Stundenbücher u. ä. noch nicht mitgezählt; acht Auflagen von „Der Heiligen Leben“, aber nur eine „Vitas patrum“-Ausgabe, mehr als zehn Nummern umfassen gedruckte Einzellegenden; drei Auflagen der „Offenbarungen der Hl. Birgitta“; vier Auflagen von Dietrich Koldes „Christenspiegel“; vier Auflagen der „Rechtssumme“ Bruder Bertholds; fünf Auflagen der „Imitatio Christi“ des Thomas von Kempen. Etwa 65 Nummern entfallen auf Texte wie den „Antichrist“, den „Seelentrost“, das „Boek van der Bedroffenisse Marien“, Johannes von Paltz „Himmliche Fundgrube“, die gesamte sogenannte Spiegelliteratur u. ä., die jeweils in einer oder wenigen Auflagen erschienen sind. Außerdem finden sich unter den Frühdrucken sieben Ablaßbriefe. Etwa zehn Nummern entfallen bereits (seit 1517) auf Luther-Drucke bzw. auf mit der Reformation zusammenhängende Schriften.

Zum Grenzbereich von Religion/Alltag und Dichtung gehören die vier „Totentanz“-Drucke (einer verschollen), das „Zwiegespräch zwischen dem Leben und dem Tod“ (eine Auflage), aber sicher auch die niederdeutsche „Reineke Fuchs“-Version (drei Auflagen vor 1520, eine verschollen), die beiden „Äsop“-Drucke (geistlich glossiert), das sogenannte Fastnachtspiel „Henselyn“, das „Narrenschyp“ (zwei Auflagen), die wenigen, als Einblattdrucke nach 1500 erschienenen geistlichen Lieder und – mit größeren Einschränkungen – die satirischen Werke „Bruder Rausch“ (zwei Auflagen) und „Der Pfarrer vom Kahlenberg“.

Zum Bereich Dichtung mit starkem Alltagsbezug gehören zwei ständedidaktische Schriften: Hermann Botes „Radbuch“ (zwei Auflagen, eine verschollen) und Meister Stephans „Schachbuch“ (eine Auflage). Eine gewisse – wenn auch nicht immer so deutlich erkennbare – lebenspraktische Gebrauchsfunktion hatten sicherlich auch die früher unter der Bezeichnung „Volksbücher“ zusammengefaßten Prosahistorien: „Alexander der Große“ (eine Auflage), „Historia Trojana“ (2), „Drakula“ (2), „Melusine“ (1), „Griseldis“ (2), „Sigismunda“ (3, zwei davon im Anhang der „Äsop“-Drucke), „Paris und Vienna“ (1), „Die sieben weisen Meister“ (3, z. T. glossiert), „Von den zwei/vier Kaufleuten“ (2), „Der Graf im Pflug“ (1) und „Salomon und Markolf“ (2).

Etwas mehr als die Hälfte der zwischen 1473 und 1520 gedruckten Werke ist dem Bereich des Alltags zuzuordnen, wobei es auch hier Überschneidungen mit dem Bereich Religion und dem der Wissenschaft gibt. Im

wesentlichen handelt es sich um die von Gerhard Eis<sup>21</sup> klassifizierte Fachliteratur. Neben zwei „Lucidarius“-Ausgaben (eine verloren) finden sich zahlreiche Rechtstexte (vier Auflagen des „Sachsenspiegels“, ein „Belial“-Druck, Land- und Wasserrechte, Polizeiorfnungen, Hanserezesse u. ä.) und Chroniken (Saxos „Dänische Chronik“ in zwei Auflagen, je eine Auflage der „Wendischen Chronik“ und der „Chronik der Sachsen“). Fast 20 Nummern entfallen auf Lehr- und Unterrichtstexte (Vokabularien, Grammatiken u. ä.), 13 auf human- und (seltener) tiermedizinische Literatur (Arznei-, Kräuter-, Pestbücher), drei auf Literatur über Entdeckungs- und Pilgerreisen. Zweimal aufgelegt wurde der Pseudo-Bernhardische Traktat über Haushaltsführung, einmal der „Liber vagatorum“. Zahlreich vertreten sind die verschiedenen Typen von Kalendern (ich zähle 46 Nummern, ziemlich gleichmäßig verteilt über die gesamte Zeit; Almanache, Praktiken, Prognostiken, „Nyge Kalender“). Besonders nach 1500 finden sich häufig kleinere Schriften, meist Einblattdrucke, deren Inhalt man als ‚Nachrichten‘ charakterisieren könnte; zusammen mit den ebenfalls meist in Form von Einblattdrucken publizierten Werbeanzeigen, Einladungsschreiben und Liedern machen sie fast 50 Nummern der bei Borchling – Claußen verzeichneten Frühdrucke aus.

Bei der Sichtung der einzelnen literarhistorischen Darstellungen hat sich sehr schnell ergeben, daß die Frage nach dem Stellenwert der Frühdrucke kaum von der nach der Qualität bzw. besonderen Ausrichtung der jeweiligen Literaturgeschichte zu trennen ist. Deshalb will ich hier auch nicht statistisches Material ausbreiten, sondern eher zusammenfassende Charakterisierungen versuchen<sup>22</sup>.

Ich beginne mit Kinderlings „Geschichte der Nieder-Sächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache“<sup>23</sup> aus dem Jahre 1800, die in ihren Hauptteilen eine chronologische Auflistung der bis dahin bekannten Texte in alt- und mittelniederdeutscher Sprache ist. Kinderling interessierten die Denkmäler zwar weniger in literarischer als vielmehr in sprachlicher Hin-

<sup>21</sup> G. EIS, *Mittelalterliche Fachliteratur* (Sammlung Metzler, 14), 2. Aufl., Stuttgart 1967.

<sup>22</sup> Ich kann hier nur auf die wichtigsten Darstellungen der mittelniederdeutschen Literatur eingehen. Für weitere Literatur verweise ich auf H. BECKERS, *Die Erforschung der niederdeutschen Literatur des Mittelalters*, Nd.Jb. 97 (1974) 37-60; G. CORDES, *Geschichte und Methoden der niederdeutschen Literaturwissenschaft*, in: CORDES – MÖHN (wie Anm. 7) S. 24-68. Aus jüngster Zeit ist mir sonst nur noch die Darstellung von SPIEWOK (wie Anm. 7) bekannt.

<sup>23</sup> J. F. A. KINDERLING, *Geschichte der Nieder-Sächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache vornehmlich bis auf Luthers Zeiten, nebst einer Musterung der vornehmsten Denkmahle dieser Mundart*, Magdeburg 1800 (Nachdruck Leipzig 1974).

sicht, und auch insofern handelt es sich hier natürlich nicht um eine Literaturgeschichte. Wenn ich die Darstellung trotzdem erwähne, dann deshalb, weil sie zeigt, wie früh bereits die meisten der später in Borchling – Claußens Bibliographie der niederdeutschen Drucke aufgeführten Frühdrucke bekannt und für die Literaturgeschichtsschreibung verfügbar gewesen sind. Das berechtigt m. E. dazu, auch die vor 1931, dem Erscheinungsjahr des einschlägigen Bandes von Borchling – Claußen, geschriebenen Literaturgeschichten hinsichtlich ihrer Behandlung der Frühdrucke zu überprüfen.

Das für Kinderling Gesagte gilt auch für das 1911 erschienene „Handbuch zur Geschichte der plattdeutschen Literatur“ von Rudolf Eckart<sup>24</sup>, das nicht mehr ist als eine um Vollständigkeit bemühte, chronologisch geordnete Bibliographie der Werke. Die Zahl der bekannten Frühdrucke hat sich inzwischen etwas erhöht. Erwähnt werden sollte auch, daß sowohl Kinderling als auch Eckart nicht nur Erst-, sondern auch die Folgeauflagen eines Druckes verzeichnen, Eckart häufig mit Nachweis der Fundorte.

Nicht mehr als ein Repertorium ist im Grunde auch die erste Darstellung, die mit dem Anspruch auftritt, eine *Literaturgeschichte* sein zu wollen: Hermann Jellinghaus' zuerst 1893 und in dritter Auflage 1925 erschienene „Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur“<sup>25</sup>. Jellinghaus organisiert den Stoff nicht chronologisch, sondern nach den Kategorien Poesie und Prosa, weltlich und geistlich, und zuletzt nach Gattungen, jedoch ohne jeden historischen Bezug. Er wertet sehr stark, was das gute Recht, m. E. aber nicht unbedingt Pflicht<sup>26</sup> eines Literaturhistorikers ist, doch sollte es nicht so subjektiv und unhistorisch geschehen wie bei Jellinghaus. Seine persönlichen Präferenzen haben aber offensichtlich nicht zu einer Selektion geführt; er ist darum bemüht, das Material so vollständig wie möglich zu bieten, und verzeichnet daher auch alle ihm bekannten Frühdrucke<sup>27</sup>. Die Tatsache, daß ein Text im Druck und nicht handschriftlich überliefert ist, verschweigt er allerdings bisweilen, wie z. B. bei Meister Stephans „Schachbuch“ oder beim Lübecker „Henselyn“<sup>28</sup>.

<sup>24</sup> R. ECKART, *Handbuch zur Geschichte der plattdeutschen Literatur*, Bremen 1911.

<sup>25</sup> JELLINGHAUS (wie Anm. 8).

<sup>26</sup> Vgl. dagegen M. WEHRLI, *Literaturgeschichtsschreibung heute. Einige Reflexionen*, in: D. HUSCHENBETT u. a. (Hrsg.), *Medium Aevum deutsch. Beiträge zur deutschen Literatur des hohen und späten Mittelalters. Festschrift für K. Ruh*, Tübingen 1979, S. 423.

<sup>27</sup> Vgl. etwa das oben (Anm. 8) genannte Beispiel.

<sup>28</sup> JELLINGHAUS (wie Anm. 8) S. 24, 33.

1913 erschien H. K. A. Krügers „Geschichte der niederdeutschen oder plattdeutschen Literatur vom Heliand bis zur Gegenwart“<sup>29</sup>. Was Krüger im Vorwort als Vorzug seiner Arbeit ausgibt, nämlich eine „Geschichte der plattdeutschen Literatur in zusammenhängender Darstellung“<sup>30</sup> zu bieten, erscheint aus mediävistischer Sicht als großer Mangel; denn hier muß die mittelalterliche Literatur quasi als Erbe dazu herhalten, die plattdeutsche Literatur zu nobilitieren. Mit seiner Absicht, einen Überblick über die „Entwicklung der Literatur“<sup>31</sup> zu vermitteln, suggeriert er eine Kontinuität zwischen alt- bzw. mittelniederdeutscher und plattdeutscher Literatur, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Krüger sieht seine Aufgabe darin, zu sichten, die Kriterien jedoch, nach denen ein Werk zu den „Singvögeln“ – wie er es formuliert – gehört, werden dem Benutzer nicht verraten. Hinsichtlich der Frühdrucke zeigt sich aber ganz deutlich, daß die Auswahlkriterien mehr oder weniger jene Merkmale sind, die ich eingangs für Stephans „Schachbuch“ beschrieben habe. Kanonisiert werden dementsprechend neben dem „Schachbuch“ der „Reynke de vos“, das „Narrenschyp“, die „Totentänze“, „Henselyn“, „Bruder Rausch“, Botes „Radbuch“ und – versteckt am Ende des 16. Jahrhunderts – einige willkürlich ausgewählte sogenannte „Volksbücher“. Das gesamte alltagsbezogene und das religiöse Schrifttum wird, wenn es nur gedruckt überliefert ist, nicht erwähnt.

Insofern es sich bei Wolfgang Stammers Literaturgeschichte aus dem Jahre 1920<sup>32</sup> ebenfalls um eine die mittelalterliche und die plattdeutsche Literatur verbindende Darstellung handelt, gelten für sie die gleichen Bedenken wie für Krüger. Die wohl bekannteste unter den älteren Literaturgeschichten, die noch 1968 neu aufgelegt wurde, ist bereits bei ihrem Erscheinen wegen ihres sehr subjektiven Charakters kritisiert worden<sup>33</sup>. Sie hat gegenüber allen vorangehenden Arbeiten jedoch den Vorzug, Literaturgeschichte in ihrer Abhängigkeit von bzw. als Auseinandersetzung mit der Real- und Geistesgeschichte zu erfassen – zumindest bemüht sie sich darum. Andererseits wirkt die Darstellung gerade durch die Einführung der historisch gemeinten Gruppierungen „Die hansische Literatur“ und „Das Binnenland“ neben der herkömmlichen Stofforganisation nach Gattungen

<sup>29</sup> H. K. A. KRÜGER, *Geschichte der niederdeutschen oder plattdeutschen Literatur vom Heliand bis zur Gegenwart*, Schwerin i. M. [1913].

<sup>30</sup> KRÜGER (wie Anm. 29) S. VII.

<sup>31</sup> Ebd., S. VIII.

<sup>32</sup> W. STAMMLER, *Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart* (Aus Natur und Geisteswelt, 815), Leipzig Berlin 1920 (Nachdruck Darmstadt 1968).

<sup>33</sup> W. SEELMANN, Rez. zu W. STAMMLER (wie Anm. 32), Nd.Jb. 46 (1920) 80.

etwas verwirrend. Bekanntlich plädiert Stammler im Vorwort seines „Verfasserlexikons“ für einen der mittelalterlichen Realität angemessenen, erweiterten Literaturbegriff, der bis auf die Urkunden das gesamte Schrifttum umfaßt<sup>34</sup>. Dem trägt er in begrenztem Ausmaß in seiner Literaturgeschichte Rechnung: Über Krügers Kanon an Frühdrucken hinaus finden sich bei Stammler nun auch einige wenige gedruckte Werke der Fachliteratur, etwa Konrad (?) Botes „Chronik der Sachsen“ – allerdings ohne Hinweis auf das Medium –, und der religiösen Literatur, z. B. die Lübecker Bibel oder Dietrich Koldes „Christenspiegel“. Das entscheidende Kriterium für ihre Auswahl ist offensichtlich das Merkmal „genuin niederdeutsch“, und entsprechend gering ist die Zahl der neu aufgenommenen Frühdrucke, die doch in ihrer Mehrheit „Rezeptionsliteratur“ überliefern.

Wichtige Versuche mittelniederdeutscher Literaturgeschichtsschreibung nach Stammler wurden erst wieder nach dem Zweiten Weltkrieg unternommen: 1954 erschien Gerhard Cordes' Artikel „Alt- und Mittelniederdeutsche Literatur“ in Stammlers „Aufriß“<sup>35</sup>, 1971 Willy Krogmanns Artikel „Mittelniederdeutsche Literatur“ in Schmitts „Grundriß“<sup>36</sup>, 1977-79 publizierte Hartmut Beckers die drei ersten und bisher einzigen Teile seines „Versuchs einer Bestandsaufnahme“ der mittelniederdeutschen Literatur im „Niederdeutschen Wort“<sup>37</sup>, 1983 erschien erneut ein Artikel von Cordes, „Mittelniederdeutsche Dichtung und Gebrauchsliteratur“, im „Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft“<sup>38</sup> und schließlich 1985 der Artikel „Die Textsorten des Mittelniederdeutschen“ von Karl Hyldgaard-Jensen im Handbuch „Sprachgeschichte“<sup>39</sup>.

Die germanistische Mediävistik hat seit den späten 50er Jahren gerade im Bereich der Literaturgeschichtsschreibung neue Impulse bekommen, ich erinnere nur an die programmatischen Arbeiten von Hugo Kuhn, Erich Köhler und Hans Robert Jauß<sup>40</sup>. Sie plädieren für eine Abkehr von einer

<sup>34</sup> W. STAMMLER (Hrg.), *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd. 1, Berlin Leipzig 1933, S. V.

<sup>35</sup> G. CORDES, *Alt- und mittelniederdeutsche Literatur*, in: W. STAMMLER (Hrg.), *Deutsche Philologie im Aufriß*, Bd. 2, Berlin <sup>2</sup>1954 (Nachdruck Berlin 1966), Sp. 2473-2520.

<sup>36</sup> W. KROGMANN, *Mittelniederdeutsche Literatur*, in: L. E. SCHMITT (Hrg.), *Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500*, Bd. 2, Berlin 1971, S. 263-325.

<sup>37</sup> BECKERS (wie Anm. 5).

<sup>38</sup> CORDES (wie Anm. 7).

<sup>39</sup> K. HYLDGAARD-JENSEN, *Die Textsorten des Mittelniederdeutschen*, in: *Sprachgeschichte* (wie Anm. 7) 2. Halbband, S. 1247-1251.

<sup>40</sup> Für die Anfänge sei hier lediglich auf den Aufsatz von H. KUHN (*Gattungsprobleme der mittelniederdeutschen Literatur*, Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Jg. 1956, Heft 4, München 1956 [wiederabgedruckt in: H. KUHN,

Literaturgeschichte der Autoren und Erstproduktionen hin zu sozial- und rezeptionshistorisch orientierten Darstellungen, die vor allem die spezifischen Gebrauchszusammenhänge und Funktionen von Texten thematisieren, um damit die mittelalterliche Kommunikationssituation angemessener zu erfassen. Für die Frühdrucke würde eine Umsetzung dieses Programms bedeuten, daß sie viel stärker als bisher in den Mittelpunkt des Interesses rücken müßten. Deshalb habe ich die jüngere mittelniederdeutsche Literaturgeschichtsschreibung auch daraufhin befragt, inwieweit sie diese neuen Forschungsansätze rezipiert.

Auf den Artikel von Krogmann werde ich im folgenden nicht eingehen, da ich ihn für unseriös halte; auch der Beitrag von Hyldgaard-Jensen, der allerdings nicht den Anspruch erhebt, eine literarhistorische Abhandlung zu sein, lohnt für unsere Fragestellung keine ausführliche Besprechung.

Es bleiben also die Beiträge von Cordes und Beckers. Cordes' Darstellung aus dem Jahre 1954 steht noch ganz in der Tradition Stammliars, entsprechend wenig Unterschiede ergeben sich hinsichtlich des Kanons, insbesondere der Frühdrucke. Die qualitativen Wertungen wirken insgesamt sachlicher, was bei einzelnen Werken mit dem inzwischen fortgeschrittenen Stand der Fachwissenschaft zusammenhängt. Interessant ist nun der Vergleich mit Cordes' Artikel, der 1983, also fast dreißig Jahre später, erschienen ist. Der neue Titel, „Mittelniederdeutsche Dichtung und Gebrauchsliteratur“, signalisiert zwar eine Kenntnis der neueren Forschung, doch leider zeigt sich sehr schnell, daß „Gebrauchsliteratur“ bei Cordes ein modischer Ersatzterminus für „Fachliteratur“ geworden ist, ebenso wie „Textsorten“ für die alten „Gattungen“. Ein neues Programm steht bei ihm nicht dahinter. Auffallend ist der häufige Verweis auf eine jüngere gedruckte Überlieferung bei älteren, zunächst handschriftlich produzierten Werken. Bisweilen wird auch darauf hingewiesen, wenn bestimmte Text-

---

*Dichtung und Welt im Mittelalter*, Stuttgart 1969, S. 41-61)) verwiesen, der eine lange Reihe von literatursystematischen Entwürfen Kuhns einleitet. Einen guten Überblick vermittelt J.-D. MÜLLER, *Literaturgeschichte / Literaturgeschichtsschreibung*, in: J. HARTH – P. GEBHARDT (Hrsg.), *Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden der Literaturwissenschaft*, Stuttgart 1982, S. 195-227. Wichtig für die weitere Diskussion bzw. Praxis sind m. E. die Beiträge von J.-D. MÜLLER, *Aporien und Perspektiven einer Sozialgeschichte mittelalterlicher Literatur. Zu einigen neueren Forschungsansätzen*, in: W. VOSSKAMP – W. LÄMMERT (Hrsg.), *Historische und aktuelle Konzepte der Literaturgeschichtsschreibung – Zwei Königskinder? Zum Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft* (Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Bd. 11), Tübingen 1986, S.56-66, und K. RUH, *Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte*, in: DERS. (Hrsg.), *Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung*, Tübingen 1985, S. 262-272.

sorten nicht in den Buchdruck übergegangen sind. Auch diese Neuerungen würde ich als Konzessionen an den aktuellen Kurs der germanistischen Mediävistik werten wollen, sozial- und rezeptionsgeschichtliche Fragestellungen ergeben sich daraus für Cordes allerdings nicht.

Der hier als letztes zu behandelnde „Versuch einer Bestandsaufnahme“ der mittelniederdeutschen Literatur von Hartmut Beckers verzichtet bewußt auf die Bezeichnung „Literaturgeschichte“. Im Grunde sind wir mit dieser „Bestandsaufnahme“ zu den Anfängen der niederdeutschen Philologie zurückgekehrt, naturgemäß jedoch auf einem höheren Niveau. Gegenüber allen bisher besprochenen Versuchen besteht der Vorzug von Beckers' Arbeit darin, daß er sein Vorgehen reflektiert und es dem Leser durchsichtig macht. So wird beispielsweise das für Literaturgeschichtsschreibung zentrale Problem der Systematisierung des Materials ausführlich diskutiert. Erfasst werden sollen möglichst alle überlieferten Texte – der vorgebliche Zwang zur Auswahl in den bisherigen Darstellungen konnte bei dem vergleichsweise geringen Umfang des in mittelniederdeutscher Sprache Überlieferten ohnehin nie recht einleuchten. Für die Frühdrucke, die hier allein interessieren, gelingt Beckers dieses Vorhaben tatsächlich, so daß sich der Kanon erheblich erweitert. Die Darstellung profitiert – nebenbei bemerkt – sichtbar davon, daß Beckers in Münster die meisten Drucke bereits zur Einsicht zur Verfügung standen; auf das Beispiel des „Magdeburger Prosa-Äsop“ habe ich bereits hingewiesen. Leider ordnet er den Stoff – wider besseres Wissen und für das Mittelalter völlig unangemessen – nach weltlich und geistlich, und die Teile, die die „weltlichen“ alltagsbezogenen und geistlichen Texte und damit einen großen Teil der Frühdrucke behandeln sollten, sind bekanntlich noch nicht erschienen. Daß sie auch in absehbarer Zeit nicht erscheinen werden, macht deutlich, daß selbst für eine bescheidene kommentierte Bestandsaufnahme der mittelniederdeutschen Literatur die notwendigen Vorarbeiten noch fehlen. Für die Frühdrucke möchte ich aus dieser Einsicht heraus einen Kommentar zu Borchling – Claußen anregen, in dem die dort gegebene Druckbeschreibung jeweils um einen das Werk näher identifizierenden, nach dem Vorbild des „Verfasserlexikons“ abgefaßten Artikel ergänzt wird. Eine spätere Literaturgeschichte, die – als dringlichste Konsequenz aus der vergeblichen Suche nach den Frühdruckten – sich an einem dem Mittelalter, „das die Trennung von Ästhetik und Lebenspraxis noch nicht vollzogen hat“<sup>41</sup>, an-

---

<sup>41</sup> K. RUH (Hrg.), *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd. 3, Berlin New York 1981, Vorwort.

gemessenen, d. h. erweiterten Literaturbegriff zu orientieren hätte, könnte auf diesen Kommentar zurückgreifen.



Brigitte Schulte, Köln

## Literatursystematische Überlegungen zur Untersuchung der gedruckten niederdeutschen Literatur des ausgehenden 15. Jahrhunderts

Erläutert an einer Untersuchung zu den spätmittelalterlichen Totentänzen \*

Im Rahmen eines Kolloquiums, das die Frage nach Forschungen und Perspektiven niederdeutscher Mediävistik zum Thema gewählt hat, soll der nun folgende Beitrag exemplarisch eine jüngere Forschungsarbeit<sup>1</sup> vorstellen, die aus der Beschäftigung mit Exponaten der münsterschen Frühdrucksammlung hervorgegangen ist. Damit sollen zugleich neuere literaturtheoretische Ansätze skizziert werden, die sich eine der Zeit adäquate Erschließung und Systematisierung der spätmittelalterlichen Literatur zum Ziel gesetzt haben. Schließlich sollen hieraus möglicherweise abzuleitende, methodisch-systematische Konsequenzen und literaturwissenschaftliche Perspektiven für die niederdeutsche Mediävistik zur Diskussion gestellt werden.

Den Gegenstand meiner Dissertation bildet die rezeptionsästhetisch orientierte Untersuchung der spätmittelalterlichen Totentänze, in deren Zentrum die 1489 in Lübeck gedruckte Totentanz-Inkunabel *Des dodes dantz*<sup>2</sup> steht.

Unter Totentänzen versteht man die um die Wende zum 15. Jahrhundert in vermutlich französischen Bettelordenskreisen aufgekommenen Wandmalereien an Kirchen und Friedhofsmauern, in denen der personifizierte Tod die einzelnen Repräsentanten der spätmittelalterlichen Ständegesell-

---

\* Leicht überarbeitete und um Anmerkungen erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten anlässlich der Jahrestagung der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens am 6. Mai 1988 in Münster.

<sup>1</sup> B. SCHULTE, *Die deutschsprachigen spätmittelalterlichen Totentänze. Unter besonderer Berücksichtigung der Inkunabel ‚Des dodes dantz‘. Lübeck 1489*, Diss. Münster 1987.

<sup>2</sup> *Des dodes dantz*, Lübeck 1489. Mohnkopfdrucker. – Vgl. dazu C. BORCHLING – B. CLAUSSEN, *Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800*, Bd. 1, Neumünster 1931-36, Nr. 151. Eine Faksimileausgabe des Druckes besorgte M. FRIEDLÄNDER, *Des Dodes Dantz. Lübeck 1489* (Graphische Gesellschaft, 12. Veröffentlichung), Berlin 1910. Eine Textausgabe bietet H. BAETHCKE, *Des Dodes Dantz. Nach den Lübecker Drucken von 1489 und 1496*, Tübingen 1876, Nachdruck Darmstadt 1968.

schaft in seinen Tanz fordert und damit eine eindrucksvolle Mahnung zu einer gottwohlgefälligen Lebensführung an die Lebenden formuliert<sup>3</sup>.

Die Rezeptionsästhetik geht von der prinzipiellen Offenheit des im literarischen Text vermittelten Bedeutungs- und Sinnangebotes aus<sup>4</sup>, das erst durch die Verschmelzung mit dem Erwartungs- und Verständnishorizont des Lesers konkretisiert wird<sup>5</sup>. Die Erschließung des zeitgenössischen Bedeutungshorizontes mittelalterlicher Texte muß sich dabei auf die synchrone Rekonstruktion der historischen Bewußtseinsformen, d. h. der zeitgenössischen kollektiven Mentalität, und ihrer geschichtlich-politischen Bedingungen stützen. Die Frage nach der Mentalität von Autor und Publikum bildet hierbei also das Bindeglied zwischen den gesellschaftlich-politischen Fakten und der literarischen Produktion bzw. Rezeption von Texten. Literatur wird verstanden als Reflex und Movens der kollektiven Mentalität, die über die Frage nach Funktion und Wirkung der literarischen

- 
- 3 Den beeindruckenden bis zu 60 Meter langen und mit z. T. überlebensgroßen Figuren ausgestatteten Totentanzgemälden war ein strophig gegliederter, volkssprachlicher Text unterlegt, der die fordernd anklagende Rede des Todes und die rechtfertigende oder um Aufschub flehende Gegenrede der sterbenden Menschen wiedergibt. Die außerordentlich populären Malereien in den wirtschaftlich-kulturellen Zentren (Paris, Basel, Lübeck) regten im Verlaufe des 15. Jahrhunderts die Entstehung handschriftlicher und gedruckter Totentanzversionen an, Kopien der bekannten Gemälde ebenso wie literarische Neuschöpfungen.
- 4 „Das literarische Werk besitzt zwei Pole, die man den künstlerischen und den ästhetischen Pol nennen könnte, wobei der künstlerische den vom Autor geschaffenen Text und der ästhetische die vom Leser geleistete Konkretisation bezeichnet. Aus solcher Polarität folgt, daß das literarische Werk weder mit dem Text noch mit dessen Konkretisation ausschließlich identisch ist. Denn das Werk ist mehr als der Text, da es erst in der Konkretisation sein Leben gewinnt, und diese wiederum ist nicht gänzlich frei von den Dispositionen, die der Leser in sie einbringt, wenngleich solche Dispositionen nun zu den Bedingungen des Textes aktiviert werden. Dort also, wo Text und Leser zur Konvergenz gelangen, liegt der Ort des literarischen Werks, und dieser hat zwangsläufig einen virtuellen Charakter, da er weder auf die Realität des Textes noch auf die den Leser kennzeichnenden Dispositionen reduziert werden kann.“ W. ISER, *Der Lesevorgang. Eine phänomenologische Perspektive*, in: R. WARNING (Hrg.), *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*, München 1979, S. 253. Vgl. ebenso W. ISER, *Die Appellstruktur der Texte*, in: ebd., S. 228-252; U. ECO, *Einführung in die Semiotik*, München 1972.
- 5 „Die Rekonstruktion des Erwartungshorizontes, vor dem ein Werk in der Vergangenheit geschaffen und aufgenommen wurde, ermöglicht [...], Fragen zu stellen, auf die der Text eine Antwort gab, und damit zu erschließen, wie der einstige Leser das Werk gesehen und verstanden haben kann. Dieser Zugang korrigiert die meist unerkannten Normen eines klassischen oder modernisierenden Kunstverständnisses und erspart den zirkelhaften Rekurs auf einen allgemeinen Geist der Epoche. Er bringt die hermeneutische Differenz zwischen dem einstigen und dem heutigen Verständnis eines Werkes vor Augen [...]“ H. R. JAUSS, *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*, in: WARNING (wie Anm. 4) S. 136. Vgl. dazu ebenso H. G. GADAMER, *Wirkungsgeschichte und Applikation*, in: ebd., S. 113-125.

Erscheinungsformen, d. h. durch eine funktionsgeschichtliche Textanalyse, erschlossen werden kann<sup>6</sup>.

Bezogen auf meine Untersuchung des Lübecker Totentanzdrucks von 1489 bedeutete dies, daß der hier überlieferte Totentanz nicht textimmanent und auch nicht als ‚niederdeutsches‘ Einzelkunstwerk interpretiert werden sollte. Die im Lübecker Druck repräsentierte, intentional als Erbauungsbuch gestaltete Totentanzversion steht in einer bis dato etwa siebzigjährigen internationalen Tradition, in der die Gattung Totentanz bildlich-literarisch etabliert und weiterentwickelt worden ist. Um die gattungstypischen Charakteristika ebenso wie die eigenständigen Gestaltungselemente der hier vorliegenden Rezeptionsstufe und deren spezielle Intentionen herausarbeiten zu können, mußte also zunächst einmal die gesamteuropäische Überlieferungstradition gesichtet und in ihrer funktionsgeschichtlichen Bedeutung analysiert werden.

Damit stellte sich die mentalitätsgeschichtlich bedeutsame Frage, warum überhaupt das 15. Jahrhundert eine Gattung wie den Totentanz hervorgebracht hat: Welchen Bedürfnissen entsprang diese künstlerische Gestaltung des Sterbens und – noch weiter gefaßt –: Warum spielte der Tod im Leben der spätmittelalterlichen Menschen eine so bedeutende Rolle, wie sie sich in den bildlichen und literarischen Zeugnissen dieser Epoche allenthalben widerspiegelt?<sup>7</sup>

Ich konnte mich bei meiner rezeptionsgeschichtlichen Deutung der spätmittelalterlichen Totentänze, bei der Untersuchung ihrer Funktion und Wirkung im zeitgenössischen Kontext, auf die Ergebnisse der neueren französischen Mentalitätsgeschichtsforschung zur ‚histoire de la mort‘ stützen<sup>8</sup>. Es zeigte sich, daß die herausragende Bedeutung des Todes im ausgehenden Mittelalter auf wesentlich zwei Ursachen zurückzuführen ist.

<sup>6</sup> Vgl. dazu die kritisch-informative Reflexion dieses Ansatzes von U. PETERS, *Literaturgeschichte als Mentalitätsgeschichte? Überlegungen zur Problematik einer neueren Forschungsrichtung*, in: *Germanistik. Forschungsstand und Perspektiven*, 2. Teil: *Ältere Deutsche Literatur. Neuere Deutsche Literatur*, hrg. v. G. STÖTZEL, Berlin New York 1985, S. 179-198.

<sup>7</sup> Vgl. dazu die grundlegenden Untersuchungen von J. HUIZINGA, *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden*, hrg. v. K. KÖSTER (Kröners Taschenausgabe, 204), Stuttgart 111975; E. DÖRING-HIRSCH, *Tod und Jenseits im Spätmittelalter. Zugleich ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Bürgertums*, Berlin 1927; Ph. ARIES, *Geschichte des Todes*, München Wien 1980; H. BRAET – W. VERBEKE (Hrsg.), *Death in the Middle Ages*, Löwen 1983; *Dies illa. Death in the Middle Ages. Proceedings of the 1983 Manchester Colloquium*, hrg. v. J. TAYLOR, Liverpool 1984.

<sup>8</sup> Einen informativen Überblick über die Konzeption der ‚histoire des mentalités‘ und ihre Vertreter bieten die Beiträge von C. HONEGGER, *Geschichte im Entstehen. Notizen zum*

1. Zum einen bedingen die periodisch wiederkehrenden Mortalitätskrisen des 14. und 15. Jahrhunderts (Hungersnöte, Naturkatastrophen, Pestepidemien)<sup>9</sup>, daß der Tod nicht mehr als natürliches Ende des menschlichen Lebens erfahren, sondern als ungewollter und abrupter Abbruch der gesamten menschlichen Existenz erlebt wird. Er erscheint nun allegorisiert als Schnitter, der die Menschen massenhaft dahinhäutet, als Jäger mit Pfeil und Bogen, der den Menschen nachstellt, als apokalyptischer Reiter – kurz: als Angreifer, der das Leben der Menschen permanent bedroht<sup>10</sup>.

2. Zum anderen ist die grundlegende Strukturveränderung der gesellschaftlich-politischen Verhältnisse vom 13.-15. Jahrhundert zu berücksichtigen<sup>11</sup>, die durch einen Wandel der tradierten kulturellen Deutungsmechanismen begleitet wurde, und als langwieriger Prozeß zunehmenden Wahrnehmens und Wertschätzens der individuellen Existenz aufzufassen ist. Die im profanen wie religiösen Denken reflektierte Frage nach den Möglichkeiten einer eigenverantwortlichen sinnerfüllten Lebensführung ließ den Tod nun als Ende einer individuellen Lebenskonzeption erscheinen, das literarisch als Klage über die Vergänglichkeit des menschlichen Daseins, als Sehnsucht nach schönerem Leben und unsterblichem Ruhm und als Aufforderung zum Lebensgenuß reflektiert wird. Das Aufkommen der makabren Themen, d. h. der bildlichen Darstellung und literarischen Deskription des menschlichen Leichnams im Zustand seiner Verwesung, wird zur Allegorie für die absolute Endlichkeit der gesamten menschlichen Existenz<sup>12</sup>.

---

*Werdegang der Annales*, in: M. BLOCH (u. a.), *Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse*, hrg. v. C. HONEGGER, Frankfurt 1977, S. 7-44; M. ERBE, *Zur neueren französischen Sozialgeschichtsforschung. Die Gruppe um die Annales*, Darmstadt 1979.

<sup>9</sup> Vgl. dazu N. BULST, *Der schwarze Tod. Demographische, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Aspekte der Pestkatastrophe von 1347-1352. Bilanz der neueren Forschung*, Saeculum 30 (1979) 45-67; G. KEIL, *Seuchenzüge des Mittelalters*, in: B. HERRMANN (Hrg.), *Mensch und Umwelt im Mittelalter*, Stuttgart 1987, S. 109-128.

<sup>10</sup> Vgl. dazu R. H. SCHMITZ, *Entstehung und Entwicklung der Gestalt des Todes und ihrer Symbolik bis zu den heutigen Totentänzen*, in: *Bilder und Tänze des Todes. Eine Ausstellung des Kreises Unna*, Unna 1982, S. 9-27.

<sup>11</sup> Vgl. dazu den Überblick bei R. ROMANO – A. TENENTI, *Die Grundlegung der modernen Welt. Spätmittelalter, Renaissance, Reformation* (Fischer Weltgeschichte, 12), Frankfurt/M. 1967.

<sup>12</sup> Vgl. dazu HUIZINGA (wie Anm. 7) Kap. 2 ‚Die Sehnsucht nach schönerem Leben‘ und Kap. 11 ‚Das Bild des Todes‘; ARIES (wie Anm. 7); G. DUBY, *Die Zeit der Kathedralen. Kunst und Gesellschaft 980 – 1420*, Stuttgart 1983; J. SAUGNIEUX, *Les Danses macabres de France et d'Espagne et leurs prolongements littéraires*, Lyon 1972.

Die Funktion und Wirkung der in Bettelordenskreisen entstandenen Totentänze läßt sich vor dem hier skizzierten zeitgenössischen Kontext als seelsorgerisch motivierte, paränetische Aufforderung zu Buße und Umkehr, zu einer gottwohlgefälligen Lebensführung, bestimmen<sup>13</sup>. Sie übte damit zugleich eine gesellschaftlich stabilisierende Funktion aus, insofern sie das bestehende Sozialgefüge als göttliche Weltordnung auswies und zum Maßstab für das Gelingen der individuellen Existenz erhob.

Die ästhetisch-künstlerische Wirkung der bildlich-literarischen Totentänze entfaltet sich über die gattungskonstituierenden Elemente Ständereihe<sup>14</sup>, Todesfigur und Tanzmotivik<sup>15</sup>, welche die Fiktion der Sterbestunde als Tanz mit dem Tode gestalten. Sie eröffnen damit den zeitgenössischen Rezipienten ein zwar vorstrukturiertes, doch breitgefächertes Sinn- und Identifikationsangebot, das auf dem Hintergrund der individuellen Lebenserfahrungen immer neu konkretisiert wird:

- Die Darstellung des Todes in Gestalt verwesender Leichname, als dem durchaus realistischen Endzustand der körperlichen Existenz des Menschen, führt dessen ganze Hinfälligkeit und Endlichkeit sinnfällig vor Augen.
- Die Ständevertreter bieten nicht allein Identifikationsangebote für die jeweils dargestellten Stände, sie repräsentieren zugleich den Typus des ‚Jedermann‘, indem sie allgemein menschliche Verhaltensweisen und Lebensauffassungen vorführen.
- Insofern sie ganz einfach Menschen, dargestellt in statu moriendi, sind, evozieren sie den gesamten Erfahrungsbereich des Sterbens im zeitgenössischen Rezipienten, der mit Todesängsten, Schuldgefühlen etc. befrachtet sein mag.
- Über die in der spätmittelalterlichen moralisierenden Wertung als Teufelswerk verdamnte Tanzmotivik wird für den Zeitgenossen der gesamte damit verknüpfte negative Konnotationshorizont von Teufel, Sündenfall, Tod, Gericht, Fegefeuer und Höllenqual heraufbeschworen, ohne daß im Text selbst hiervon explizit die Rede sein muß.

<sup>13</sup> Vgl. dazu auch *Der tanzende Tod. Mittelalterliche Totentänze*, herausgegeben, eingeleitet und übersetzt von G. KAISER, Frankfurt/M. 1982, Einleitung S. 9-69.

<sup>14</sup> Vgl. dazu die ausführliche Darstellung der verschiedenen im Totentanz auftretenden Ständevertreter bei E. KOLLER, *Totentanz. Versuch einer Textbeschreibung*, Innsbruck 1980, v. a. S. 94-261.

<sup>15</sup> Vgl. dazu die instruktiven Überlegungen von R. HAMMERSTEIN, *Tanz und Musik des Todes. Die mittelalterlichen Totentänze und ihr Nachleben*, Bern München 1980, v. a. S. 29-55, 112-146.

Die Totentänze aktivieren also, über den didaktischen Appell zu einer gottwohlgefälligen Lebensführung hinaus, ein ästhetisch-künstlerisches Potential, das die Leser betroffen macht und von ihnen auf dem Hintergrund ihrer individuellen Lebenserfahrung weiter ausgestaltet wird.

Der Lübecker Totentanz ist von diesen gattungsdefinierenden Gestaltungselementen und ihrem zeitgenössischen Konnotationsrahmen getragen. Darüber hinaus kann er bei der Mehrzahl seiner Leser die Kenntnis der Totentanzmalerei aus der Lübecker Marienkirche voraussetzen, die damit die Erwartungshaltung der Leser prädisponiert. Eindeutig als Lesetext in seelsorgerisch-erbaulicher Absicht konzipiert, verwendet dieser Buchtotentanz spezifische sprachliche Gestaltungselemente, die aus dem Bereich der Katechetik stammen. Sie lassen sich im wesentlichen als narrative und appellative Textstrukturen kennzeichnen (bildhafte Sprache, Exempla, Sprichwörter, Aufforderungen, direkte Anrede des Lesers etc.), die der Anschaulichkeit und Nachdrücklichkeit des Gesagten dienen sollen und dieses für den Leser verbindlich machen. Damit erweist sich der Lübecker Totentanz von 1489 als zeittypische Gestaltung didaktisch-erbaulicher Literatur, welche hier die Gestaltungselemente des Totentanzes und ihren zeitgenössischen Konnotationshorizont aufgreift, um sie für die private Lektüre und damit für die individuelle Glaubensvertiefung fruchtbar zu machen.

Die hier skizzierten Ergebnisse meiner Untersuchung des Lübecker Totentanzes mögen genügen, um Ansatz, Methodik und Perspektiven einer rezeptionsästhetisch orientierten Analyse spätmittelalterlicher – und damit auch mittelniederdeutscher – Literatur aufzuzeigen.

Es sollen nun, auf der Folie des bisher Dargelegten, zwei aktuelle mediävistische Problemkreise angesprochen werden, die nach meiner Einschätzung am Beispiel der Totentänze konkretisiert und weiter ausdiskutiert werden können.

Hierbei geht es erstens um das im Rahmen der Literatursystematik des 15. Jahrhunderts zu erörternde Verhältnis von Poesie/Dichtung und ‚Gebrauchsliteratur‘ als dem Gegenstand der literaturwissenschaftlichen Mediävistik<sup>16</sup>, und zweitens um die Frage nach dem heuristischen Stellenwert der nun auch in der niederdeutschen Mediävistik angewandten literarhistorischen Klassifikationsschemata ‚städtische‘ und ‚bürgerliche‘ Literatur.

---

<sup>16</sup> Vgl. dazu K. RUH, *Poesie und Gebrauchsliteratur*, in: *Poesie und Gebrauchsliteratur im deutschen Mittelalter. Würzburger Colloquium 1978*, hrsg. v. V. HONEMANN u. a., Tübingen 1979, S. 1-13.

Etwa 90 % der mittelalterlichen Literaturproduktion werden mit dem Stichwort ‚Gebrauchsliteratur‘ klassifiziert. Hierzu zählen alle juristischen Texte, Chroniken, Fachliteratur im engeren Sinne und die gesamte theologisch-erbauliche Literatur in Vers und Prosa, die allein etwa 60-70 % der gesamten mittelalterlichen Literatur repräsentiert. Der Terminus ‚Gebrauchsliteratur‘ soll damit also zur Kennzeichnung solcher Texte dienen, deren primäres Anliegen in der Vermittlung von Wissen besteht, wobei diese Zielsetzung entsprechende gestalterische Mittel bedingt und der ästhetisch-künstlerische Gehalt eher geringzuschätzen sei. Der Anteil sogenannter ‚schöner Literatur‘ nimmt sich demgegenüber, rein statistisch betrachtet, eher bescheiden aus, doch bildet gerade sie den Hauptgegenstand der Literaturwissenschaft. Sie stand lange Zeit und fast ausschließlich im Zentrum auch der Mediävistik und bedingte damit zugleich qualitative Werturteile gegenüber anderen literarischen Erscheinungsformen, die sich u. a. etwa als Bedingung für die Aufnahme in den Kanon von Literaturgeschichten erwiesen<sup>17</sup>.

Versucht man nun, die spätmittelalterlichen Totentänze, die sicherlich eine der populärsten Gattungen des 15. Jahrhunderts repräsentieren, in die skizzierte Literatursystematik einzuordnen, so erweist sich dies, der scheinbaren Einfachheit der anzuwendenden Kriterien zum Trotz, als schwierig. Als theologisch-unterweisende Texte zielen die Totentänze darauf ab, eine religiöse Haltung im Menschen aufzu(er)bauen und zu festigen. Andererseits haben die Textuntersuchungen erwiesen, daß die Totentänze trotz ihrer eindeutig bestimmbar paränetischen Zielsetzung in der fiktiven Gestaltung des menschlichen Sterbens als Tanz mit dem Tode ein so hohes Potential an ästhetisch-künstlerischer Wirkung entfalten, daß es mehr als berechtigt erscheint, sie in die literarhistorische Forschung einzubeziehen. Die spätmittelalterlichen Totentänze repräsentieren damit in seltener Eindeutigkeit eine Konvergenz von Ethik und Ästhetik<sup>18</sup>, pragmatischer Handlungsorientierung und fiktionaler Gestaltung, die beispielhaft stehen kann für die typische Verknüpfung von Gebrauchscharakter und ästhetischer Gestaltung der Literatur im 15. Jahrhundert.

Es erweist sich damit ein weiteres Mal, daß die Unterscheidung von ‚schöner Literatur‘ und ‚Gebrauchsliteratur‘ in diesem disjunktiven Verständnis eine Systematik der Literatur des ausgehenden Mittelalters nicht leisten kann. Denn die spätmittelalterliche Dichtungsauffassung kennt nicht

<sup>17</sup> Vgl. dazu den Beitrag von B. DERENDORF, *Über den Stellenwert der Frühdrucke in der niederdeutschen Literaturgeschichtsschreibung*, in diesem Band der Zeitschrift.

<sup>18</sup> Vgl. dazu RUH (wie Anm. 16) S. 7.

nur diese, aus den Poetiken des 17./18. Jahrhunderts hervorgegangene terminologische Differenzierung nicht<sup>19</sup>, sie nimmt diese Unterscheidung so auch nicht vor. Kennzeichnend für die literarische Situation des 15. Jahrhunderts ist das explosionsartige Ansteigen der Literaturproduktion, die in der sich darin offenbarenden Rezeptionsbereitschaft den Gebrauchscharakter aller literarischen Texte als den zeitgenössischen Maßstab ihrer Bewertung erweist<sup>20</sup>. Das spätmittelalterliche Dichtungsverständnis kennt keine Auffassung der Kunst als *l'art pour l'art*: Jeder literarische Text, so egozentrisch er sich geben mag, zielt, indem er schriftlich fixiert der öffentlichen Rezeption zugänglich gemacht wird, auf ‚Gebrauch‘, bietet – im weitesten Sinne – Lebensorientierung; Literatur verstanden als ästhetische Gestaltung, als Überhöhung und Reflexion der Wirklichkeit. Dabei gilt gerade für die spätmittelalterlichen Texte, daß alle Stoffe und Formen, d. h. auch jeder Rechtstext und jede chronistische Darstellung, den Anspruch einer fiktiven Diskussion gesellschaftlicher Normen erhebt und Handlungsorientierung bieten will. Alle

„[...] Stoff- und Funktions-, Form- und Stilunterscheidungen scheinen aufgehoben, jeder Überlieferungsträger scheint offen zu stehen für eine Gebrauchsnotwendigkeit, die [...] als allgemeine Erwartung von Lebenshilfe und Lebensorientierung durch volkssprachliche Literatur alle Texte und Textgemeinschaften überflutet [...] Greifbar ist allein ein überall wirksamer lebenspraktischer Anspruch der Fiktion [...]“<sup>21</sup>.

Nun gibt es natürlich spätmittelalterliche literarische Gestaltungen, die unserem heutigen Verständnis von schöner Literatur durchaus entsprechen. Hier ist herauszustellen, daß es sich dabei niemals um ‚reine‘ Ästhetik handelt, sondern um eine häufigere und nachdrücklichere fiktive Inszenierung<sup>22</sup> der inhaltlich reflektierten Problematik spezifischer gesellschaftlicher Normen. Demgegenüber sind pragmatischere Texte in ihrer Struktur überwiegend sachorientiert, doch der „[...] Impuls zur Lebensorientierung für die ‚gesellschaftliche Person‘ durchzieht [...] alle Typen der noch vorwiegend ‚mittelalterlichen‘ deutschen Literatur [...]“<sup>23</sup>. Da also der so definierte Gebrauchscharakter, geprägt durch die Rezeptionsbereitschaft der Leser, den gemeinsamen Nenner der spätmittelalterlichen Literatur bildet, so haben wir uns die Textüberlieferung des 15. Jahrhunderts als ein

<sup>19</sup> Vgl. ebd., S. 2.

<sup>20</sup> Ich folge hier der Argumentation H. Kuhns. H. KUHN, *Versuch über das 15. Jahrhundert in der deutschen Literatur*, in: ders., *Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters*, Tübingen 1980, S. 77-101, hier S. 78ff.

<sup>21</sup> KUHN (wie Anm. 20) S. 83 und S. 95.

<sup>22</sup> Vgl. dazu ebd., S. 85ff., bes. S. 94.

<sup>23</sup> Ebd., S. 83.

Kontinuum vorzustellen, das zwischen zwei Polen – dem hohen Grad an Fiktionalität und intendierter künstlerischer Gestaltung auf der einen und der überwiegend sachorientierten Darstellung auf der anderen Seite – angeordnet ist, das alle möglichen Abstufungen und v. a. Konvergenzen von Ethik und Ästhetik aufweist. Denn hierin spiegeln sich die für das ausgehende Mittelalter charakteristischen „Überlieferungs-Symbiosen“<sup>24</sup> der Literatur, die kaum mehr originelle Dichtung, wohl aber immer neue, und darin nun doch auch wieder originelle, Rezeptionsstufen hervorbringt, in der – diesem Gebrauchscharakter entsprechend – religiöse, gesellschaftliche und juristische Fragestellungen ineinandergreifen, aufeinander bezogen werden, wie dies z. B. auch bei den Totentänzen der Fall ist.

Ich möchte nun noch kurz auf zwei weitere literarhistorische Klassifikationsschemata eingehen, die ebenfalls zum Zwecke der Systematisierung der spätmittelalterlichen Literatur entwickelt worden sind, die dieses, das sei vorab bemerkt, jedoch nicht zu leisten vermögen<sup>25</sup>. Ich beziehe sie in meine Ausführungen ein, weil sie in jüngster Zeit auch zur Untersuchung der in Lübeck im ausgehenden 15. Jahrhundert produzierten Literatur herangezogen worden sind. Gemeint sind die Einordnungsschemata ‚städtische‘ und ‚bürgerliche‘ Literatur.

Die Kategorie ‚städtische Literatur‘ ist in Abgrenzung zum Begriff ‚höfische Literatur‘ entworfen worden und soll der zunehmenden Bedeutung der Stadt im literarischen Produktions- und Rezeptionsprozeß des 13.-15. Jahrhunderts Rechnung tragen. Dabei ist der Terminus ‚städtische Literatur‘ schon einmal insofern irreführend, als er zunächst die Vorstellung erweckt, er bezeichne eine Literatur, welche die Stadt, das städtische Leben und seine Bewohner, zum Thema erhebe, doch ist dies so nicht der Fall. Es lassen sich allerdings literarische Gattungen anführen, welche die Stadt als Lebens- und Inszenierungsraum voraussetzen: gemeint sind die Fastnachtsspiele – auch die geistlichen Spiele tragen dem städtischen Aufführungsort in der Ausweitung profaner Szenen Rechnung –, der Mei-

<sup>24</sup> Vgl. dazu die Ausführungen bei KUHN (wie Anm. 20) S. 89.

<sup>25</sup> Vgl. dazu die Darstellungen von K. RUH, *Versuch einer Begriffsbestimmung von ‚städtische Literatur‘ im deutschen Spätmittelalter*, in: J. FLECKENSTEIN – K. STACKMANN (Hrsg.), *Über Bürger, Stadt und städtische Literatur im Spätmittelalter. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1975-1977*, Göttingen 1980, S. 311-328; und U. PETERS, *Literatur in der Stadt. Studien zu den sozialen Voraussetzungen und kulturellen Organisationsformen städtischer Literatur im 13. und 14. Jahrhundert*, Tübingen 1983; E. C. LUTZ, *Methodische Probleme einer Sozialgeschichte der Stadt und der städtischen Literatur im Spätmittelalter. Heinrich Wittenweiler und sein ‚Ring‘*, in: *Germanistik. Forschungsstand und Perspektiven* (wie Anm. 6) S. 223-240, bes. S. 223-227.

stersang; und ebenso sind die Totentänze auf Öffentlichkeit, wie sie v. a. in den Städten anzutreffen war, angelegt und fungieren aufgrund ihres repräsentativen Charakters auch als Medium der Selbstdarstellung des städtischen Gemeinwesens nach innen und außen. Die Rolle der Stadt bei der Ausbildung und Rezeption literarischer Texte soll hier nicht bestritten werden, doch wirkte die Stadt nicht normierend und bildete auch keine einheitliche Schriftkultur aus, so daß eine Kategorie wie ‚städtische Literatur‘ keine adäquate Definition z. B. der angeführten Gattungen ermöglicht.

Um den Gehalt der literarischen Texte, die in ihnen repräsentierten Bewußtseinsformen, genauer zu fassen, wurde die Kategorie der ‚bürgerlichen Literatur‘ eingeführt. U. Peters<sup>26</sup> hat die Brauchbarkeit dieses Klassifikationsschemas für die Literatur des 14. Jahrhunderts eingehend untersucht, wobei ihre Ergebnisse auch die Situation des 15. Jahrhunderts noch angemessen beschreiben: Der Terminus ‚bürgerlich‘ suggeriert eine Homogenität der mentalen Strukturen der Stadtbewohner, die für das ausgehende Mittelalter so nicht gegeben ist. Die städtische Bevölkerung gliedert sich in verschiedenste Gruppierungen, die unterschiedliche Vorstellungen und Lebensformen entwickelten, welche nicht zu einem einheitlichen Bild verschmolzen werden können. Hinzu kommt, daß keine dieser Gruppierungen ein bürgerliches Bewußtsein vertritt, das sich als ausdrücklich antifeudalistisch kennzeichnen ließe, wie es der verwendete Begriff ‚bürgerlich‘ impliziert.

Beide Klassifikationsschemata haben sich, so die opinio communis der einschlägigen Forschung, für die Systematisierung und die Charakterisierung der spätmittelalterlichen Literatur als unbrauchbar erwiesen.

Eine seiner jüngsten Publikationen hat H. Menke der Untersuchung der literarischen Stadtkultur Lübecks im ausgehenden 15. Jahrhundert gewidmet<sup>27</sup>. Es geht ihm hierbei um die Frage nach der Bedeutung der spätmittelalterlichen Stadt, speziell Lübecks, als Zentrum literarischer Produktion und Rezeption. Menke greift mit dieser Fragestellung den in der germanistischen Mediävistik erfolgreich erprobten Ansatz einer räumlich und zeitlich begrenzten, an übergeordneten Problemstellungen orientierten Erforschung der Entstehungs- und Gebrauchssituation spätmittelalterlicher

<sup>26</sup> PETERS (wie Anm. 25).

<sup>27</sup> H. MENKE, ‚Na dem Holme 1 vat mit boken‘. Zum spätmittelalterlichen Buchvertrieb Lübecks in den Ostseeraum, in: *Niederdeutsch in Skandinavien. Akten des 1. nordischen Symposions ‚Niederdeutsch in Skandinavien‘ in Oslo*, hrsg. v. K. E. SCHÖNDORF – K.-E. WESTERGAARD (ZfdPh. Beihefte, 4), Berlin 1987, S. 147-157.

literarischer Texte auf<sup>28</sup>. Seinen speziellen Ansatzpunkt bildet die auch bereits von T. Sodmann<sup>29</sup> untersuchte Frage nach der Bedeutung der *Handelsmetropole* Lübeck und ihrer besonderen Möglichkeiten für den Buchvertrieb allgemein, und damit für die Ausweitung von „Schrift- und Buchkultur“<sup>30</sup> im Ostseeraum. Damit wird ein ganz wesentlicher Aspekt der *außerliterarischen* Bedingungen für die Produktion und Rezeption gerade auch der mittelniederdeutschen Literatur in den Blick genommen, der um weitere Problemkreise zu ergänzen wäre: die Frage nach den Druckern und ihrem Verlagsangebot, die Frage nach Auftraggebern, Lesern und Verfassern von mittelniederdeutscher Literatur, ihrem literarischen ‚Geschmack‘ bzw. ihrem spezifischen ‚Bedarf‘ an Texten, die Frage nach Institutionen, literarischen Zirkeln, die für die ‚Inszenierung‘ von Literatur verantwortlich zeichnen. Diese außerordentlich interessanten außerliterarischen Kriterien wären in Korrelation zu setzen zu den literarhistorischen Untersuchungen der spätmittelalterlichen Druckerzeugnisse und könnten dann ein abgerundetes Bild Lübecks als eines literarischen Zentrums ergeben. Menke hat m. E. mit dieser „Blickrichtung“<sup>31</sup> auf die Stadt eine wesentliche Fragestellung in die niederdeutsche Mediävistik eingeführt und, gerade auch in Abgrenzung zu der problematischen Kategorie der ‚hansischen Literatur‘, für die Erforschung der mittelniederdeutschen Literatur fruchtbar gemacht.

Problematisch erscheint mir allerdings, daß er im Verlaufe seiner Darstellung von der „stadtbürgerliche[n] Literatur“<sup>32</sup> und dem „stadtbürgerlichen Literaturbetrieb Lübecks“<sup>33</sup> spricht und die Auffassung vertritt, mit diesen Klassifizierungen ein „[...] differenzierteres literarisches Einordnungsschema gewonnen [...]“<sup>34</sup> zu haben. Postulierte und nicht näher ausgeführte „[...] auffällige Gemeinsamkeiten sowohl in der formalen Anlage, der thematischen Aussage als auch in den praktischen Gebrauchssituationen [...]“<sup>35</sup> der mittelniederdeutschen Literatur sollen belegen, „[...]

<sup>28</sup> Vgl. dazu die Überlegungen von J. JANOTA, *Stadt und Literatur im Spätmittelalter. Hinweise auf aktuelle Forschungsprobleme*, in: *Stadt und Kultur*, hrsg. v. H. E. SPECKER, Sigmaringen 1983, S. 57-69.

<sup>29</sup> T. SODMANN, *Buchdruck, Buchhandel und Sprachkontakt im hansischen Raum*, in: *Sprachkontakt in der Hanse. Aspekte des Sprachausgleichs im Ost- und Nordseeraum. Akten des 7. Internationalen Symposiums über Sprachkontakt in Europa, Lübeck 1986*, hrsg. v. P. S. URELAND, Tübingen 1987, S. 89-105.

<sup>30</sup> MENKE (wie Anm. 27) S. 147.

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Ebd.

<sup>33</sup> Ebd., S. 154.

<sup>34</sup> Ebd., S. 147.

<sup>35</sup> Ebd.

daß es sich vor allem um eine stadtbürgerliche Literatur handelt, die ihren besonderen Stellenwert im Gesellschaftsgefüge der Handelsmetropole findet [...]“<sup>36</sup>. Das hier verwendete Klassifikationsschema ‚stadtbürgerlich‘ entbehrt naturgemäß derselben definitorischen Klarheit wie die Termini ‚städtische‘ und ‚bürgerliche‘ Literatur. Es vermag die postulierte literarische Kategorisierung der verschiedenen im Lübeck des ausgehenden 15. Jahrhunderts erstellten und rezipierten Texte nicht zu leisten. Meine funktionsgeschichtliche Untersuchung der mittelniederdeutschen Totentänze, für deren Ausprägung und Verbreitung Lübeck als kulturelles Zentrum eine entscheidende Rolle spielte, hat deutlich gemacht, daß die literarischen mittelniederdeutschen Kunstwerke ihre Bezugsgröße im weiter gefaßten Rahmen sozialgeschichtlicher Bedingungsfaktoren und kollektiver mentaler Deutungsstrukturen finden, die sich nicht auf die Kategorien ‚städtisch‘, ‚bürgerlich‘ oder ‚stadtbürgerlich‘ eingrenzen lassen. Die Kennzeichnung dieser spätmittelalterlichen Literatur als ‚stadtbürgerlich‘ bedeutet eine terminologische und sachlogische Engführung, die keine angemessene Definition des Gegenstandes bieten kann.

Ich möchte nun, am Schluß meines Vortrags, noch einmal Bezug nehmen auf das Rahmenthema des Kolloquiums: Forschungen und Perspektiven niederdeutscher Mediävistik. Es werden – verstanden als Angebot zur Diskussion – einige Konsequenzen formuliert, die sich nach meiner Einschätzung aus den hier vorgetragenen literatursystematischen Überlegungen für die niederdeutsche Mediävistik ergeben:

Es dürfte deutlich geworden sein,

- daß es nicht mehr ausreicht, mittelalterliche Texte, mit einigen sprachhistorischen Erläuterungen versehen, in Editionen bereitzustellen, ohne sie in ihren wirkungsgeschichtlichen Kontext zu stellen, wie dies noch von Baethcke<sup>37</sup> für den Lübecker Totentanz von 1489 vorgenommen worden ist;
- daß es nicht mehr ausreicht, die mittelalterlichen Texte nur in ihren engen stofflichen Überlieferungszusammenhang zu stellen, ohne deren Funktion im zeitgenössischen Kontext zu klären; etwa nur, um Abhängigkeitsverhältnisse zu bestimmen, wie noch Seelmann<sup>38</sup> dies für die mittelniederdeutsche Totentanzüberlieferung getan hat;

---

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> BAETHCKE (wie Anm. 2).

<sup>38</sup> W. SEELMANN, *Die Totentänze des Mittelalters*, Nd.Jb. 17 (1891) 1-80.

- daß der Orientierungsrahmen für die mittelniederdeutsche Literatur nicht in einer nebulösen, aus den bekannten Überlieferungsträgern de facto nicht zu erschließenden und in der postulierten Einheitlichkeit wohl auch gar nicht existierenden hansischen Kultur zu suchen ist, wie Stammler<sup>39</sup> gern annehmen wollte;
- sondern daß die Bezugsgröße für die mittelniederdeutsche Literatur zunächst in ihrem allgemeinen, auch für die mittelhochdeutsche Literatur geltenden, zeitgenössischen Kontext zu sehen ist: den bekannten gesellschaftlich-politischen Bedingungen und ihrem kollektiven mentalen Deutungshorizont.

Daraus ergibt sich m. E., daß die mittelniederdeutschen Texte nicht als Ausdruck eines spezifischen niederdeutschen Fühlens und Denkens verstanden werden dürfen<sup>40</sup>. Die Untersuchung mittelniederdeutscher Literatur hat ihre erste Bezugsgröße in der germanistischen Mediävistik. Hier geht es darum, die primäre Orientierung der Forschung an dem Bezugssystem ‚Niederdeutsch‘ aufzugeben zugunsten einer vorrangigen Ausrichtung an Fragestellungen und Methoden der germanistischen Mediävistik, ihren literatursystematischen Ansätzen und den historisch-gesellschaftlichen Ergebnissen wichtiger Nachbardisziplinen, etwa der Geschichts- und Sozialforschung oder der historischen Theologie.

Hieraus ergäbe sich m. E. zugleich die *Perspektive*, die germanistische Mediävistik um die dann an der mittelniederdeutschen Literatur durchaus zu gewinnenden spezifischen Erkenntnisse zu erweitern, ihr die für die gesamte Mediävistik ja durchaus interessante mittelniederdeutsche Literatur in ihren Eigenheiten weiter zu erschließen als dies bisher der Fall war und damit zu einem abgerundeten Bild des ausgehenden Mittelalters und seiner Literatur beizutragen.

---

<sup>39</sup> W. STAMMLER, *Die deutsche Hanse und die deutsche Literatur*, Hansische Geschichtsblätter, hrsg. v. Ver. f. Hans. Geschichte 45 (1919) 35-69.

<sup>40</sup> Und deshalb auch nicht als Legitimation für moderne niederdeutsche Mundartdichtung zitiert werden können.



Brigitte Derendorf, Münster – Timothy Sodmann, Billerbeck

## **Übersicht über die in der Niederdeutschen Abteilung in Münster in Form von Photokopien vorhandenen niederdeutschen Frühdrucke**

Grundlage für die Sammlung sind die bei C. BORCHLING – B. CLAUSSEN, *Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800*, Bd. 1-3,1, Neumünster 1931-57 [= BC] verzeichneten Texte. Die angegebenen Nummern beziehen sich auf diese Bibliographie. Zeitlich soll die Sammlung die von 1473 (BC 1) bis einschließlich 1520 (BC 676) erschienenen Drucke in niederdeutscher Sprache umfassen. Ausgeschlossen sind zunächst alle in Köln gedruckten sowie zwei hochdeutsche Werke aus Marienthal bzw. Mainz (BC 7 und 189). Bei den Kölner Drucken handelt es sich in der Mehrzahl um ripuarische Texte. Die wenigen niederdeutschen sollen zu einem späteren Zeitpunkt durch Autopsie ermittelt und der Sammlung hinzugefügt werden. Die sonst außerhalb des niederdeutschen Sprachraums (z. B. in Mainz, Basel, Paris) entstandenen niederdeutschen Drucke sind dagegen aufgenommen worden. Ausschließliches Auswahlkriterium ist also die Sprache. Quantitativ ergibt sich damit folgendes Bild: Von den bei BC zwischen 1473 und 1520 verzeichneten 739 Nummern (einschließlich der Nachträge, Ergänzungen und Verbesserungen in Bd. 2 und 3,1) entfallen 364 auf Drucke in niederdeutscher Sprache. Selbst wenn man die zu erwartenden niederdeutschsprachigen Drucke aus Köln hinzurechnet, sind damit nur etwa die Hälfte der bei BC verzeichneten Frühdrucke (bis 1520) für die niederdeutsche Literaturgeschichte von Interesse.

Da beim Sammeln zunächst größte Vollständigkeit für den Zeitraum bis 1500 angestrebt wurde und hier deshalb meist auch genaue Gründe für nicht erfaßte Drucke genannt werden können, gliedert sich die folgende Übersicht in 1. Inkunabeln und 2. Frühdrucke (1501 bis 1520 einschließlich); der Vollständigkeit halber werden dann unter 3. nach 1520 (und vor 1800) erschienene niederdeutsche Drucke aufgelistet, die ebenfalls in Form von Photokopien vorhanden sind. Eine systematische Ausdehnung der Sammlung auf alle bei BC verzeichneten niederdeutschen – oder wenigstens mittelniederdeutschen – Drucke ist bisher nicht geplant und erscheint auch nicht als realistisch. Im übrigen sei darauf hingewiesen, daß die Kopien allen Interessierten zur Benutzung zur Verfügung stehen. Hinweise auf

bei BC nicht genannte Fundorte einzelner Drucke werden natürlich dankbar entgegengenommen (Westf. Wilhelms-Universität, Germanistisches Institut, Niederdeutsche Abteilung, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster).

### 1. Inkunabeln

Insgesamt verzeichnen BC 375 Inkunabeln, davon wurden 173 in Köln gedruckt und jeweils eine hochdeutsche in Marienthal und Mainz. Von den verbleibenden 200 niederdeutschen Inkunabeln sind in Form von Photokopien<sup>1</sup> vorhanden die Nummern 1, 3, 5, 8, 11, 14, 15, 20, 22, 24, 28, 29, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 43, 44, 45, 47, 51, 53.A., 54, 55, 58, 63, 64, 66, 67, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 78, 79, 84, 85, 87, 88, 94, 96, 101, 102, \*102.A., 104, 105, 106, 107, 108, 109, 111, 116, 118, 119, 120, 124, 125, 129, 130, 131, 132, 133, 136, 138, 140, 141, 148, \*149.A., 150, 151, 152, 153, 157, 160, 161, 163.B., 164, 166, 166.A., 168, 169, 172, 172a, 186, 188, 190, 194, 196, 197, 198, 201, 202, 203, 205, 206, 210, 212, 213, 214, 215, 216, 219, 225, 226, 227, 228, 233, 234, 235, 237, 241, \*243.A., 244, 247, 251, 257, 259, 261, 264, 266, 267, 269, 271, 272, 273, 277, 278, 279, 280, 281, 283, 284, 285, 287, 288, 289, 291, 293, 294, 299, 304, 305, 311, 314, 316, 321, 323, 324, 325, 326, 327, 329, 330, 332, 343, 347.

Von den fehlenden 36 sind laut Mitteilungen der entsprechenden Bibliotheken die folgenden Inkunabeln (allesamt Unica) inzwischen verschollen: 25, 30, 68, 82, 163.A., 187, 199, 211, \*217.A., \*261.B., 268, 274, 317, 326.A. Die Nummern 128, 242.A., \*341.A. sind bereits bei BC als „verloren“ vermerkt. Ebenso die Nummern 39, 40, 41, 42, deren Existenz von BC aus ihrer Auflistung in einer Bücheranzeige (BC 29) erschlossen worden ist. Als verschollen müssen auch folgende Unica gelten, für die BC Privatbesitz, Antiquariate o. ä. als Fundstellen angegeben haben: 159, 209, \*343.A.

Es fehlen noch folgende nicht als verschollen geltende Drucke: \*52.A., 60, 356, 134, 135, 260, 282, 297, 331.A., 334, 335, 337.

<sup>1</sup> Soweit von inzwischen verschollenen Drucken Faksimile-Ausgaben vorliegen, werden diese ohne besondere Kennzeichnung hier aufgenommen.

## **2. Frühdrucke 1501-1520**

Insgesamt verzeichnen BC 364 Drucke für die Zeit zwischen 1501 und 1520, davon sind 200 in Köln erschienen. Von den 164 niederdeutschen Drucken sind in Form von Photokopien<sup>2</sup> vorhanden die Nummern 354, 362, 365, 366, 367, 377, 387, 388, 393, 404, 405, 408, 414, 416, 417, 419, 422, 425, 426, 429, 438, 445, 446, 453, 457, 469, 470, 472, 473, 474, 482, 497, 504, 511, 512, 513, 517, \*551.A., 562.A., 566, 577, 603, 605, 609, 610, 617, 618, 623, 625, 633, 641, 643, 653, 666, 668, 672.

Es fehlen noch folgende 108 Nummern: 349, 349.A., 352, 363, 364, 369, 370, 371, 374, 375, 382, 383, 385, \*393.A., 401, 406, 407, 411, 412, 415, 423, 427, 428, \*431.A., 439, 440, 441, 444, 449, 452, 455, 458, 464, 468, 471, 475, 477, \*478.B., 494.A., 494.B., 496.A., 497.A., 501, 502, 506.A., 506.B., 506.C., 507, 514, 516, 518, 521, 522, 534, 554, \*560.A., 561, 562, 562.B., 564, \*568.A., \*568.B., \*568.C., 572, 573, 576.A., 585, 587, 588, 589, 590, 592, 598, 600, 602, 604, 606.A., 606.B., 607, \*607.A., 611, 612, 613, 614, 615, 616, 619, 624, 626, 627, 630, 632.A., 634, 636, 637, 638, 639, 640, 642, 644, 645, 646, 647, 648, 650, 651, 664, 673.

Da die Sammeltätigkeit hier noch nicht annähernd abgeschlossen ist, können auch noch keine Angaben darüber gemacht werden, welche Drucke in Zukunft als verschollen zu gelten haben.

## **3. Drucke zwischen 1521 und 1800**

In Photokopien vorhanden sind die BC-Nummern 681, 682, 705, 762, 798, 578, 949, 1052, 1146, 1365, 1390, 1498, 1499, 1505, 1507, 1555.A., 1588, 1710, 1785, 2137, 2609, 2644, 2704, 2726, 2981, 3046, 3073, 3424, 3504, 3517, 3534, 3907, 3970, 4174, 4176.

---

<sup>2</sup> Vgl. Anm. 1.



Ekkehard Borries, Göttingen

## Zum Aufbau des Eulenspiegelbuches

### 0.

In den letzten fünfzehn Jahren ist nicht zuletzt durch die Entdeckung zweier Fragmente des *Eulenspiegel*<sup>1</sup> viel Bewegung in die Eulenspiegel-Forschung gekommen. Neben den Kardinalfragen nach der Verfasserschaft, der Datierung und nach dem hochdeutschen oder niederdeutschen Ursprung des ersten Eulenspiegeltextes wurde auch die für die Verfasserintention und Werkexegese wichtige Frage nach dem Aufbau des ursprünglichen Eulenspiegelbuches neu diskutiert.

Ganz besonders intensiv hat sich Peter Honegger unter anderem mit dieser Thematik in seinem 1973 erschienenen Buch ‚Ulenspiegel‘<sup>2</sup> beschäftigt. Nachdem Honeggers Arbeit von der Kritik als „philologisches Meisterstück“<sup>3</sup> gefeiert worden war, in der Funde und Erkenntnisse verborgen sind, die man „unumwunden als sensationell bezeichnen darf“<sup>4</sup>, wurden durch Flood<sup>5</sup>, Beckers<sup>6</sup> und Sodmann<sup>7</sup> auch erste vorsichtige Zweifel an Honeggers Ergebnissen erhoben.

Ingrid Schönsee<sup>8</sup> hat sich zuerst eingehender mit Honeggers Untersuchungen zum Aufbau des *Eulenspiegel* befaßt und hat sich dabei auf philologische Denkfehler bei seinem Rekonstruktionsversuch konzentriert

- 
- 1 Als Textgrundlage dient: *Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel. Nach dem Druck von 1515 mit 87 Holzschnitten*, hrsg. v. W. LINDOW (Reclams Universal-Bibliothek, 1687) Stuttgart <sup>2</sup>1978.
  - 2 P. HONEGGER, *Ulenspiegel. Ein Beitrag zur Druckgeschichte und zur Verfasserfrage* (Verein für niederdeutsche Sprachforschung, N. F. Reihe B, 8), Neumünster 1973.
  - 3 G. SCHMITZ, *Besprechung zu Honegger, Ulenspiegel*, Nd.Jb. 97 (1974) 173-179, hier S. 179.
  - 4 W. LINDOW, *Besprechung zu Honegger, Ulenspiegel*, Eulenspiegel-Jahrbuch 14 (1974) 41-43, hier S. 41.
  - 5 J. L. FLOOD, *Besprechung zu Honegger, Ulenspiegel*, Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 87 (1976) 134-139.
  - 6 H. BECKERS, *Mittelniederdeutsche Literatur – Versuch einer Bestandsaufnahme (II)*, NdW 18 (1978) 1-47, hier S. 26-31.
  - 7 T. SODMANN, *Eulenspiegel und seine Illustrationen*, Eulenspiegel-Jahrbuch 20 (1981) 3-7.
  - 8 Ingrid SCHÖNSEE, *Zu Peter Honeggers Versuchen um den Aufbau des Ulenspiegel*, NdW 21 (1981) 42-53.

sowie auf die Kriterien, nach denen Honegger Initialenveränderungen vorgenommen hatte<sup>9</sup>.

In folgendem soll Honeggers Beitrag vornehmlich auf methodische und inhaltliche Stimmigkeit hinsichtlich der Untersuchungen zum Aufbau des *Eulenspiegel* geprüft werden, weil es den Anschein hat, daß seine Ergebnisse zu diesem Aspekt in der Forschung vielfach immer noch zu wenig kritisch gesehen werden. Bei der Analyse soll insbesondere erarbeitet werden, ob und gegebenenfalls inwieweit Honeggers Neuordnung der Historien die diesbezüglichen Ergebnisse von Lappenberg<sup>10</sup>, Kadlec<sup>11</sup>, Hilsberg<sup>12</sup> und Krogmann<sup>13</sup> präzisiert oder verändert hat. Weiterhin sollen die Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlicher Beweisbarkeit bei der Suche nach dem ursprünglichen Aufbau des Eulenspiegelbuches aufgezeigt werden. Abschließend soll eine zusammenfassende Beantwortung der Frage nach etwaigen Ordnungsprinzipien im Eulenspiegelbuch, wie es in den Drucken S1515 und S1519 vorliegt, versucht werden.

## 1.

Ausgehend von der Entdeckung, daß die Historien 90-95 der Straßburger Drucke von 1515 und 1519 das Akrostichon ERMANB bilden, worin Honegger einen sicheren Hinweis auf die Verfasserschaft des Braunschweiger Zollschreibers und Dichters Hermann Bote sieht<sup>14</sup>, gelangt Honegger zu der Auffassung, im ganzen Werk sei ein erkennbares akrostichisches Gerippe enthalten. Dieses bestehe aus drei Initialenalphabeten<sup>15</sup> mit je dreiundzwanzig Buchstaben sowie einem vierten Initialenalphabet bis zum Buchstaben W und endlich dem sich anschließenden Autorennamen<sup>16</sup>.

<sup>9</sup> Vgl. dazu SCHÖNSEE (wie Anm. 8) S. 43.

<sup>10</sup> J. M. LAPPENBERG, *Dr. Thomas Murners Ulenspiegel*, Leipzig 1854, fotomechanischer Neudruck Leipzig 1975.

<sup>11</sup> E. KADLEC, *Untersuchungen zum Volksbuch von Ulenspiegel*, Prag 1916, reprographischer Nachdruck Hildesheim 1973.

<sup>12</sup> W. HILSBURG, *Der Aufbau des Eulenspiegel-Volksbuches von 1515. Ein Beitrag zum Wesen der deutschen Schwankliteratur*, (Diss. Hamburg), Düsseldorf 1933.

<sup>13</sup> W. KROGMANN, *Zur Überlieferung des Ulenspiegel*, Nd.Jb. 67/68 (1942/43) 79-112.

<sup>14</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 94.

<sup>15</sup> Die Honeggers Ordnung zugrunde liegenden Alphabete enthalten nicht die Buchstaben X, U und I. X wird weggelassen, weil es zu selten vorkommt. U fällt nach damaligem Gebrauch mit V zusammen und I ist entsprechend dem mittelalterlichen Alphabet mit J austauschbar.

<sup>16</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 109.

Daß Honegger das von ihm entdeckte Akrostichon trotz Kenntnis des wiederentdeckten, zuerst von Heimpel (1932) veröffentlichten Niem-Stalberg-Briefwechsels als Verfasserakrostichon wertete, erscheint als vor-schnell, könnte es doch ebenso für Bote als späteren Bearbeiter sprechen<sup>17</sup>. Honegger selbst führt diesen Briefwechsel an und spricht ein-deutig von einer Schrift, die Niem erwähne<sup>18</sup>. Er versucht diesen Gesichts-punkt, der Bote als Verfasser ausschließt<sup>19</sup>, weil als terminus post quem eines ersten Eulenspiegelbuches das Jahr 1411 angesehen werden müsse, aber dadurch zu entkräften, daß er den von Niem erwähnten *Eulenspiegel* offenbar als einen anderen, älteren *Eulenspiegel* ansieht, der Bote als Quelle diene<sup>20</sup>. Auf der einen Seite betrachtet Honegger diesen „frühesten, ungedruckten ‚Ulenspeigel‘“<sup>21</sup> also nicht als von Bote verfaßt. Auf der an-deren Seite erhebt er aber immer wieder den Anspruch, den von Bote akrostichisch angeordneten Aufbau des ursprünglichen Eulenspiegelbu-ches annäherungsweise rekonstruiert zu haben<sup>22</sup>. Hieraus wird Honeggers Unsicherheit, welche Fassung des *Eulenspiegel* als die erste, ursprüngliche anzusehen ist, deutlich. Außerdem wird klar, daß Bote nicht als der Ver-fasser des *Eulenspiegel* angenommen werden kann<sup>23</sup>, sondern von einer längeren, weitgehend unklaren Entstehungszeit des Eulenspiegelbuches ausgegangen werden muß<sup>24</sup>.

<sup>17</sup> Auch der Versuch Lindows, das fehlende *H* beim Akrostichon zu ergänzen, macht Bote als Verfasser des *Eulenspiegel* nicht wahrscheinlicher. Siehe dazu W. LINDOW, *Zum Verfasser des Ulenspiegel*, Nd.Kbl. 80 (1973) 31-32 [Ergänzung zu dem von Honegger ermittelten Akrostichon Botes für die 89. Historie].

<sup>18</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 117.

<sup>19</sup> Beweise gegen Bote als Verfasser soll auch E. SCHRÖDER in seiner Arbeit *Untersuchungen zum Volksbuch von Eulenspiegel*, die von Hucker und Virmond herausgegeben wird und leider immer noch nicht erschienen ist, angeführt haben. Siehe dazu B. U. HUCKER, *Eulenspiegel, Teil(I)*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, 1. Lfg., München Zürich 1987, Sp. 94-96.

<sup>20</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 118.

<sup>21</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 117.

<sup>22</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) z. B. S. 101f.

<sup>23</sup> Bollenbecks Auffassung, wonach Bote als der Autor, nicht aber als der alleinige Urheber des Eulenspiegeltextes angesehen werden könne, ist hier eher verwirrend als weiterführend, zumal Bote im weiteren Verlauf von Bollenbecks Arbeit immer wieder als Bearbeiter bezeichnet wird. Siehe dazu G. BOLLENBECK, *Till Eulenspiegel. Der dauerhafte Schwankheld. Zum Verhältnis von Produktions- und Rezeptionsgeschichte* (Germanistische Abhandlungen), Stuttgart 1985, S. 55.

<sup>24</sup> Vgl. für diesen Zusammenhang auch J. L. FLOOD, *Eulenspiegel und das 14. Jahrhundert*, in: *Zur deutschen Literatur und Sprache des 14. Jahrhunderts. Dubliner Colloquium 1981*, hrg. v. W. HAUG u. a. (Beiträge zur Literatur- und Sprachwissenschaft. Reihe Siegen, 45),

Trotz seiner wenig schlüssigen Argumentation bezüglich des Niemstalberg-Briefwechsels bleibt Honegger jedoch weiterhin überzeugt von Botes Verfasserschaft und macht sich daran, die Werke Botes auf sprachlich-stilistische und inhaltlich-thematische Gemeinsamkeiten mit dem Eulenspiegelbuch zu untersuchen. Er stellt dabei fest, daß Botes *Köker* alphabetische Akrosticha und das *Radbuch* ein Verfasserakrostichon (Hermen Bote) aufweisen. Der Schritt zu der Vermutung, daß auch das ursprüngliche Eulenspiegelbuch akrostichisch geordnet gewesen sein muß, ist für Honegger dann nicht mehr groß, ist gleichwohl aber methodisch gesehen bedenklich<sup>25</sup>.

## 2.

Außer Honeggers Vorüberlegungen und Schlußfolgerungen, die zu dem Versuch führten, das Eulenspiegelbuch neu zu ordnen, ist seine konkrete Vorgehensweise bei dieser Neuordnung von besonderem Interesse. Der Aufwand, den Honegger benötigt, um zu einer Neuordnung zu gelangen, ist mit zwölf Historienumstellungen nach drei Gesichtspunkten, zwei Historienteilungen und dreißig Initialenabänderungen beziehungsweise Wortumstellungen nach sechs verschiedenen Kriterien<sup>26</sup> überaus groß. Trotz dieser umfangreichen Eingriffe in das überlieferte Textcorpus gelingt es Honegger am Ende nicht, annähernd lückenlose Initialenalphabete zu erstellen. Bei vierundzwanzig Historien ist die Initiale nicht mehr konstruierbar. Diese Historien werden deshalb nur nach inhaltlichen, geographischen oder anderen Kriterien in das akrostichische Gerippe eingeordnet.

Besonders auffällig an Honeggers akrostichischer Ordnung ist ein nahezu lückenloses, bis zum Buchstaben W reichendes Alphabet, das sich offenbar ohne weitreichende Veränderungen in den Grüninger-Drucken von 1515 und 1519 finden läßt. Nach genauerer Analyse jedoch ergibt sich, daß lediglich die Initialen der Historienfolgen 76-82 und 90-95 ohne Abänderung

---

Heidelberg 1983, S. 278-291, hier S. 282-286. – Zur Entstehung des Eulenspiegelbuches siehe auch Punkt 4 dieser Arbeit.

<sup>25</sup> Gegen Honeggers übereilt scheinende Schlußfolgerung spricht auch, daß Akrosticha im 15. und 16. Jahrhundert durchaus gebräuchlich waren. So finden sich Akrosticha beispielsweise bei Hartwig von dem Hage, im Reinfried von Braunschweig, in der Braunschweiger Reimchronik, bei Johannes von Tepl, Johannes Rothe, Heinrich Steinhöwel, Jakob Püterich von Reichertshausen, Ulrich Fuetrer, Antonius von Pfirr und Christian Wierstraet. Vgl. dazu H. KUHN, *Akrostichon*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 1, München Zürich 1980, S. 257, und außerdem A. KOPP, *Das Akrostichon als kritisches Hilfsmittel*, *ZfdPh.* 32 (1900) 212-244, hier S. 240.

<sup>26</sup> Ingrid Schönsee hat aufgezeigt, daß Honegger Initialenabänderungen nach von ihm zum Teil nicht angeführten Kriterien vornimmt. Siehe dafür SCHÖNSEE (wie Anm. 8) S. 43.

bestehen können. Insgesamt nimmt Honegger auch bei seinem vierten Alphabet, um zweiundzwanzig Initialen alphabetisch ordnen zu können, nicht weniger als dreizehn Manipulationen vor<sup>27</sup> und kann zwei Initialen überhaupt nicht (re)konstruieren. Selbst dieses letzte, Honeggers bei weitem überzeugendstes Alphabet, vermag also einen ursprünglich akrostichischen Aufbau, auch wenn man wie Honegger sowohl an die Verstümmelung von Historienanfängen als auch die Veränderung der Historienfolge durch Bearbeiter und Setzer<sup>28</sup> sowie den Verlust mancher Historien glaubt<sup>29</sup>, nicht wahrscheinlich zu machen.

Neben Honeggers Initialenabänderungen bedürfen auch zwei der drei Kriterien, nach denen er Historienverschiebungen vornimmt, einer eingehenderen Untersuchung, weil sie methodisch bedenklich erscheinen. Honegger will erstens die sichtbaren Anknüpfungen der Historien wiederherstellen, berücksichtigt zweitens Botes Weltbild, wie es im *boek van veleme rade* zutage tritt und zieht drittens eine für ihn im Eulenspiegelbuch erkennbare geographische Ordnung zur Einordnung der Historien heran<sup>30</sup>. Sichtbare Anknüpfungen wiederherstellen zu wollen, erscheint sinnvoll. Botes Weltbild, wie es im *Radbuch* – und übrigens auch im *Schichtbuch* – erkennbar wird, und eine geographische Ordnung als Kriterien für Historienumstellungen zu verwenden, ist jedoch fragwürdig.

Zwar lassen sich einige sprachlich-stilistische Parallelen zwischen Botes Werken und dem Eulenspiegelbuch nicht gänzlich von der Hand weisen, doch sind diese wenig überzeugend und nicht beweiskräftig<sup>31</sup>. Von thematischen und weltanschaulichen Gemeinsamkeiten zwischen Botes *Radbuch*<sup>32</sup> und dem *Eulenspiegel*, die für diesen Zusammenhang überdies viel wichtiger sind, kann nicht gesprochen werden. Die Behauptung Honeggers, beide Texte zeigten eine Übereinstimmung in der Themenwahl, ließe sich allenfalls halten, wenn er damit die in beiden Büchern enthaltene Warnung vor Gewinnsucht meinte. Honegger geht es jedoch um die

<sup>27</sup> Honegger benötigt sechs Historienumstellungen beziehungsweise Historieneinschübe (Hist. 45, 87, 44, 75, 71, 17), verändert drei Initialen orthographisch (Hist. 44, 84, 17), nimmt zwei Wortumstellungen im Eingangssatz vor (Hist. 83 und 71), tauscht ein frühneuhochdeutsches Wort gegen ein mittelniederdeutsches (Hist. 85) und teilt Historie 71.

<sup>28</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 101.

<sup>29</sup> Ebd. S. 102.

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Honegger findet Übereinstimmungen in der Wortwahl und in Wortbildern. Außerdem treten im *Radbuch* und im Eulenspiegelbuch vermehrt Wortspiele und Sprichwörter auf.

<sup>32</sup> Textgrundlage ist: *Hermen Botes Radbuch*, hrg. v. W. WUNDERLICH. Mit einer Übersetzung von H.-L. WORM, in: *Litterae*, hrg. v. U. MÜLLER u. a. (Göppinger Beiträge zur Textgeschichte, 105), Göppingen 1985.

Ständeordnung, die er in beiden Werken zu finden glaubt<sup>33</sup>. Es ist richtig, daß sowohl im *Radbuch* als auch im *Eulenspiegel* alle Stände vertreten sind, doch erfolgt die Anordnung der Stände im *Radbuch* nach genau eingehaltener Hierarchie, was im *Eulenspiegelbuch*, wie Honegger selbst einräumen muß<sup>34</sup>, nicht der Fall ist. Außerdem wird die Ständeordnung im *Radbuch* nicht nur nicht kritisiert, sondern als unabdingbar für ein reibungsloses Funktionieren der Welt gepriesen. Diese von Botes hergebrachtem Weltbild zeugenden Gedanken lassen sich im *Eulenspiegel* nicht wiederfinden. Von einer Verteidigung von Papst, Kaiser oder Fürsten kann keine Rede sein. Es ist geradezu symptomatisch für das *Eulenspiegelbuch*, daß alle Stände gewissermaßen in Totentanz-Manier betroffen sind und der Schalkhaftigkeit des Helden ausgeliefert werden.

Wenn Honegger nun versucht, durch Umstellungen von Historien das *Eulenspiegelbuch* dem weltanschaulichen Inhalt von Botes *Radbuch* anzugleichen, oktroyiert er damit dem *Eulenspiegelwerk* eine Aussage, die diesem nicht eigen ist. Diese Vorgehensweise steht zudem auch im Gegensatz zu der Behauptung Honeggers, daß das *Eulenspiegelbuch* als „Satyrspiel auf das Boek van veleme rade“ erscheinen könne<sup>35</sup>, denn durch eine weltanschauliche Angleichung der beiden Werke würde der satirische Charakter des *Eulenspiegelbuches* zumindest geschmälert.

Noch kritischer zu sehen als die Berücksichtigung von Hermann Botes Weltbild bei der Erstellung einer Neuordnung ist die Postulierung einer geographischen Ordnung und ihre Verwendung als Kriterium für Historienumstellungen. Begibt man sich wie Honegger auf das vage Feld der Spekulation, kann entgegen seiner Ansicht vermutet werden, daß das ganze *Eulenspiegelbuch* aus ursprünglich einzeln vorliegenden Schwänken, die mündlich tradiert worden sind, zusammengesetzt wurde<sup>36</sup>. Dafür spricht unter anderem der stringente Aufbau der in der Regel als Exempel für bestimmte Laster dienenden Einzelhistorien ebenso wie die Tatsache, daß selbst bei den Biographie-Historien<sup>37</sup> die Abgeschlossenheit der Einzelhistorie meistens Vorrang hat vor der logischen und chronologischen Kon-

<sup>33</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 89.

<sup>34</sup> Ebd. S. 114. – Auch bei der von Honegger erstellten Neuordnung, die Botes Historienanordnung rekonstruieren soll, kann von einer hierarchischen Anordnung der Stände nicht gesprochen werden. Siehe dazu Punkt 3 dieser Arbeit.

<sup>35</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 89.

<sup>36</sup> Siehe dazu auch BOLLENBECK (wie Anm. 23) S. 55-61. – Zu inhaltlichen Bezügen vor allem über mehrere Historien hinweg, die hier eventuell als Gegenargument angesehen werden könnten, sowie zur Problematik der Textgenese siehe Punkt 4 dieser Arbeit.

<sup>37</sup> Biographie-Historien nenne ich im folgenden Historien, in denen das biographische Element das schwankhafte übertrifft oder ganz verdrängt wie in den Historien 1, 5, 21, 95 und 96.

zeption des Werkes<sup>38</sup>. Geht man also von der mündlichen Überlieferung der meisten Schwänke – also echten Historien im Sinne Kadlecs<sup>39</sup> – aus, wird der Sinn der Diskussion um die geographische Plausibilität der Historienfolge im Eulenspiegelbuch anzweifelbar, denn es ist bei mündlicher Tradierung nicht damit zu rechnen, daß alle Geschichten um Till erfaßt werden konnten, und somit größere geographische Sprünge allein schon daraus resultieren könnten. Da sich Honegger an diesen geographischen Sprüngen des Helden stört<sup>40</sup>, geht er von einem historischen Till aus, der als Vorlage für die Erzählfigur diente, denn bei einer rein fiktiven Gestalt ist eine geographisch plausible Reiseroute überflüssig, zumal auch noch genauere Zeitangaben im Eulenspiegelbuch weitgehend fehlen. Ein historischer Till ist aber weder zweifelsfrei belegbar<sup>41</sup> noch kann bedenkenlos von einer historischen Person auf eine literarische Figur geschlossen werden. Genau nach dieser Methode geht Honegger aber vor, wenn er den Aufbau des Eulenspiegelbuches nach einer geographisch folgerichtigen Anordnung der Historien ausrichten will<sup>42</sup>.

Gelegentlich scheint es Honegger mit der geographischen Stimmigkeit jedoch selbst nicht so genau genommen zu haben. Zum Beispiel stellt er Historie 84, die – geographisch plausibel – auf Historie 34 folgen müßte<sup>43</sup>, und ebenso Historie 81, die auf 39 oder 50 folgen müßte<sup>44</sup>, nicht um<sup>45</sup>. Ganz offensichtlich verzichtet Honegger hier zugunsten seines vierten Initialenalphabetes auf sein eigenes Umstellungskriterium.

<sup>38</sup> Zum Beispiel nennt Historie 3 als Einleitung Tatsachen, die in Historie 2 schon ausführlich erwähnt werden. Historie 93 berichtet von Eulenspiegels Tod und auch von Ereignissen, die vier Wochen nach seinem Tod eintreten. Historie 94 hat aber erst Eulenspiegels Totenfeier und Historie 95 erst sein Begräbnis zum Inhalt.

<sup>39</sup> Vgl. dazu KADLEC (wie Anm. 11) S. 199ff.

<sup>40</sup> Vgl. HONEGGER (wie Anm. 2) S. 103f.

<sup>41</sup> Siehe dazu B. U. HUCKER, *Eulenspiegel*, in: *Enzyklopädie des Märchens*, hrsg. v. K. RANKE u. a., Bd. 4, Berlin New York 1984, Sp. 540f., und DERS., *Eulenspiegel, Til(l)*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, 1. Lfg., München Zürich 1987, Sp. 94f.

<sup>42</sup> Selbst wenn man wie Honegger vorgeht, wäre es durchaus denkbar, daß ein historischer Till Städte besucht hat und Streiche vollbracht hat, die im Eulenspiegelbuch keinen Niederschlag gefunden haben. Außerdem könnte Till denselben Streich mehrere Male an verschiedenen Orten ausgeführt haben, oder er könnte mit großen zeitlichen Abständen einige Städte mehrfach besucht haben. Auch muß er nicht überall, wo er sich aufhielt, Schabernack getrieben haben.

<sup>43</sup> In Historie 84 heißt es: „Als Ulenspiegel von Rom reißt...“, *Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel* (wie Anm. 1) S. 241. In Historie 34 ist Eulenspiegel in Rom.

<sup>44</sup> Historie 81 wird eingeleitet durch: „Mit Ernst reißt Ulenspiegel von Rostock...“, *Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel* (wie Anm. 1), S. 234. Nur die Historien 39 und 50 berichten von Eulenspiegels Streichen in Rostock.

<sup>45</sup> Vgl. dazu SCHÖNSEE (wie Anm. 8) S. 47.

## 3.

Wenn Honegger seine Historienverschiebungen tatsächlich konsequent nach Botes Weltbild, wie es im *Radbuch* zutage tritt, vorgenommen hat, ist zu erwarten, daß nach seiner Neuordnung eine Parade aller Stände in hierarchischer Anordnung vorliegt<sup>46</sup>. Um dies zu überprüfen, soll im folgenden versucht werden, die Stände- und Berufeanordnung, wie sie in den Drucken S1515 und S1519 zu finden ist, Honeggers Neuordnung gegenüberzustellen. Die Forschungsliteratur läßt bisher eine sorgsam durchgeführte, vollständige Gegenüberstellung, die sich ausschließlich auf die Standeszugehörigkeit beziehungsweise den Beruf oder das Amt von Eulenspiegels Mit- oder Gegenspieler konzentriert, vermissen. Es treten bei Erklärungen zur Ständeanordnung im Eulenspiegelbuch immer wieder verwirrende Vermischungen von Tills Tätigkeiten, seinen Zielpersonen oder biographischen und geographischen Aspekten auf. Bei den folgenden Verzeichnissen werden zwecks klarer Differenzierung die Berufsbezeichnungen und Ämter, sofern es sich dabei nicht um den Adelsstand oder die Geistlichkeit handelt, genau angegeben. Die Numerierung erfolgt bei beiden Verzeichnissen nach den Angaben in den Straßburger Drucken von 1515 und 1519, um so Honeggers Umstellungen deutlicher hervorzuheben.

<b>S1515 und S1519</b>	<b>Honeggers Neuordnung</b>
1) Biographie-Historie	1) Biographie-Historie
2-4) Dörfler und Bauern	2-4) Dörfler und Bauern
5) Biographie-Historie	5) Biographie-Historie
6) Bäcker	6) Bäcker
7/8) Dörfler und Bauern	7/8) Dörfler und Bauern
9) Diebe	9) Diebe
10) Adliger	10) Adliger
11-13) Geistliche	64/1) Kaufmann
	64/2) Kaufmann
	11-13) Geistliche
14) Bürger	14) Bürger
15) Geistlicher	15) Geistlicher
16) Wirtin	18) Hund; Sau mit Ferkeln
17) Kranke; Spitalmeister	21) Biographie-Historie
18) Hund; Sau mit Ferkeln	88) Bauer
19/20) Bäcker	22) Adliger
21) Biographie-Historie	63) Adliger

<sup>46</sup> Vgl. SCHÖNSEE (wie Anm. 8) S. 44.

- |                                 |                              |
|---------------------------------|------------------------------|
| 22-27) Adlige                   | 23) Adliger                  |
| 28/29) Gelehrte                 | 28/29) Gelehrte              |
| 30/31) Frauen                   | Ebenso bei Honegger. Er      |
| 32) Scharwächter                | entwirft zur Erklärung die-  |
| 33) Wirtin                      | ser Stände- und Berufe-      |
| 34) Geistlicher (Papst)         | vielfalt eine Art Sünden-    |
| 35) Geistlicher                 | spiegel. Siehe dazu die      |
| 36) Bäuerin                     | dieser Gegenüberstellung     |
|                                 | folgenden Erläuterungen.     |
| 37/38) Geistliche               | 37/38) Geistliche            |
| 39-41) Schmiede                 | 16) Wirtin                   |
|                                 | 39-41) Schmiede              |
| 42) fehlt                       |                              |
| 43) Schuhmacher                 | 43) Schuhmacher              |
| 44) Bauer                       | 46) Schuhmacher              |
| 45) Stiefelmacher               | 47) Bierbrauer               |
| 46) Schuhmacher                 | 48) Schneider                |
| 47) Bierbrauer                  | 49) Schneiderknechte         |
| 48) Schneider                   | 50) Schneider                |
| 49) Schneiderknechte            | 51) Wollenweber              |
| 50) Schneider                   | 52-55) Kürschner             |
| 51) Wollenweber                 |                              |
| 52-55) Kürschner                |                              |
| 56) Ledergerber                 | 56) Ledergerber              |
| 57) Weinzäpfer                  | 57) Weinzäpfer               |
| 58) Rat von Lübeck              | 58) Rat von Lübeck           |
| 59) Taschenmacher               | 59) Taschenmacher            |
| 60/61) Metzger                  | 60/61) Metzger               |
| 62) Schreiner                   | 62) Schreiner                |
| 63) Adliger                     | 19) Brotbäcker               |
| 64) Kaufmann                    | 20) Bäcker                   |
| 65) Pferdekaufmann              | 65) Pferdekaufmann           |
| 66) Pfeifendreher               | 66) Pfeifendreher            |
| 67) Bäuerin                     | 67) Bäuerin                  |
| 68) Bauer                       | 68) Bauer                    |
| 69) Bader                       | 69) Bader                    |
| 70) Bäuerinnen                  | 70) Bäuerinnen               |
| 71) Blinde                      | 72) Bürger u. andere Einwoh- |
|                                 | ner                          |
| 72) Bürger und andere Einwohner | 73) Kaufleute                |

73) Kaufleute	45) Stiefelmacher
74) Barbier	87) Geistlicher
75) Frau	74) Barbier
76) Bäuerin	44) Bauer
77) Bürger; Wirt	76) Bäuerin
78-85) Wirte und Wirtinnen	77) Bürger; Wirt
	78-85) Wirte und Wirtinnen
86) Kaufmann	86) Kaufmann
87) Geistlicher	75) Frau
88) Bauer	71/1) Blinde
89) Geistliche	71/2) Blinde
90) Apotheker	17) Kranke; Spitalmeister
91) Begine	90) Apotheker
92) Geistlicher	91) Begine
93) Freunde; Rat von Mölln	92) Geistlicher
94) Geistliche	93) Freunde; Rat von Mölln
95) Biographie-Historie	94) Geistliche
96) Biographie-Historie	95) Biographie-Historie

Liest man die Anordnungen der Stände und Berufe separat von oben nach unten, fällt zunächst auf, daß bei beiden Ordnungen bei den ersten neun Historien und den sieben (bei Honegger sechs) letzten Historien zugunsten biographischer Aspekte auf eine Anordnung nach Ständen völlig verzichtet wurde. Bei den übrigen Historien gelingt es Honegger höchstens ansatzweise, eine konsequentere Anordnung der Historienfolge nach Ständen zusammenzustellen. Von der zu erwartenden Parade der Stände in hierarchischer Ordnung kann keine Rede sein.

Die Historien 18 und 21 vermag Honegger nicht recht unterzubringen. In Historie 88 meint er, eine im Adelsmilieu spielende Geschichte sehen zu können<sup>47</sup>, weshalb er sie unter die beim Adelsstand spielenden Historien einordnet. Ingrid Schönsee hat jedoch dargelegt, daß die Einreihung von Historie 88 unter die Bauerngeschichten erheblich plausibler ist<sup>48</sup>. Auch Historie 16 kann an der von Honegger vorgeschlagenen Stelle nicht überzeugen, worauf Honegger auch selbst in einem nach dem ‚Beitrag‘ veröffentlichten Aufsatz hinweist<sup>49</sup>. Die Einordnung von Historie 63 sowie der geteilten Historien 64 und 71 erscheint hinsichtlich der Anordnung nach Ständen als sinnvoll. Daß Honegger aber Historie 87, in der ein Bischof Tills

<sup>47</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 106.

<sup>48</sup> SCHÖNSEE (wie Anm. 8) S. 45f.

<sup>49</sup> P. HONEGGER, *Eulenspiegel und die sieben Todsünden*, NdW 15 (1975) 30, Anm. 38.

Gegen- und Mitspieler ist, mit der Begründung, sie könne als Beispiel für schlechte Ratgeber und Exempel für schwarze Kunst angesehen werden<sup>50</sup>, zwischen eine Stiefelmacher- und Barbierhistorie einreicht, ist wahrscheinlich nur damit zu erklären, daß Honegger hier auf der Suche nach einem ‚D‘ für sein akrostichisches Gerippe war. Aus demselben Grund erfolgte vermutlich auch die Beibehaltung der an ihren Stellen hinsichtlich der Ständeanordnung jeweils deplazierten Historien 18, 21, 58, 72, 73 und 86<sup>51</sup>.

Die Einordnung der Historiensequenz 30-36 in eine hierarchisch angeordnete Ständeparade scheint Honegger besondere Schwierigkeiten verursacht zu haben. Vermutlich hat er deswegen in seinem schon erwähnten Aufsatz<sup>52</sup> den Versuch unternommen, diese Historienfolge als eine Art Sündenspiegel zu deuten, in dem die sieben Todsünden dargestellt werden und Eulenspiegel zugleich als Spiegelbild des jeweiligen Lasters auftritt. Hans Wiswe hat die Zweifelhaftigkeit dieses Deutungsversuchs dargelegt<sup>53</sup>. Ergänzend zu seinen Ausführungen ist festzustellen, daß *acedia* in Historie 34 überhaupt nicht thematisiert wird. Dargestellt werden Unkeuschheit und Unglaube, die sich aus *acedia*, aller Laster Anfang, entwickelt haben. Nach diesem Prinzip ließe sich *acedia* natürlich aus der Beschreibung jedes Lasters ableiten. Überdies stimmt auch noch die Reihenfolge der vermeintlich dargestellten Todsünden mit der mittelalterlichen Sündenhierarchie zur fraglichen Zeit nicht überein<sup>54</sup>.

Kritisierbar an Honeggers Untersuchungen zum Aufbau des *Eulenspiegel* ist weiterhin sein Einteilungsversuch des Eulenspiegelbuches in vier abgrenzbare biographische Abschnitte<sup>55</sup>. Die Diskussion um eine derartige Einteilung, die sich auch schon bei Lappenberg und Hilsberg in unterschiedlicher Weise findet<sup>56</sup>, muß als rein spekulativ bezeichnet werden, weil

---

<sup>50</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 114f.

<sup>51</sup> Die Tatsache, daß die Initialen dieser Historien jeweils ohne Veränderung in ein Alphabet passen, spricht für diese Vermutung.

<sup>52</sup> Siehe Anm. 49.

<sup>53</sup> Siehe H. WISWE, *Sozialgeschichtliches um Till Eulenspiegel II. Eine Nachlese* (1976), in: *Eulenspiegel-Interpretationen. Der Schalk im Spiegel der Forschung 1807-1977*, hrg. und eingel. v. W. WUNDERLICH, München 1979, S. 179f.

<sup>54</sup> Siehe dafür Waltraud TIMMERMANN, *Studien zur allegorischen Bildlichkeit in den Parabolae Bernhards von Clairvaux* (Mikrokosmos. Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung, hrg. v. W. HARMS, 10), Frankfurt/Bern 1982, besonders die Seiten 71-93.

<sup>55</sup> HONEGGER (wie Anm. 2) S. 110.

<sup>56</sup> Lappenberg schlug eine Einteilung des Eulenspiegelbuches in dreizehn Abteilungen vor, wobei als Ordnungskriterien „gewisse Gattungen der Schwänke“ sowie die Biographie

eine genaue Festlegung der Lebensmarken des Helden, außer bei den Anfangs- und Endhistorien (1-4 und 89-96), nicht möglich ist. Alle übrigen Historien könnten, weil sie keine aufschlußreichen biographischen Daten<sup>57</sup> oder Zeitangaben<sup>58</sup> enthalten, hinsichtlich biographischer Stimmigkeit beliebig umgestellt werden, ohne den biographischen Zusammenhang des Werkes zu beeinflussen. Deshalb können auch die Historienverschiebungen Honeggers, auf die er konsequenterweise bei den Anfangs- und Endhistorien verzichtet, nicht zu der erhofften Verdeutlichung eines biographischen Ordnungsprinzips im Eulenspiegelbuch beitragen.

Honeggers Untersuchungen zum Aufbau des Eulenspiegelbuches liefern somit insgesamt keine sicheren Erkenntnisse für die Eulenspiegel-Forschung, weil sie auf zu vielen Spekulationen basieren. Die hier vermutete Rekonstruktion des ursprünglichen Aufbaus muß derzeit als Konstruktion eines möglichen Aufbaus angesehen werden, weil Honegger den Beweis, daß seine Neuordnung als die ursprüngliche oder auch nur der ursprünglichen ähnliche Historienanordnung aufzufassen ist, schuldig bleibt. Sein Rekonstruktionsversuch hat jedoch exemplarisch deutlich gemacht, daß sich Neuordnungen, nach welchen Kriterien und mit welchem Ziel auch immer durchgeführt, stets den Problemen eines umfangreichen Eingriffs in das überlieferte Textcorpus und der gegenseitigen Ausschließlichkeit der angestrebten Ordnungsprinzipien zu stellen haben werden.

#### 4.

Eine wissenschaftlich fundierte Suche nach dem Aufbau des ursprünglichen Eulenspiegeltextes scheint bei der derzeitigen unklaren Entstehungsgeschichte des Eulenspiegelbuches nicht möglich zu sein. Jedoch können durch eine Auslese der Historien nach textimmanenten, rein inhaltlichen Bezügen<sup>59</sup> und biographisch-chronologischen Notwendigkeiten

---

Eulenspiegels herangezogen werden. Vgl. LAPPENBERG (wie Anm. 10) S. 348. Hilsberg bezeichnet das Eulenspiegelbuch als „Schwankbiographie“, die mit der Geburt des Helden beginne und mit seinem Begräbnis ende. Der von Jugend- und Altersgeschichte eingerahmte Kern des Buches wird als „Sammelbecken“ für alle anderen Schwänke aufgefaßt. Vgl. HILSBURG (wie Anm. 12) S. 18 und 31.

<sup>57</sup> Ausnahmen sind die Historien 7-10. Hier wird Eulenspiegel als Junge oder Hofjunge bezeichnet.

<sup>58</sup> Es lassen sich in den übrigen Historien nur äußerst formelhafte und unbestimmte Zeitangaben finden, wie *Uff ein Zeit*, *Eines andern Tags*, *Darnach*, *Einsmals*, *In Winterzeiten* und dergleichen.

<sup>59</sup> Hierunter werden ausschließlich Angaben verstanden, aus denen die Zusammengehörigkeit von zwei Historien zwingend notwendig hervorgeht. Die von Hilsberg erarbeiteten und zuletzt von Bollenbeck übernommenen Historienverbindungen, die in Gruppen, Ketten oder

Historiengruppen gewonnen werden, die jeweils zueinander einen festen Platz haben müssen. Eine Umstellung der jeweils bezugnehmenden Historie ist bei diesen Historiengruppen demnach nicht möglich, ohne daß Ungereimtheiten entstünden.

Filtriert man also aus dem überlieferten Historienbestand einen „Eulenspiegel“ aus textimmanenten, inhaltlichen Bezügen und biographisch-chronologischen Notwendigkeiten heraus, ergeben sich folgende verbindliche Historiengruppen:<sup>60</sup> 1, 2, 3, 4, 5, 6 – 7, 8 – 15, 18 – 25, 26 – 31, 32 – 43, 46 – 88, 47 – 52, 53 – 60, 61 – 70, 72 – 79, 80 – 82, 83 – 89, 90, 91 oder 92, 93, 94, 95, 96. Im einzelnen sind die Bezüge folgende:

- (A) 1) E.'s Geburt<sup>61</sup>.
- 2) E. kann gehen und stehen.  
E. zieht um.
- 3) E. zieht um.  
E. nimmt ein ungewolltes Bad.
- 4) „In kurtzer Zeit darnach, da Ulenspiegel wollte seinen Schaden und Spot des Bades rächen...“<sup>62</sup>  
E. sitzt still zu Hause bei seiner Mutter.
- 5) „Und Ulenspiegels Muter, die waz fro, daz ihr Son so stil waß...“  
(Ein kurtzweilig Lesen, S. 19)  
E.'s Mutter klagt, weil kein Brot da ist.
- 6) E. besorgt der Mutter Brot.
- 7) E. muß im Übermaß Weckbrot essen und wird geschlagen.
- 8) E. rächt sich für die Schalkheit, die ihm in Historie 7 widerfahren ist.

---

Reihen eingeteilt werden, sind wenig ergiebig, weil als verbindende Elemente beispielsweise gleiche Handlungsorte, das Milieu, in dem sich der Protagonist aufhält, oder die Tätigkeiten Tills beziehungsweise seiner Zielpersonen aufgefaßt werden. Dadurch werden Verbindungen hergestellt, die weder zwingend notwendig sind noch als vom Verfasser/Bearbeiter intendiert angenommen werden können. Siehe dazu HILSBERG (wie Anm. 12) S. 33-42 und BOLLENBECK (wie Anm. 23) S. 62f.

<sup>60</sup> Kommata stehen für Bezüge, Gedankenstriche für Bezugslosigkeit. Alle nicht aufgeführten Historien sind hinsichtlich der Erstellungskriterien isoliert. Die Historien 9 – 14, 28, 29 – 39, 40, 41 – 54 und 55 weisen jedoch jeweils mindestens zwei Beziehungswahrscheinlichkeiten auf. Explizite Bezüge bestehen aber nicht.

<sup>61</sup> In der Aufstellung wird Eulenspiegel jeweils durch E. abgekürzt.

<sup>62</sup> Ein kurtzweilig Lesen von *Dil Ulenspiegel* (wie Anm. 1) S. 16. Sämtliche Zitate aus dem *Eulenspiegel* werden in der Liste durch ‚Ein kurtzweilig Lesen und Seitenzahl‘ nachgewiesen.

- (B) 15) E. betrügt einen Doktor.  
 18) „Da nun Ulenspiegel den Doctor also bedort het, ...“ (Ein kurtzweilig Lesen, S. 55)
- (C) 25) E. und der Herzog von Lüneburg in Celle. E. tötet sein Pferd.  
 26) „Darnach kam Ulenspiegel wider und gieng bei Zel in ein Dorff und wartet daruff, wann der Hertzog wider geen Zell wolt reiten.“ – „...und Ulenspiegel het ein ander Pferd uberkumen.“ (Ein kurtzweilig Lesen, S. 75)
- (D) 31) E. mit einem Totenschädel in Pommern.  
 32) „Als er nun mit dem Hopt weit umbgezogen waz...“ (Ein kurtzweilig Lesen, S. 95)
- (E) 43) E. fügt einem Schuhmacher einen Schaden zu.  
 46) E. spricht „denselben Schuhmacher, dem er den Schaden gethon het, wider an...“ (Ein kurtzweilig Lesen, S. 134)
- (F) 88) E. verdirbt die Pflaumen eines Bauern in Einbeck.  
 47) „Uff ein Zeit, als man nun sein mit den Pflumen zu Einbeck, die er beschissen het, vergessen het“ (Ein kurtzweilig Lesen, S. 137)
- (G) 53) Fortsetzung von Historie 52.
- (H) 58) Fortsetzung von Historie 57.
- (I) 60) E. bei einem Metzger in Erfurt.  
 61) „Da sprach derselbige Metziger Ulenspiegel wider an...“ (Ein kurtzweilig Lesen, S. 173)
- (J) 70) E. macht Bremer Bürger lachen, wird gelobt und ist beliebt dort.  
 72) „Als nun Ulenspiegel dise Büberei zu Bremen het ußgericht ward er gantz wol bekant. In der Stat zu Bremen waz so, das ihnn die Bürger wol leiden möchten unnd ihn in allen Schimpffen haben wolten. Unnd Ulenspiegel was da lang in der Stat.“ (Ein kurtzweilig Lesen, S. 211)
- (K) 79) E. hält sich in einer Herberge in Köln auf.  
 80) „Lang Zeit was Ulenspiegel zu Coln in der Herberg...“ (Ein kurtzweilig Lesen, S. 232)
- (L) 82) E. und eine Wirtin.

- 83) „Die 83. Histori sagt, wie Ulenspiegel dieselbige Wirtin uberred...“ (Ein kurzweilig Lesen, S. 239)
- (M) 89) E. ist alt. Außerdem gibt es einen Vorverweis auf Mölln und E.'s Krankheit dort.
- 90) „Die 90. Histori sagtt, wie Ulenspiegel zu Mollen kränck ward...“ (Ein kurzweilig Lesen, S. 256) E. soll beichten.
- 91/92) E. beichtet einer Begine. / E. beichtet einem Pfarrer. Die Historien 91 und 92 sind austauschbar.
- 93) „Als nun Ulenspiegel je kräncker ward, setzt er sein Testament...“ (Ein kurzweilig Lesen, S. 262) – E. stirbt. Die biographische Chronologie der Historienfolge 89-96 ist bei dieser Historie durchbrochen<sup>63</sup>.
- 94) E.'s Totenfeier.
- 95/96) E.'s Begräbnis.

Die Historiengruppen B bis L sind untereinander austauschbar, die Gruppen A und M sind an ihre jeweiligen Stellen gebunden. Sie sind somit Anfangs- beziehungsweise Endpunkt jeder sinnvollen Historienanordnung.

Da die Grüninger-Drucke S1515 und S1519 falsche Übergänge aufweisen, können die jeweils bezugnehmenden Historien 18, 46, 47 und 72 der Historiengruppen 15, 18 – 43, 46 – 88, 47 und 70, 72 nicht vom letzten Bearbeiter stammen, weil davon ausgegangen werden kann, daß dieser die Bezüge seiner eigenen Historien bei der Anordnung beachtet hätte. Diese Historien gehören also zum Bestand eines Eulenspiegelbuches, das vor 1510/11 existiert haben muß<sup>64</sup>. Es zeigt sich somit erneut, daß sich die Entstehung des Eulenspiegelbuches in Stufen vollzog. Die von Beckers<sup>65</sup> – aufgrund von Honeggers Ergebnissen – als alt verworfene These von einem kleineren Ur-Eulenspiegel, der im Laufe der Überlieferungszeit durch Hinzufügungen von Historien nach und nach aufgeschwellt wurde, ist keinesfalls widerlegt und kann mit neuen Argumenten wiederbelebt werden<sup>66</sup>. Beweise für die (ehemalige) Existenz dieses Ur-Eulenspiegels

<sup>63</sup> Vgl. dazu Anm. 38.

<sup>64</sup> Für alle anderen Historien kann infolge der durchgeführten Untersuchung nicht ausgeschlossen werden, daß sie vom letzten Bearbeiter stammen, wenngleich dies kaum anzunehmen ist.

<sup>65</sup> Siehe BECKERS (wie Anm. 6) S. 27.

<sup>66</sup> John L. Flood geht – aufgrund des Niem-Stalberg-Briefwechsels – von verschiedenen Entstehungsschichten des Eulenspiegelbuches aus und vermutet als Ausgangspunkt ebenfalls einen Ur-Eulenspiegel. Siehe FLOOD (wie Anm. 24) S. 284-288.

oder gar belegbare Aussagen zu seinem Aufbau lassen sich derzeit aber nicht gewinnen, und solange nicht eine sehr anders geartete Eulenspiegelausgabe aus dem 15. Jahrhundert auftaucht, ist auch nicht damit zu rechnen, daß die Forschung diesbezüglich zu anderen Ergebnissen gelangen kann. Auch die Edition von Huckers Fragment, das nach eigenen Aussagen<sup>67</sup> nur ganz geringe Abweichungen von S1515 und S1519 aufweist, wird die von Wunderlich erhofften Aufschlüsse zum ursprünglichen Aufbau des Eulenspiegelbuches<sup>68</sup> nicht liefern können.

Einstweilen bleiben daher nur Erkenntnisse, die aus der Historienmasse der Grüninger-Drucke von 1515 und 1519 gewonnen werden können. Danach besitzt das Eulenspiegelbuch einen in den Historien 1-10 und 89-96 angelegten biographischen Zusammenhang. Die Anfangshistorien (1-4) und die Endhistorien (89-96) weisen eine – bei Historie 93 nicht durchgehaltene – biographische Chronologie auf. Der biographische Zusammenhang schränkt eine Anordnung der Historien nach Ständen von Tills Mit- beziehungsweise Gegenspielern ein. Eine derartige Ordnung kann auch bei den übrigen Historien nicht festgestellt werden, gleichwohl aber ein Panorama aller Stände. Eine Historiengruppierung nach dem „sozialen Aktionsfeld“ Tills, die zuletzt wieder von Bollenbeck als möglich angenommen wurde<sup>69</sup>, kann nicht als beabsichtigt angesehen werden, weil sie erhebliche Lücken aufweist<sup>70</sup>. Insgesamt scheint die Suche nach konsequent durchgehaltenen Aufbauschemata im Eulenspiegelbuch schlicht eine Überforderung des vorliegenden Historienbestandes zu sein. Außer sechszwanzig Historien, die durch inhaltliche beziehungsweise biographisch-chronologische Bezüge zwingend notwendig verknüpft sind, sind alle restlichen Historien disparat aneinandergereiht<sup>71</sup>. Ein alle Historien durchgehend verbindendes Prinzip kann nur in der Einheit des Helden<sup>72</sup>

---

<sup>67</sup> Hierbei handelt es sich um eine Auskunft B. U. Huckers in einem persönlichen Gespräch mit dem Verfasser am 29.01.1987.

<sup>68</sup> Siehe W. WUNDERLICH, *Till Eulenspiegel* (Uni-Taschenbücher, 1288), München 1984, S. 64.

<sup>69</sup> BOLLENBECK (wie Anm. 23) S. 64.

<sup>70</sup> Insgesamt lassen sich siebenundvierzig Historien nicht in dieses Ordnungsschema eingliedern. Es handelt sich um die Historien 1-10, 14-17, 21, 32-38, 47, 51, 59, 63-74, 87 und 88 sowie die Historien 89-96.

<sup>71</sup> Bollenbecks Gedanke, wonach das Bauprinzip der Reihung im Eulenspiegelbuch mit dem transzendenten Weltbild des universalistischen Denkens von Bote erklärt werden könne, vermag hier nicht recht zu befriedigen. Siehe BOLLENBECK (wie Anm. 23) S. 70.

<sup>72</sup> Vgl. HILSBURG (wie Anm. 12) S. 16.

sowie der Einheitlichkeit seines gewinnsüchtigen, destruktiven, sich blind gegen jede Norm richtenden Wesens gesehen werden<sup>73</sup>.

---

<sup>73</sup> Ebd. S. 17.



## Zur Erhebung historischer Schreibsprachdaten aus der Textsorte ‚Urkunde‘\*

Die Sammlung historischer Sprachdaten<sup>1</sup> unterliegt bekanntlich besonderen Bedingungen. Zu ihnen gehört vor allem das ausschließliche Angewiesensein auf schriftliche, nicht eigens für Fragestellungen erhobene und nicht beliebig ergänzbare Quellen. Ein Teil des überlieferten Materials ist überdies textsortenbedingt kaum exakt zu lokalisieren und/oder zu datieren<sup>2</sup>. Auf genaue Ort/Zeit-Angaben sind aber vor allem jene Arbeiten angewiesen, in denen frühere Sprachzustände beschrieben und sprachgeschichtliche Entwicklungsprozesse verdeutlicht werden sollen, damit die noch vagen Konturen der mittelalterlichen Schreibsprachlandschaften schärfer gefaßt werden können. Es drängt sich die Frage auf, welcher Quellentyp dafür die exaktesten Daten enthält. Der vorliegende Beitrag versucht, die Probleme, die mit der Erhebung von Sprachdaten aus der Textsorte Urkunde verbunden sind, zu skizzieren. Den Hintergrund bildet dabei die Überlieferungslage in den Städten Norddeutschlands – und hier besonders in denen Westfalens<sup>3</sup>.

---

\* Überarbeitete und um Anmerkungen erweiterte Fassung eines Vortrages, gehalten auf der Hauptversammlung der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens in Münster am 25. April 1986.

1 K. KUNZE, *Erhebung von Sprachdaten aus schriftlichen Quellen*, in: *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, hrg. v. W. BESCH – U. KNOOP – W. PUTSCHKE – H. E. WIEGAND, (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 1,1 u.1,2), Berlin New York 1982f., 1. Halbband, S. 554-562, hier S. 555. Moderne Untersuchungen können mit Beobachtung, direkten oder indirekten Enqêtes, die speziell auf die jeweilige Fragestellung hin formuliert sind, arbeiten und somit auf rezente Sprachdaten zurückgreifen. Zur den Vor- und Nachteilen der jeweiligen Erhebungsmethode vgl. J. GOOSSENS, *Deutsche Dialektologie*, Berlin New York 1977, S. 67-70.

2 Vgl. z. B. die Ausführungen für die Vokabularhandschriften von R. DAMME, *Überlegungen zu einer Wortgeographie des Mittelniederdeutschen auf der Materialgrundlage von Vokabularhandschriften*, NdW 27 (1987) 1-59.

3 In Norddeutschland entstand nach dem Schreibsprachübergang vom Lateinischen zur Volkssprache eine Gruppe miteinander verwandter, mittelniederdeutscher Schreibsprachen: Nordniederdeutsch, Westfälisch, Ostfälisch und Südmärkisch. Diese können in sich wiederum differenziert werden. Für die zur Diskussion stehende Sprachepoche ist zu berücksichtigen, daß die mittelalterlichen Schreiber in Westfalen, wie übrigens auch in anderen niederdeutschen Regionen, in der Regel nicht versuchten, den örtlichen Dialekt zu verschriftlichen, so daß hier der Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener

Innerhalb einer mittelalterlichen Stadt ist eine komplexe schreibsprachliche Situation vorauszusetzen. Von einer einheitlichen, für alle Textsorten, Kanzleien und Schreiber geltenden mittelniederdeutschen Ortsschreibsprache – also einer Norm – darf nicht ausgegangen werden. Urkunden zählen zu den schriftlichen Erzeugnissen der mittelalterlichen städtischen (Selbst-)Verwaltung, also zur Gruppe der sogenannten amtlichen Texte. Um zu verdeutlichen, welcher Typ von Urkunde für die vorliegende Fragestellung am geeignetsten erscheint, sind die spezifischen Überlieferungsbedingungen, die für die verschiedenen Textzeugen dieser Gruppe gelten, vorab darzustellen.

Zur Isolierung der verschiedenen Schreibsichten kann man bei den Amtstexten zwischen zwei Gruppen und ihnen zugrundeliegenden Gebrauchssituationen differenzieren:<sup>4</sup>

1. Erzeugnisse des kanzlei-internen Schriftwesens (Stadt- und Bürgerbücher, Rentenverzeichnisse, Konzepte, Abschriften und Kopialbücher, Formelbücher usw.), die nicht unbedingt in der lokal gebräuchlichen Schreibsprachvariante abgefaßt sein müssen.
2. Schriftstücke für den kanzlei-externen Gebrauch, d. h. für die Öffentlichkeit bestimmten Texte. Bei diesen kann zwischen innerstädtischer (lokaler), regionaler und überregionaler Verwendung unterschieden werden. Zu innerstädtischen Texten gehören z. B. Urkunden (zumeist die der freiwilligen Gerichtsbarkeit), Testamente, Zunftrollen, Handlungsbücher, die Ortschronistik usw. Zu den regionalen und überregionalen Texten gehören ebenfalls Urkunden, dann aber auch Briefe, Quittungen, Rezesse etc. Mit dieser Gruppe ist allerdings das Problem der Empfängerrücksicht verbunden, also ob sich Schreiber bzw. Aussteller an der Sprache des Empfängers orientiert haben. Da zu vermuten ist, daß der Stadtschreiber „den schreibsprachlichen Anforderungen

---

Sprache recht groß ist. Hierzu vgl. R. PETERS, *Die Diagonalgliederung des Mittelniederdeutschen*, in: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hrg. v. W. BESCH – O. REICHMANN – S. SONDEREGGER, (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2,1 u. 2,2), Berlin New York 1983-85, 2. Halbband, S. 1251-1263, hier S. 1251. Der von W. Besch favorisierte Terminus ‚Schreibdialekt‘ könnte daher für die Beschreibung der westfälischen Situation zu Mißverständnissen führen. Vgl. W. BESCH, *Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache, Standardsprache. Exemplarische Skizze ihrer historischen Ausprägung im Deutschen*, in: *Dialektologie* (wie Anm. 1), 2. Halbband, S. 961-990, besonders S. 964.

<sup>4</sup> W. BESCH, *Bemerkungen zur schreibsoziologischen Schichtung im Spätmittelalter*, in: *Die Stadt in der europäischen Geschichte. Festschrift Edith Ennen*, hrg. v. W. BESCH – K. FEHN – D. HÖROLDT – F. IRSIGLER – M. ZENDER, Bonn 1972, S. 459-470, hier S. 463.

etwa im Blick auf unterschiedliche Adressatengruppen, auf den Zweck und Inhalt der Mitteilung, auf die geforderte Form und Textgattung teils mehr oder weniger entsprechen“<sup>5</sup> wird, gewinnen von diesen drei Möglichkeiten für unsere Fragestellung – die Gewinnung von Daten für ortsüblichen Schreibsprachgebrauch – die auf den lokalen Gebrauch zielenden Texte besondere Bedeutung.

Sowohl die kanzlei-internen wie auch die zu regionalem und überregionalem Gebrauch geschriebenen kanzlei-externen Textsorten können zunächst einmal unberücksichtigt bleiben, da sie nicht unbedingt dem lokalen Schreibsprachgebrauch entsprechen müssen. In das Blickfeld geraten vielmehr vor allem die auf das Alltagsleben bezogenen Urkunden der freiwilligen Gerichtsbarkeit<sup>6</sup>, bei denen es sich im wesentlichen um Verkauf oder Tausch von Grundstücken und Häusern, Renten, Stiftungen für Altäre oder caritative Einrichtungen, Verträge zwischen Magistrat und geistlichen Korporationen oder Gilden, Bürgschaften, Urfehden, Tausch von Eigenhörigen oder deren Freilassung usw. handelt. Diese Textzeugen beziehen sich also nahezu ausschließlich auf städtische Angelegenheiten und sind zum Großteil von städtischen Amtsinhabern besiegelt.

Für eine Untersuchung historischen Quellenmaterials ist es wichtig, daß die zu ermittelnden Sprachdaten vergleichbar sind, d. h. sie sollten unter inhaltlichem, formalem, funktionalem, situativem und soziologischem Aspekt homogen sein<sup>7</sup>. Beim Aufbau eines Urkundenkorpus ist daher eine quellenkritische Prüfung durchzuführen. Einen Katalog möglicher Kriterien, die für eine solche Prüfung maßgeblich sein können, bietet Friedhelm Debus<sup>8</sup>: Charakter der Quelle (Kopie oder Original), Ausstellungs- und

<sup>5</sup> BESCH (wie Anm. 4) S. 462.

<sup>6</sup> So schon G. MEISSBURGER, *Urkunde und Mundart*, in: *Vorarbeiten und Studien zur Vertiefung der südwestdeutschen Sprachgeschichte*, hrg. v. F. MAURER, Stuttgart 1965, S. 47-103, hier S. 52f. Meissburger verfolgte allerdings das Ziel, diese einer schreibsoziologisch niedrigen Ebene angehörenden Urkunden auf „mundartliche Züge“ hin zu untersuchen, s. S. 53.

<sup>7</sup> Vgl. K. KUNZE, *Der ‚Historische Südwestdeutsche Sprachatlas‘ als Muster historischer Dialektgeographie*, in: *Dialektologie* (wie Anm. 1) 1. Halbband, S. 169-177, hier S. 169 und H. LÖFFLER, *Neue Möglichkeiten historischer Dialektgeographie durch sprachliche Auswertung von Güter- und Zinsverzeichnissen. (Mit 2 Karten)*, Rhein.Vjbl. 36 (1972) 281-291, hier S. 282.

<sup>8</sup> F. DEBUS, *Deutsche Dialektgebiete in älterer Zeit: Probleme und Ergebnisse ihrer Rekonstruktion*, in: *Dialektologie* (wie Anm. 1), 2. Halbband, S. 930-960, hier S. 931. Eine eher auf literarische Textsorten zu beziehende Kategorisierung ist bei W. HOFFMANN, *Probleme der Korpusbildung in der Sprachgeschichtsschreibung und Dokumentation vor-*

Schreibort, Aussteller, Empfänger, Schreiber oder evtl. Verfasser (Ortung des/der Sprach- bzw. Schreibträger). Diese Kriterien verstehen sich als Grundvoraussetzungen einer quellenkritischen Prüfung, die im konkreten Anwendungsfall jedoch möglicherweise auf die jeweilige Ortssituation hin modifiziert werden müssen.

Die folgende Darstellung der Problembereiche, die sich bei Verwendung der Textsorte Urkunde für die Sammlung historischen Schreibsprachmaterials ergeben, umfaßt folgende Aspekte:

1. Probleme der Korpusbildung: Charakter der zu untersuchenden Quellen, Lokalisierbarkeit, Datierbarkeit,
2. Sammlung des historischen Schreibsprachmaterials: Zugang zur Textsorte, Belegfindung,
3. zur linguistischen Auswertbarkeit: Sprachschicht, Eignung für die Untersuchung grammatischer Merkmale,
4. außersprachliche Parameter: Kanzleiverhältnisse, Schreiberproblematik.

Eine eindeutige Abgrenzung zwischen den Punkten ist dabei bisweilen schwierig: Einige Aspekte betreffen sowohl den einen wie den anderen Abschnitt.

## 1. Probleme der Korpusbildung

### 1.1. *Charakter der zu untersuchenden Quellen*

Es sind zunächst einmal ausschließlich Urkundenausfertigungen, d. h. „Originale“, bei der Korpuszusammenstellung zu berücksichtigen. Um exakt lokalisierbares und datierbares Schreibsprachmaterial zu erhalten, sind alle diejenigen Urkunden auszuschließen, die möglicherweise Fehlerquellen bei der Interpretation verursachen können: Hierzu zählen Kopien aller Grade, d. h. auch datierte, in den Untersuchungszeitraum fallende, da sie durch die zeitgenössische Schreibsprachform beeinflusst sein können, ferner alle räumlich und zeitlich nicht exakt festlegbaren Urkunden, Urkunden von auswärtigen Ausstellern und Urkunden an auswärtige Adressaten. Somit können die mit der Empfängerrücksicht verbundenen

---

*handener Korpora*, in: *Sprachgeschichte* (wie Anm. 3), 1. Halbband, S. 670-682, hier S. 674 zu finden.

Probleme ausgeschlossen werden<sup>9</sup>. Zur Erfassung einer möglichst breiten Palette an quellenkritisch relevanten Parametern, insbesondere zur Identifizierung verschiedener Schreiberhände, ist eine Autopsie der in den Archiven aufbewahrten Urkunden unerlässlich<sup>10</sup>. Dieses erweist sich auch deshalb als notwendig, da die bislang nahezu ausschließlich für geschichtswissenschaftliche Zwecke zusammengestellten Urkundenpublikationen für eine sprachwissenschaftliche Auswertung nicht bzw. nur begrenzt benutzbar sind<sup>11</sup>. Um der wissenschaftlichen Forderung nach Überprüfbarkeit gerecht zu werden, sollte – wenn möglich – die Untersuchung durch eine diplomatische Edition in Vollabdruck ergänzt werden. Ebenfalls ist ein auf Vollständigkeit angelegtes Korpus anzustreben<sup>12</sup>. Allerdings kann diese Anforderung kaum erfüllt werden, wenn wir es bei der Untersuchung mit umfangreichen Materialmengen zu tun haben, wie es ab dem 15. Jahrhundert bei großen Städten und Kanzleien der Fall ist. In diesen Fällen wird es notwendig sein, nach dem Repräsentativitätsprinzip zu verfahren, d. h. entweder wenige, gezielt ausgewählte sprachliche Kriterien zu untersuchen oder mit zeitlichen Schnitten zu arbeiten.

## 1.2. Lokalisierbarkeit

Die Frage, inwieweit das für diese Textsorte bekannte Phänomen der Unterscheidung zwischen Empfänger- und Ausstellerherstellung sowie das der Differenzierung zwischen Ausstellungs- und Herstellungsort die exakte Lokalisierbarkeit beeinträchtigt<sup>13</sup>, hat in der Forschungsliteratur zu unterschiedlichen Antworten geführt. Bei ausschließlicher Berücksichtigung der lokal gebundenen Privaturkunden kann wohl weitgehendst davon ausgegangen werden, daß sie am Ort selbst geschrieben wurden, auch wenn es

<sup>9</sup> R. SCHÜTZEICHEL, *Mundart, Urkundensprache und Schriftsprache. Studien zur Sprachgeschichte am Mittelrhein*, Bonn 1960, S. 27. Dieses Vorgehen dient vor allem dazu, den ortsüblichen Schreibgebrauch zu ermitteln. In einem weiteren Schritt sollten dann auch die bislang ausgeschlossenen Urkunden mit in die Untersuchung einbezogen werden. Auch für die Erforschung des Mittelniederländischen wurde vor kurzem eine derartige Korpusbildung vorgeschlagen: Vgl. P. VAN REENEN, *De lange weg naar een betrouwbare en systematische beschrijving van het Middelnederlands*, Spektator. Tijdschrift voor neerlandistiek 16 (1986/87), Nr.2, 131-148. Hierzu vgl. auch die Arbeit von A. BERTELOOT, *Bijdrage tot een klankatlas van het dertiende-eeuwse Middelnederlands*, I: Tekst, II: Platen. Gent 1984.

<sup>10</sup> So schon SCHÜTZEICHEL (wie Anm. 9) S. 26.

<sup>11</sup> Hierzu vgl. die Ausführungen unter Abschnitt 2.2. *Belegfindung*.

<sup>12</sup> HOFFMANN (wie Anm. 8) S. 677.

<sup>13</sup> So z. B. KUNZE (wie Anm. 1) S. 555.

in der Urkunde nicht ausdrücklich erwähnt wird. Lokale Schreibgewohnheiten dürften somit relativ gut zu erfassen sein<sup>14</sup>.

Im Vergleich zu anderen Textsorten sind Urkunden für eine Reihe von Ortspunkten zudem die einzig überlieferten Quellen, die in so ausreichender Anzahl vorhanden sind, daß mit dem aus ihnen erhobenen Schreibsprachmaterial auch eine innerörtliche Vergleichbarkeit gewährleistet ist.

Da Urkunden im gesamten mittelniederdeutschen Sprachraum ausgestellt wurden, kommt noch die überörtliche Vergleichbarkeit hinzu. Doch auch dieser Punkt, also die Frage nach der Flächendeckung, wird in der Sekundärliteratur nicht einmütig bewertet: Der Aussage, daß Urkunden ein engmaschiges Ortsnetz gewährleisten können<sup>15</sup>, wird entgegengehalten, daß die Kanzleien eine zu dünne Streuung aufwiesen<sup>16</sup>. Für den mittelniederdeutschen Sprachraum ist jedoch festzuhalten, daß eine Edition großer Teile des vorhandenen Urkundenmaterials aus dem 14. und vor allem aus dem 15. und 16. Jahrhundert bislang noch aussteht. Eine systematische Sammlung und Aufarbeitung des Materials auch kleinerer Schreibstätten und Kanzleien würde bei einer regional angelegten Schreibsprachenuntersuchung sicherlich zu einem dichten Belegnetz führen.

### 1.3. Datierbarkeit

Über die Datierbarkeit von Urkunden herrscht in der Sekundärliteratur Einigkeit: Da jede Rechtshandlung eine korrekte Zeitangabe benötigt, läßt sich kaum eine andere Quellengruppe besser datieren. Ein Problem ergibt sich allerdings bei späteren Abschriften oder Fälschungen. Die Schwierigkeiten bei ersteren können dadurch umgangen werden, daß man für die Untersuchung nur Urkundenausfertigungen heranzieht und Abschriften zunächst einmal unberücksichtigt läßt. Fälschungen zu entdecken, erfordert schon detektivischen Spürsinn, doch ist das, meist unter Zuhilfenahme hi-

<sup>14</sup> So auch H. LÖFFLER, *Probleme der Dialektologie. Eine Einführung*, 2., durchgesehene und erweiterte Auflage, Darmstadt 1980, S. 58.

<sup>15</sup> K. KUNZE, *Textsorte und historische Wortgeographie. Am Beispiel Pfarrer / Leutpriester (mit 6 Karten)*, in: *Würzburger Prosastudien II. Untersuchungen zur Literatur und Sprache des Mittelalters. Kurt Ruh zum 60. Geburtstag*, hrg. v. P. KESTING, München 1975, S. 35-76, hier S. 50f. Kunze weist auf die „für das 13. Jh. noch nirgends erreichte Belegdichte“ bei der Auswertung der Originalurkunden des *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300*, hrg. v. F. WILHELM u.a., Bd. 1ff., Lahr 1932ff., hin.

<sup>16</sup> Auf die relativ dünne Streuung der Kanzleiorte verweisen z. B. LÖFFLER (wie Anm. 7) S. 281 und DEBUS (wie Anm. 8) S. 933.

storischer, diplomatischer oder paläographischer Methoden, durchaus möglich. Für den Bereich der lokalen Privaturkunden sind Fälschungen überdies kaum zu erwarten.

Darüber hinaus ist als weiterer vorteilhafter Aspekt zu berücksichtigen, daß die Volkssprache in den Urkunden relativ früh – im nd. Bereich seit der ersten Hälfte des 14. Jh.s. – auftritt<sup>17</sup>, kontinuierlich ansteigt und im Verlauf der zweiten Hälfte des 14. Jh.s. das Lateinische vom ersten Platz verdrängen kann<sup>18</sup>. Außerdem ist festzuhalten, daß Urkunden häufig die einzige Textsorte sind, die während des gesamten mnd. Zeitraums, d. h. also vom Frühmnd. bis zum Spätmd., für einen einzelnen Ortspunkt konstant vorhanden sind.

Für eine lokal orientierte schreibsprachhistorische Untersuchung sollten also jene lokal gebundenen Privaturkunden herangezogen werden, die als Ausfertigung vorliegen, sich räumlich wie zeitlich genau festlegen lassen und von den örtlichen Kanzleien bzw. Schreibstätten ausgestellt wurden. Für die sprachwissenschaftliche Untersuchung wäre es überdies wünschenswert, wenn die außersprachlichen Parameter sowie die prozentuale Verteilung der Urkunden über die verschiedenen Aussteller bzw. der Kanzleien über den Untersuchungszeitraum hinweg konstant gehalten werden könnten. Erreicht wird bei einer derartigen Korpusbildung eine maximale Invarianz der Textsortenparameter<sup>19</sup>.

## 2. Sammlung des historischen Schreibsprachmaterials

### 2.1. Zugang zur Textsorte

Der Zugang zu den Texten ist einerseits gegeben, wenn man die zahlreichen Urkundenbücher betrachtet, andererseits aber auch wieder nicht,

<sup>17</sup> Die ältesten mittelniederdeutschen Urkunden stammen zwar bereits aus den 60er Jahren des 13. Jahrhunderts, doch sind insgesamt aus diesem Jahrhundert „keine zwei Dutzend überliefert“. Vgl. K. BISCHOFF, *Mittelniederdeutsch*, in: *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*, unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter hrg. v. G. CORDES – D. MÖHN, Berlin 1983, S. 98-118, hier S. 99. Vgl. auch den Abdruck bei E. SCHRÖDER, *Die älteste Urkunde in niederdeutscher Sprache*, Nd.Jb. 62 (1926) 1-4, die aus dem Jahre 1272 stammt.

<sup>18</sup> Exemplarisch für eine Reihe von derartigen Arbeiten sei auf diejenige für Köln von W. HOFFMANN – K. J. MATTHEIER, *Stadt und Sprache in der neueren deutschen Sprachgeschichte: eine Pilotstudie am Beispiel von Köln*, in: *Sprachgeschichte* (wie Anm. 3) 2. Halbband, S. 1837-1865 hingewiesen.

<sup>19</sup> Die Zufälligkeit der Überlieferung wird dieses jedoch nicht allzu häufig erlauben.

wenn man – wie schon oben erwähnt – das Material sieht, das immer noch unediert in den Archiven liegt. Doch auch bei den Urkundenbüchern, vor allem bei den älteren, ist Vorsicht geboten: Einige der zumeist von Historikern besorgten Publikationen sind für eine sprachwissenschaftliche Auswertung nicht bzw. nur begrenzt benutzbar, wenn man z. B. feststellen muß, daß ganze Teile der Urkunden (und hier besonders die formelhaften Partien) fortgelassen wurden, quellenkritische bzw. editorische Angaben (ob es sich z. B. um Ausfertigung oder Abschrift handelt, welche Transkriptionskriterien der Edition zugrundeliegen etc.) fehlen bzw. unvollständig sind oder daß sich bei der Transkription schlicht und einfach Fehler eingeschlichen haben. Sollte man dennoch auf bereits ediertes Urkundenmaterial zurückgreifen, so sind zumindest stichprobenartige Kontrollen vorzunehmen.

## **2.2. Belegfindung**

Die Ermittlung der Sprachdaten aus den einzelnen Urkunden gestaltet sich etwas schwieriger als bei einigen anderen Textsorten wie z. B. den alphabetisch geordneten Vokabularen<sup>20</sup>, denn Urkunden müssen vollständig durchgelesen werden. Allerdings kann der Urkundenaufbau als Vorteil gewertet werden, da die zu untersuchenden Sprachmerkmale in nahezu jedem Text nicht nur an den gleichen Stellen zu erwarten sind, sondern dort mit fast identischer Frequenz vorkommen.

## **3. Zur linguistischen Auswertbarkeit**

### **3.1. Sprachschicht**

Formelhaftigkeit und Stil der Urkunde sind wegen ihrer Entfernung von der sprachlichen Grundschrift – gemeint ist der Dialekt – und des mit ihnen verbundenen Retardationsfaktors – daß also die geschriebene Sprache Veränderungen der gesprochenen erst mit zeitlicher Verzögerung aufnimmt – als nachteilig bewertet worden<sup>21</sup>. Diese Nachteile treffen jedoch vor allem dann zu, wenn das Forschungsziel in der Rekonstruktion des mittelalter-

<sup>20</sup> Bei Vokabularen mit einem volkssprachigen Lemmaansatz ist allerdings für Lexeme mit breiter Synonymik das Durchforsten großer Wortstrecken erforderlich.

<sup>21</sup> KUNZE (wie Anm. 1) S. 557 und MEISSBURGER (wie Anm. 6) S. 51; vgl. demgegenüber aber B. BOESCH, *Die deutsche Urkundensprache. Probleme ihrer Erforschung im deutschen Südwesten. (Mit 11 Karten)*, Rhein.Vjbb. 32 (1968) 1-28, hier S. 27 und BESCH

lichen Dialekts besteht<sup>22</sup>. Für eine Untersuchung historischer Schreibsprachen können Formelhaftigkeit und Stil der Urkunde allerdings auch als Vorteil gewertet werden, da gerade in den formelhaften Teilen die zu untersuchenden Sprachelemente, wie schon oben erwähnt, in nahezu jedem Text mit fast gleicher Häufigkeit vorkommen. Es ist aber zu betonen, daß aufgrund der Ausprägtheit des formalen Elements eine gehobene Sprachschicht erfaßt wird.

### 3.2. Eignung für die Untersuchung grammatischer Merkmale

Als Vorteil dieser Quellengruppe wird im allgemeinen die Vielfalt des Sprachmaterials genannt, das sich thematisch auf alle Lebensbereiche, soweit sie rechtlicher Natur seien, bezöge. Der Auffassung, daß sämtliche Komponenten der Sprache in Urkunden dokumentiert seien<sup>23</sup>, wird jedoch entgegengehalten, daß sie im phonologisch-morphologischen Bereich nur geringe Erkenntismöglichkeiten eröffneten<sup>24</sup>. Wenn man sich den Merkmalkatalog von Robert Peters<sup>25</sup> anschaut, wird allerdings deutlich, daß eine große Zahl der dort beschriebenen phonologisch-orthographischen sowie morphologischen Variablen mittelniederdeutscher Schreibsprachen auch im Urkundenmaterial auftreten<sup>26</sup>. Da bei dieser Textsorte darüber hinaus auch lexikalische (darunter auch onomastische) und syntaktische Variablen erscheinen, kann sie vom Standpunkt der linguistischen Auswertbarkeit als eine der wichtigsten Quellen für die mittelniederdeutsche Schreibsprachenforschung bezeichnet werden. Problematisch zu bewerten

---

(wie Anm. 3) S. 967. Besch geht ausführlicher auf die komplizierte Situation ein, die dadurch entsteht, daß die schriftlich fixierte Sprache älter ist als die zeitgenössisch gesprochene.

<sup>22</sup> Die Textsorte Urkunde scheint aber kaum dafür geeignet zu sein, dialektale Sprachstrukturen in größerem Maße abzubilden. Hierzu vgl. die Ausführungen von KUNZE (wie Anm. 15) S. 50-52.

<sup>23</sup> LÖFFLER (wie Anm. 7) S. 283.

<sup>24</sup> So KUNZE (wie Anm. 15) S. 52.

<sup>25</sup> R. PETERS, *Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen. Teil I*, NdW 27 (1987) 61-93, Teil II wird mit diesem Band vorgelegt, der Schluß wird in NdW 29 (1989) erscheinen.

<sup>26</sup> Vgl. z. B. die Arbeit über die Coesfelder Urkundensprache von W. FEDDERS, *Variablenlinguistische Studien zur mittelniederdeutschen Urkundensprache Coesfelds*, NdW 27 (1987) 95-130, die über Osnabrück von U. WEBER, *Zur frühmittelniederdeutschen Urkundensprache Osnabrücks. Variablenlinguistische Untersuchung einer ostwestfälischen Stadtsprache*, NdW 27 (1987) 131-162, und die über Attendorn von W. GOEBEL – W. FEDDERS, *Zur mittelniederdeutschen Urkundensprache Attendorns. Variablenlinguistische Aspekte einer südwestfälischen Stadtsprache*, in diesem Zeitschriftenband.

ist allerdings die Eignung der Textsorte Urkunde für rein wortgeographisch angelegte Untersuchungen: Der sich wiederholende Wortschatz beschränkt sich auf ganz bestimmte Bereiche des Rechtslebens, andere, wie z. B. Handwerker-, Tier- oder Pflanzenbezeichnungen, kommen nur selten vor. Auch Synonymenangaben und Bedeutungserklärungen begegnen in den Urkunden nicht allzu häufig.

Schließlich muß noch die Frage beantwortet werden, wie die grammatischen Erscheinungen untersucht werden sollen. Alle älteren Schreibsprachen weisen neben den konstanten Kernbereichen einen nicht geringen variablen, inhomogenen Bereich auf<sup>27</sup>. Dieser tritt in den Mittelpunkt des Interesses, wenn es gilt, schreibsprachliche Differenzierungs-, Ausgleichs- und Normierungsprozesse an einem Ortspunkt zu erfassen. Ausgangspunkt ist also das Vorkommen von unterschiedlichen, nach Raum, Zeit und vermutlich auch Textsorte zu differenzierenden Realisierungen eines sprachlichen Merkmals in der mittelniederdeutschen Überlieferung<sup>28</sup>. Zu untersuchen sind variable Erscheinungen aus allen Teilbereichen der Sprache. Unter einer ‚Variablen‘ wird eine sprachliche Erscheinung verstanden, die innerhalb der mittelniederdeutschen Schriftüberlieferung insgesamt in mindestens zweierlei Gestalt vorkommt, in der konkreten Urkundensprache eines Ortes jedoch durchaus invariant sein kann. Die einzelnen Realisierungen werden als Varianten bezeichnet. Das Instrumentarium, das sowohl erlaubt, die synchronen – etwa die stilistischen – und die diachronischen Variablen eines Ortes systematisch zu erfassen und auszuwerten, als auch die Möglichkeit bietet, diese Variablen in diatopische Fragestellungen einzubeziehen, stellt im wesentlichen die Variablenlinguistik bereit<sup>29</sup>.

<sup>27</sup> HOFFMANN – MATTHEIER (wie Anm. 18) S. 1849.

<sup>28</sup> BESCH (wie Anm. 4) S. 464f.

<sup>29</sup> Die Ansätze zu einer diatopischen Variablenforschung sind gerade in der historischen Sprachgeographie schon mit Erfolg erprobt worden. Vgl. J. GOOSSENS, *Dialektologie im Zeitalter der Variablenforschung. Mit drei Karten*, in: *Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposions „Zur Theorie des Dialekts“, Marburg/Lahn 5.-10. September 1977*, hrg. v. J. GÖSCHEL – P. IVIĆ – K. KEHR, (ZDL Beihefte N.F., 26), Wiesbaden 1980, S. 43-57, besonders S. 45 und K. KUNZE, *Neue Ansätze zur Erfassung spätmittelalterlicher Sprachvarianz*, in: *Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung*, hrg. v. K. RUH, Tübingen 1985, S. 157-200. Vgl. auch den Variablenkatalog für das Mittelniederdeutsche von PETERS (wie Anm. 25).

## 4. Außersprachliche Parameter

### 4.1. Zu den Kanzleiverhältnissen

Für die Interpretation bestimmter Untersuchungsergebnisse kann es notwendig werden, die ‚infrastrukturelle Lage‘ der Kanzlei, aus der die Urkunden stammen, zu berücksichtigen. Damit ist in diesem Zusammenhang gemeint, ob am jeweiligen Ort nur eine oder aber mehrere Kanzleien oder Schreibstätten vorhanden waren. Das letztere wird am ehesten für größere Verwaltungszentren, in der Regel wohl Städte, zutreffen. Da nicht ausgeschlossen werden kann, daß der Schreibgebrauch einer Kanzlei den der anderen beeinflusst<sup>30</sup> – z. B. aufgrund eines höheren Prestiges –, empfiehlt es sich, die städtischen (Rat, eventuell nach Alt- und Neustadt getrennt), geistlichen (Bischof, Klöster, Pfarreien, einzelne Kleriker) sowie die sonstigen Schreibstätten (Landesherr, Stadtrichter, caritative Einrichtungen, Gilden, Privatpersonen, eventuell auch die des Gografen) zunächst einmal getrennt zu behandeln. Damit ist gewährleistet, daß kanzleispezifische Schreibweisen als solche deutlich hervortreten. Es ist zu fragen, worauf die Unterschiede zurückzuführen sind und ob diese Erscheinungen als ortsspezifisch oder aber als Ergebnis überörtlicher Einflüsse zu bewerten sind. Hier können z. B. unterschiedlich starke Verbindungen der Kanzleien nach außerhalb zu anderen Adressaten eine nicht unerhebliche Rolle spielen<sup>31</sup>. Leider ist über die Kanzleiverhältnisse gerade des norddeutschen Raumes immer noch recht wenig bekannt.

### 4.2. Zur Schreiberproblematik

Des weiteren muß auf die ‚personelle Ausstattung‘ der Kanzlei geachtet werden, d. h. es müßte geklärt werden, ob gleichzeitig einer oder mehrere Schreiber dort tätig waren. Dieses führt zu einem weiteren außersprachlichen Problem bei einer Urkundensprachuntersuchung: dem einzelnen Schreiber und seiner ‚Herkunft‘<sup>32</sup>.

<sup>30</sup> Auf eine derartige Möglichkeit verweist auch A. GERLICH, *Geschichtliche Landeskunde des Mittelalters. Genese und Probleme*, Darmstadt 1986, hier S. 120.

<sup>31</sup> Vgl. W. HOFFMANN – K. J. MATTHEIER (wie Anm. 18) S. 1845. Bei Kanzleien mit weitreichenden Kontakten und einem hohen Grad an Schriftlichkeit kann vielleicht eher beobachtet werden, daß schreibsprachliche Impulse von außerhalb, wie z. B. Modeschreibungen, übernommen werden.

<sup>32</sup> Vgl. auch HOFFMANN (wie Anm. 8) S. 671. Laut Hoffmann ist das vorliegende Sprachmaterial eine „sekundäre, vermittelte (Über)formung der individuellen Sprache des Schreibers“.

Der Schreiber stellt eine Gewährsperson im Sinne der Datenerhebung dar<sup>33</sup>, da hier die ‚Sprache‘ des Schreibers mit dem Schreibgebrauch an einem bestimmten Ortspunkt, für eine bestimmte Kanzlei oder für einen bestimmten Zeitpunkt gleichgesetzt wird. Im Idealfall sind sämtliche Sozialdaten des Schreibers bekannt. Hierzu gehören: Name, Herkunftsort, Ausbildungsort, Wirkungsort(e), letzter vorausgehender Wirkungsort, Tätigkeitsbereich und weitere Angaben zur Person<sup>34</sup>. Die Kenntnis der Sozialdaten kann zu einer wichtigen Interpretationshilfe bei der linguistischen Untersuchung werden.

Dieser Idealfall trifft jedoch selten genug zu<sup>35</sup>, denn im Normalfall wissen wir wenig oder nichts über die einzelnen Schreiber. Für welche Schreiber kann jedoch vermutet werden, daß sie – auch wenn ihre persönlichen Daten nicht bekannt sind – am ehesten die ortstypische Schreibsprache vertreten? Kanzleien, besonders personell gut ausgestattete, werden häufig mit von auswärts herangezogenen Fachleuten besetzt worden sein. Für diese Schreibergruppe wurde seitens der Historiker eine hohe Mobilität nachgewiesen. Bei den Schreibern der geistlichen Kanzleien kann noch weniger als bei denen der städtischen angenommen werden, daß sie direkt aus der Stadt selbst oder deren näherer Umgebung stammten<sup>36</sup>. Am ehesten wird für kleinere Schreibstätten die Vermutung zutreffen, daß der Schreiber ein Einheimischer ist<sup>37</sup>. Es ist auch darauf zu achten, ob die Urkunden von Gelegenheits- oder Berufsschreibern abgefaßt wurden<sup>38</sup>.

<sup>33</sup> KUNZE (wie Anm. 1) S. 555.

<sup>34</sup> Vgl. MEISSBURGER (wie Anm. 6) S. 65f. Meissburger berücksichtigt zudem die metasprachlichen Äußerungen, in denen sich Sprachbewußtsein und Sprachbewertung des jeweiligen Schreibers offenbaren.

<sup>35</sup> MEISSBURGER (wie Anm. 6) S. 57.

<sup>36</sup> E. MASCHKE, *Soziale Gruppen in der deutschen Stadt des späten Mittelalters*, in: *Über Bürger, Stadt und städtische Literatur im Spätmittelalter. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1975 – 1977*, hrg. v. J. FLECKENSTEIN – K. STACKMANN, Göttingen 1980, S. 127-145. Für Maschke ist die Geistlichkeit der Stadtbevölkerung trotz enger sozialer und wirtschaftlicher Kontakte nur in Grenzen zuzurechnen, da sie „als Teil der allgemeinen Kirche ... sehr von außerurbanen Faktoren bestimmt“ ist, S. 128. Ob sich dieses sowie die verhältnismäßig hohe Mobilität auch auf die schreibsprachliche Ebene auswirkt, müßte noch genauer untersucht werden.

<sup>37</sup> Vgl. hierzu auch G. CORDES, *Studien zu den ältesten ostfälischen Urkunden*, Nd.Jb. 71/73 (1948/50) 90-133, hier S. 94 und BOESCH (wie Anm. 21) S. 10. Die Probleme um Ausbildungs- und Wirkungsort(e) sind damit allerdings nicht ausgeräumt. Agathe Lasch vermutete, daß sich sprachlich interessante variable Erscheinungen und Entwicklungen in kleineren Kanzleien bzw. Schreibstätten deutlicher als in größeren erkennen lassen. Agathe LASCH, *Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern. Ein mittelniederdeutsches Lesebuch*, 2., um eine Bibliographie erweiterte Auflage, hrg. v. D. MÖHN – R. PETERS, Neumünster 1987, S. 153.

<sup>38</sup> So auch PETERS (wie Anm. 3) S. 1261.

Letztere werden bereits in der frühen Phase der mittelniederdeutschen Überlieferung eher in größeren Verwaltungszentren mit ihren weitreichenden politischen und wirtschaftlichen Verbindungen anzutreffen sein. In diesen Fällen muß bei der Auswertung des Materials überprüft werden, ob innerhalb der einzelnen Kanzleien unterschiedliche Schreibungen zur gleichen Zeit nebeneinander auftreten, da eventuell mehrere Schreiber beschäftigt waren, die verschiedene Schreibsysteme benutzten. In größeren Kanzleien konnte sich vermutlich aber auch eher eine Tradition entwickeln, der die Schreiber verpflichtet waren<sup>39</sup>. Eine Hilfe bei der Beantwortung der mitunter schwer zu entscheidenden Frage, ob man es mit Gelegenheits- oder Berufsschreibern zu tun hat, ist die Tatsache, daß Berufsschreiber sich häufig selbst nennen. Ihrem hohen Bildungsniveau entspricht zudem die Breite des Tätigkeitsfeldes, d. h. neben ihrem Stadtschreiberamt üben sie noch eine oder mehrere weitere Funktion(en) aus wie z. B. das Schulmeister- oder Notarsamt<sup>40</sup>. In diesem Zusammenhang ist die Frage von Interesse, ob und inwieweit ein Schreiber nur für einen oder aber für mehrere Aussteller bzw. Kanzleien tätig war.

Die Ermittlung von Schreiberdaten ist für eine Urkundensprachuntersuchung jedoch nicht unbedingt notwendig: Auch wenn wenig oder nichts über den bzw. die Schreiber bekannt ist, können Aussagen zur Urkundensprache eines Ortes gemacht werden. Hier kommt es dann umso mehr auf die Autopsie der Urkunden an, um eventuell die Texte nach verschiedenen Händen unterscheiden zu können.

## 5. Zusammenfassung

Die aus den lokal gebundenen Privaturkunden erhobenen Schreibsprachdaten erfüllen eine Reihe von Bedingungen, die sie als besonders geeignet zur Erforschung des mittelniederdeutschen Schreibsprachenareals erscheinen lassen: Zunächst einmal sind sie in den meisten Fällen exakt zu

---

<sup>39</sup> BOESCH (wie Anm. 21) S. 7. Zur Ausbildung einer innerkanzleilichen Schreibkonvention vgl. MEISSBURGER (wie Anm. 6) S. 80. Meissburger führt aus, daß sich vom 13. bis 15. Jahrhundert in vielen Kanzleien aus einer Gewohnheit ein Brauch, aus dem Brauch eine Tradition und aus der Tradition eine verpflichtende Ordnung entwickelt. Für eine Sammlung von historischen Schreibsprachdaten erweist sich die Existenz einer derartigen Tradition als problematisch, da damit individuelle Schreibvarianten eingeschränkt werden. Es ist daher bei Untersuchungen historischen Schreibsprachmaterials auf direkte oder indirekte Hinweise zu achten, die auf eine derartige Kanzleikonvention hindeuten.

<sup>40</sup> Vgl. z. B. den Stadtschreiber *Hermann then Haghen* aus Coesfeld, hierzu FEDDERS (wie Anm. 26) S. 97-99 und S. 124.

lokalisieren und zu datieren. Sie sind weiter – bei entsprechend sorgfältiger Korpusbildung – einem einheitlichen Sachbereich, einer einheitlichen Schreibsituation und einer sozial relativ homogenen Schreibergruppe zuzuordnen<sup>41</sup>.

Die variablenlinguistische Untersuchung von Urkunden erbringt eine Fülle an Material aus fast allen Teilbereichen der Sprache. Es ist damit eine Ausgangsbasis geschaffen, von der aus weitere Textsorten und Fragestellungen vergleichend und ergänzend behandelt werden können.

Dieses Quellenmaterial ist jedoch nicht nur geeignet, valide schreibsprachhistorische Ergebnisse für einen Ortspunkt zu liefern, es kann überdies für verschiedene andere Fragestellungen der historischen Stadtsprachenforschung – etwa durch die differenzierte Darstellung der städtischen Schreibpraxis – sowie für die historische Schreibsprachengeographie nutzbar gemacht werden, indem die Urkundensprache eines Ortes mit der weiterer Ortspunkte in Beziehung gesetzt wird<sup>42</sup>. Für keine andere Textsorte ist eine derart sowohl zeitlich wie vermutlich auch räumlich dichte Streuung anzunehmen. Die Ergebnisse solcher Vergleiche können auf Karten mit Hilfe komplexer Symbole dargestellt und interpretiert werden<sup>43</sup>.

---

<sup>41</sup> LÖFFLER (wie Anm. 7) S. 281.

<sup>42</sup> Für das Westfälische ist ein derartiges Projekt von R. Peters geplant, vgl. R. PETERS, *Projekte zur Erforschung spätmittelalterlicher westfälischer Schreibsprachen*, Nd.Kbl. 94 (1987) 49-55.

<sup>43</sup> Eine Kartierungsmethode, mit der die Parameter Raum und Zeit verknüpft werden können, bietet J. GOOSSENS, *Historische en moderne taalgeografie*, in: A. VAN LOEY – J. GOOSSENS, *Historische dialectologie*, Amsterdam 1974, S. 14-33.

Robert Peters, Münster

## Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen

### Teil II

#### 4. Einzelne Lexeme

Unter dieser Rubrik werden nicht nur lexikalische Probleme behandelt, Erscheinungen, die im Mnd. Synonymik oder Heteronymik aufweisen. Hier kommen auch solche Fälle zur Sprache, in denen die Variabilität nicht im Vorhandensein mehrerer Wörter, sondern in der unterschiedlichen Lautgestalt eines Wortes besteht. Diese Variablen gehören eigentlich in den Bereich der Lautlehre, ihre Variation ist aber nicht systemhaft, sondern auf einen Fall bzw. einige Fälle beschränkt:

*mensche / minsche, venster / vinster*

Die Behandlung solcher Fälle an dieser Stelle geschieht aus Gründen der Übersichtlichkeit, denn es gibt Variablen, deren Varianten durch mehrere lautliche Regeln bedingt sind, eine Zuweisung zu nur einem Punkt des Teiles „Lautlehre“ also unmöglich ist, ein Auffinden durch die Behandlung an verschiedenen Stellen aber unnötig erschwert würde:

*manich / menich / mannich / mennich*

Bei einigen Variablen müßten die Varianten sowohl im Bereich „Lautlehre“ (hier sowohl unter Vokalismus wie auch unter Konsonantismus) als auch im Bereich „Einzelne Lexeme“ behandelt werden:

*bis / bes / bit / bet / wente / winte / hent / hint 'bis'*

#### 4.1. Verben<sup>89</sup>

##### 4.1.1. 'bekennen'

Als Kennzeichen der westfäl. Urkundensprache gilt die Form *en(t)kennen*, die neben *bekennen* auftritt<sup>90</sup>; mit *e* zu *i* vor Nasalverbindung erscheint *-kinnen* neben *-kennen*<sup>91</sup>.

<sup>89</sup> Zur Variablen *bringen / brengen* vgl. 2.1.5., zur Variablen *sal / schal* vgl. 2.1.9.3.

<sup>90</sup> LASCH 1914, § 12 Anm. 3.

<sup>91</sup> SARAUF 1921, S. 96.

*be- / ent- -kennen / -kinnen*

#### 4.1.2. 'warten'

Im gesamten kontinentalwestgerm. Sprachraum ist *beiden* (hd. *beiten*) verbreitet, nl.-nd. sind *wachten* und *tôven*<sup>92</sup>.

*beiden / wachten / toven*

#### 4.1.3. 'zeigen'

Neben *wisen* und *tôgen* (südmärk. *teigen*) erscheint im westlichen Mnd. das aus dem Mnl. stammende *tônen*<sup>93</sup>.

*wisen / togen / teigen / tonen*

### 4.2. Substantive

#### 4.2.1. Wochentags-, Festtags- und Jahreszeitbezeichnungen

##### 4.2.1.1. Die Wochentage

Wochentagsbezeichnungen finden sich häufig in der Datierung einer Urkunde. Zu *dunredag / donredag*, *sunavend / sonavend*, *sundag / sondag* vgl. die Variable 1.1.4., Wechsel von vormnd. *u* und *o*. Das Westfälische steht mit *saterdag* 'Sonntag' in einem angelsächs.-nl.-westfäl. Zusammenhang<sup>94</sup>. Ein ähnliches Verbreitungsgebiet wie für den 'Samstag' gilt für den 'Mittwoch'. Einem südlichen und östlichen 'Mittwoch'-Gebiet steht ein angelsächs.-nl.-westfäl. *wôdanesdag*-Gebiet gegenüber. Das Nordnd. und das Ostfälische haben demgemäß *mid(de)weken*. Das *wôdanesdag*-Gebiet unterteilt sich in ein Gebiet mit *w*-Anlaut (nl. *woensdag*) und ein solches mit *g*-Anlaut (*gôde(n)s-*, *gûde(n)sdag*). Der *g*-Anlaut findet sich in den südöstlichen Niederlanden, am Niederrhein und in Westfalen<sup>95</sup>.

Für 'Dienstag' gibt Lasch die Entwicklung *dingsedag* > *dinse(n)dag* > *dinsdag* an<sup>96</sup>.

<sup>92</sup> FOERSTE 1958, S. 89f.; ISING 1968, Bd. 2, Karte 24.

<sup>93</sup> LASCH 1914, §§ 12 Anm. 3, 17.1; EICKMANS 1986, S. 274f.

<sup>94</sup> FRINGS – NIEBEN 1927; FOERSTE 1958, S. 19-21; AVEDISIAN 1963; EICKMANS 1986, S. 218-220.

<sup>95</sup> FRINGS – NIEBEN 1927; KORLEN 1950a, S. 97; FOERSTE 1958, S. 19-21; PIJNENBURG 1980; EICKMANS 1986, S. 220-223.

<sup>96</sup> LASCH 1914, § 338.

*dunre-, dunner(s)dag / donre-, donner(s)dag*  
*sun(nen)dag / son(nen)dag*  
*sunavend / sonavend / saterdag*  
*mid(de)weken / gode(n)s-, gude(n)sdag / woensdag*  
*dingse- (dinxe)dag / dinsedag / dinsdag*

#### 4.2.1.2. 'Ostern'

Im Anschluß an das NI. und das Ribuarische hat der überwiegende Teil des Mnd. das Wort der Kölner Kirchenprovinz, *páschen*, das südöstliche Ostfälische dagegen *ôstern*<sup>97</sup>.

*paschen / ostern*

#### 4.2.1.3. 'Pfingsten'

Für 'Pfingsten' gibt Lasch die Entwicklung *te pincoston* > *pinkesten*, *pinxten* an<sup>98</sup>. Das Südmärkische hat *pinxster(e)n* aus dem NI. übernommen.

*pinkost / pinkesten / pinxten / pinxter(e)n*

#### 4.2.1.4. 'Weihnachten'

Neben Komposita mit dem Bestimmungswort *krist* bzw. *kerst* treten *mid(de)winter*, *winachten* und *jûl* auf<sup>99</sup>.

*krist- / kerst- -mis / -dach / -avend / -nacht / mid(de)winter / winachten / jul*

#### 4.2.1.5. 'Frühjahr'

Im mnd. Sprachraum konkurrieren die Bildungen *vorjâr* und *maitîd* mit der alten Bezeichnung *lente(n)*; im nordnd. Raum breitet sich *vorjâr* aus, im Gebiet zwischen Zuiderzee und Weser setzt sich *maitîd* durch<sup>100</sup>.

*lente(n) / vorja(e)r / maiti(e)d*

<sup>97</sup> FRINGS – NIEBEN 1927, S. 282-292; BISCHOFF 1953; EICKMANS 1986, S. 224f.

<sup>98</sup> LASCH 1914, § 138 I.

<sup>99</sup> EICKMANS 1986, S. 225-228.

<sup>100</sup> TALLEN 1963, S. 178f., S. 223 Karte 2.

## 4.2.2. Der Mensch in Familie und Gesellschaft

### 4.2.2.1. 'Mensch'

Im Mnd. gilt *mensche* als westfäl. und südmärk. Kennzeichen; diese Form tritt auch in frühen ostfäl. Texten auf, wird aber dort von der im übrigen Gebiet herrschenden Variante *minsche* verdrängt<sup>101</sup>.

*mensche / minsche*

### 4.2.2.2. 'Jungfrau'

*Junfer, juffer* für mnd. *junkvrouwe* scheint auf das Westfälische beschränkt zu sein<sup>102</sup>.

*junkvrouwe / junfer / juffer*

### 4.2.2.3. 'Frau'

Neben der nd. Form *vrûwe* steht die hd. Entlehnung *vrouwe*, die literatursprachlich gestützt ist (vgl. 1.3.9.)<sup>103</sup>. Vor den Vornamen von Frauen kann *vrouwe* zu *vor*, *ver*, flektiert *vor(e)n*, *ver(e)n*, gekürzt werden<sup>104</sup>.

*vruwe / vrouwe / vrowe*

*vor / ver*

### 4.2.2.4. 'Herr'

Die mnd. Normalform ist *hêre* mit Vereinfachung des Konsonanten nach langem Vokal. Kürzung des Vokals vor Doppelkonsonanz ergab das allerdings nur selten belegte *herre*, eine Variante, die auch auf hd. Beeinflussung beruhen kann<sup>105</sup>.

*here / herre*

### 4.2.2.5. 'Hochzeit'

Dem hd. 'Brautlauf' entsprechen die mnd. Varianten *brût-locht(e)*, *-lacht(e)* (westfäl.), *-lecht(e)*, *-licht(e)*, *-loft(e)*. *Hochtîd* dringt aus dem Hd. ins Nd. ein<sup>106</sup>.

<sup>101</sup> LASCH 1914, § 139; SARAuw 1921, S. 94f.; KORLEN 1945, S. 221; DERS. 1950a, S. 96.

<sup>102</sup> LASCH 1914, § 338.

<sup>103</sup> LASCH 1914, § 197; SARAuw 1921, S. 231f., 249-256; KORLEN 1950, S. 32f.

<sup>104</sup> LASCH 1914, § 222.

<sup>105</sup> LASCH 1914, § 242.2; ROTH 1934, S. 498f.; KORLEN 1950, S. 33.

<sup>106</sup> LASCH 1914, §§ 85, 296.

*brut-locht(e) / -lacht(e) / -lecht(e) / -licht(e) / -loft(e) / hochti(e)d*

#### 4.2.2.6. 'Ehefrau'

Zur Bezeichnung der 'Ehefrau' liegen bereits mehrere Untersuchungen vor, trotzdem ist bisher wenig über diese Variable im Mnd. bekannt.

De Smet beschrieb auf der Grundlage volkssprachlicher Urkunden aus der Zeit vor 1300 im kontinentalwestgerm. Sprachraum ein nl.-niederrhein. *wif*- und ein ostobd. *hausvrouwe*-Gebiet, zwischen denen sich ein west- und nordobd. Areal befindet, in dem neben vorherrschendem *wirtinne* auch *wif* und (*hus*)*vrouwe* auftreten<sup>107</sup>. Im Ostnd. hatte *vrouwe* teilweise bereits die Bedeutung 'Ehefrau' angenommen. In einem zweiten Aufsatz wies de Smet nach, daß in der mhd. Klassik „*wib* sozusagen die einzige Bezeichnung für die Ehefrau“ war<sup>108</sup>. Bischoff legte eine Studie über diese Variable im mittelalterlichen Elbstfälischen vor<sup>109</sup>. Hier herrschte bis etwa 1300 *wif* vor, dann drang *hûsvrowe* von Süden her ein. Åsdahl Holmbergs Analyse der vorreformatorischen mnd. Bibeldrucke läßt diatopische Unterschiede im mnd. Sprachraum erkennen. Die Halberstädter Bibel differenziert zwischen *hûsvrowe* für lat. 'uxor' ('Ehefrau') und *wif, vrowe* für lat. 'mulier' ('Frau'). Die Lübecker Bibel übersetzt 'uxor' mit *wif*, 'mulier' mit *wif, vrowe*, im für Westfalen bestimmten Kölner Druck gilt *wif* für 'uxor' und für 'mulier'<sup>110</sup>.

*wif / wyf / vrouwe / vrowe / husvro(u)we*

#### 4.2.2.7. Bezeichnungen für die Heiratsverwandtschaft

Das alte System der Bezeichnungen für die Heiratsverwandtschaft lautet im Dt. *Schwieger* 'Schwiegermutter' (mnd. *sweger*), *Schwäher* 'Schwiegervater', *Schnur* 'Schwiegertochter' (mnd. *snare*) und *Eidam* 'Schwiegersohn'. Für das Mnd. ist kennzeichnend, daß die Bedeutungen 'Schwiegervater, -sohn, Schwager im neueren Sinne' im Worte *swâger* zusammenfallen<sup>111</sup>. Besonders in spätmnd. Zeit können die Bezeichnungen für die Heiratsverwandtschaft durch Genitivkomposita ausgedrückt werden: *mînes mannes* bzw. *mîner vrouwen môder*, *mînes mannes* bzw. *mîner vrouwen vader*, *mînes sones wif / vrouwe*, *mîner dochter man*.

<sup>107</sup> DE SMET 1975.

<sup>108</sup> DE SMET 1977, S. 31.

<sup>109</sup> BISCHOFF 1977.

<sup>110</sup> ÅSDAHL HOLMBERG 1986.

<sup>111</sup> DEBUS 1958, S. 54.

#### 4.2.2.8. 'Großmutter', 'Großvater'

Im Mnd. konkurrieren die Typen *grôte-*, *olde-*, *elder-* (Komparativ des Adjektivs 'alt') und *beste-* (Superlativ des Adjektivs 'gut') miteinander. *Bestemôder*, *-vader* gilt vorwiegend im westlichen Mnd. im Anschluß an das Nl., *grôtemôder*, *-vader* ist vor allem spätmnd.

*grôte- / olde- / elder- / beste- -moder, -vader*

#### 4.2.2.8. 'Freund', 'Freundschaft'

Als mnd. Normalform ist *vrünt* anzusehen. Als westfäl. Kennzeichen gelten *vrent* und die gerundete Variante *vrönt*. In der Frühzeit und am Westrand findet sich auch die nl. Variante *vrint*<sup>112</sup>.

*vrunt / vrent / vront / vrint*

Die Varianten von 'Freund' können mit den verschiedenen Formen des Suffixes '-schaft' kombiniert werden.

*vrunt- / vrent- / vront- / vrint- -schap / -schop / -schup*

### 4.2.3. Körperbau und Krankheit

#### 4.2.3.1. 'Knochen'

Das den west- und nordgerm. Sprachen gemeinsame alte Wort ist *bein* (mnd. *bên*). Der Typ 'Bein' wird von zwei jüngeren Bezeichnungen verdrängt, zum einen vom aus dem nordniedersächs.-ostfäl. Raum stammenden *knoke*, zum anderen von *butte* (nl. *bot*), das im Ostnl.-Niederrheinischen beheimatet ist<sup>113</sup>.

*be(e)n / knoke / butte*

#### 4.2.3.2. 'Krankheit'

Die diatopische Verteilung der Varianten *sûke*, *sûkede*, *sûkte*, *sûkedage* und *sûkheit* ist noch weitgehend unbekannt; *sûkede* gilt als westfälisch<sup>114</sup>.

*suke / sukede / sukte / sukedage / sukheit*

<sup>112</sup> LASCH 1914 §§ 8, 10 Anm. 2, 12, 15, 68.3, 101, 170, 180, 187, 386.2; SARAuw 1921, S. 234f.; DERS. 1924, S. 247; ROOTH 1934, S. 495-497; KORLEN 1945, S. 224; DERS. 1950a, S. 91f.; BISCHOFF 1962, S. 27-29.

<sup>113</sup> ISING 1965, S. 7 und Karte S. 14; EICKMANS 1986, S. 234-237.

<sup>114</sup> DAHLBERG 1962, S. 83.

#### 4.2.3.3. 'Schmerz(en)'

In frühen Texten ist noch *sêr* belegt. Im ganzen Sprachgebiet sind *drôfnisse*, *bedrôfnisse*, *drôfheit* verbreitet, daneben treten *smerte(n)* / *smarte(n)* und *wêdage* auf. *Rûwe* / *rouwe* und *pîne* sind wohl auf den Nordwesten beschränkt<sup>115</sup>.

*ser* / *drofnisse* / *bedrofnisse* / *drofheit* / *smerte(n)* / *wedage* / *ruwe* / *rouwe* / *pine*

#### 4.2.4. Handwerkerbezeichnungen

Handwerkerbezeichnungen finden sich vor allem in Zunftrollen und Zunfturkunden.

##### 4.2.4.1. 'Fleischer'

Im Mnd. konkurrieren die Bezeichnungen *vlêschhouwer* und *knokenhouwer*<sup>116</sup>. „Im Nd. westlich der Weser, am Niederrhein, im Ripuarischen und im gesamten Nl. gilt *vleischhouwer* bis ins 16. Jh. unangefochten“<sup>117</sup>. Hauptsächlich im Ostfälischen, aber auch im Nordnd. ist *knokenhouwer* belegt. Historische Karten finden sich bei Schönfeldt, König und de Smet<sup>118</sup>.

*vles(ch)ho(u)wer* / *knokenho(u)wer*

##### 4.2.4.2. 'Seil', 'Seiler'

Ausweislich der Karte bei Ising kennt das Mnd. die Bezeichnungen *touw(e)*, *sê(i)l*, *rêpe*, *strick*, dazu am Westrand *korde*<sup>119</sup>.

*touw(e)* / *se(i)l* / *repe* / *strick* / *korde*

Für den 'Seiler' scheinen vor allem *rêper*, *rêpsleger* sowie *sêlemaker*, *-meker* in Gebrauch zu sein.

*reper* / *re(e)psleger* / *selemaker* / *selemeker*

<sup>115</sup> ISING 1968, Bd. 1, S. 65, Bd. 2, Karte 2.

<sup>116</sup> SCHÖNFELDT 1965; EICKMANS 1986, S. 203-207.

<sup>117</sup> EICKMANS 1986, S. 205.

<sup>118</sup> SCHÖNFELDT 1965, Karten 2-5; KÖNIG 1978, S. 196; DE SMET 1981, Karte S. 149.

<sup>119</sup> ISING 1968, Bd. 2, Karte 11.

#### 4.2.4.3. 'Topf', 'Töpfer'

Isings Karte verzeichnet *grope* im gesamten Gebiet, hauptsächlich aber im Ostfälischen und Nordnd.; jüngeres *pot* gilt im nl.-westfäl. Raum und *duppen* im Westmd. und Westfälischen<sup>120</sup>.

*grope / pot / duppen*

Für den 'Töpfer' gilt nl. und nd. *potmaker*, *-meker*, nd. auch schon *pötter*. „Für das Mnd. stellen *potmaker* und *pötter* zeitlich gesehen eine jüngere, expansive Schicht dar, die altes einheimisches *gröper* im 15. Jh. auf das Ostfälische zurückgedrängt hat“<sup>121</sup>.

*potmaker, -meker / potter / groper*

#### 4.2.4.4. 'Böttcher'

Die Bezeichnungen für den 'Böttcher' im nd. Bereich sind von Åsdahl Holmberg und Witte ausführlich untersucht worden<sup>122</sup>. Im gesamten Sprachraum ist *böd(d)eker* die vorherrschende Form. In spätmnd. Zeit wird *böd(d)eker* von Westen durch das nl. *kûper*, von Südwesten durch das ribuar. *vasbender* zurückgedrängt.

*bod(d)eker / kuper / vasbender*

#### 4.2.4.5. 'Tischler'

Åsdahl Holmberg stellt fest, daß „*kistenmaker* nicht nur die älteste, sondern auch die durchaus üblichste Bez. für den Tischler im Mnd. war“<sup>123</sup>. *Sniddeker* ist vor allem nordnd.; im Spätmittelalter dringen *discher* aus dem Md. und vereinzelt auch *schriner* aus dem Obd. nach Norden vor.

*kistenmaker / -meker / sniddeker / discher / schriner*

#### 4.2.4.6. 'Wagenbauer'

Die älteste Bezeichnung, *wagener / wegenger*, wird im Ostfälischen und Nordnd. durch *rademaker*, im Westfälischen durch *redeker* ersetzt; im Ostfälischen, Elbstfälischen, Südmärkischen und Ostelbischen ist auch schon früh *stellemaker* bezeugt<sup>124</sup>.

*wagener / wegenger / rademaker / redeker / stellemaker*

<sup>120</sup> HILDEBRANDT 1963; ISING 1968, Bd. 2, Karte 12; EICKMANS 1986, S. 199-203.

<sup>121</sup> ISING 1968, Bd. 2, Karte 13; EICKMANS 1986, S. 197-199, hier S. 198.

<sup>122</sup> ÅSDAHL HOLMBERG 1950, S. 163-188; FOERSTE 1958, S. 70f.; WITTE 1982; EICKMANS 1986, S. 187-193.

<sup>123</sup> ÅSDAHL HOLMBERG 1950, S. 189-207, hier S. 205.

<sup>124</sup> ÅSDAHL HOLMBERG 1950, S. 143-162, Karte S. 159.

#### 4.2.4.7. 'Gerber'

In Westfalen und den westlich und südwestlich angrenzenden Gebieten gilt ausnahmslos *lôer*. In Ostfalen und überwiegend auch im Nordniedersächsischen herrscht *gerwer*; das ostelbische Kolonisationsgebiet kennt aufgrund der Siedlungsgeschichte beide Wörter<sup>125</sup>.

*loer / gerwer*

#### 4.2.4.8. 'Schuhmacher'

Die Bezeichnung *schômaker / -meker* ist über das ganze Gebiet verbreitet. Der Ausdruck *schôwer(ch)te* (-warchte, -wôrchte) tritt fast nur im Ostfälischen und Elbstfälischen auf<sup>126</sup>.

*schomaker / schomeker / schower(ch)te / schowar(ch)te / schowor(ch)te*

#### 4.2.4.9. 'Pantoffelmacher'

Der 'Pantoffelmacher' heißt im Mnd. vorwiegend *holtschômaker* und *holscher*; *holtschômaker* gilt hauptsächlich ostfäl.-elbstfäl., *holscher* westfäl. Der Typ *patînenmaker* ist von Westfalen ins Ostelbische gelangt; in Westfalen wird *patînenmaker* von *trippenmaker* verdrängt<sup>127</sup>.

*holtschomaker / -meker / holscher / patînenmaker / trippenmaker*

#### 4.2.4.10. 'Flickschuster'

Für den 'Flickschuster' sind *lapper* und *oltbôter* die üblichsten Benennungen. Der in Westfalen herrschende Typ *lapper / lepper* mit den Zusammensetzungen *schôlapper*, *oltlapper* gehört in einen westlichen Zusammenhang. In Ostfalen gilt *oltbôter*. Im Nordnd. sind beide Benennungen üblich<sup>128</sup>.

*lapper / lepper / scholapper / oltlapper / oltboter*

#### 4.2.4.11. 'Kürschner'

Auch für den 'Kürschner' bestehen im Mnd. zwei Worträume: Westfalen und seine Nachbargebiete haben das roman. *pelser*, Ostfalen dagegen *kôrsenwer(ch)te* (-warte, -wôrte). Im Ostelbischen gelten wieder beide Bezeichnungen; *kôrsenwerchte* ist hier zu *kôrsenwerter* geworden. Im süd-

<sup>125</sup> ÅSDAHL HOLMBERG 1950, S. 21-46, Karte S. 41.

<sup>126</sup> ÅSDAHL HOLMBERG 1950, S. 79f.

<sup>127</sup> ÅSDAHL HOLMBERG 1950, S. 80-83.

<sup>128</sup> ÅSDAHL HOLMBERG 1950, S. 83-86, Karte S. 85.

lichen Ostfalen, in Brandenburg und Preußen tritt auch das aus dem Hd. übernommene *körsener* auf<sup>129</sup>.

*pelser / korsenwer(ch)te / -warte / -worte / -werter / korsener*

#### 4.2.5. Bezeichnungen aus dem bäuerlichen Bereich

##### 4.2.5.1. 'Scheune'

Das nd. Gebiet westlich der Weser gehört mit dem Nl., dem westlichen Md. und dem westlichen Obd. zu einem 'Scheuer'-Gebiet, das Nd. östlich der Weser bildet mit dem Ostmd. ein 'Scheune'-Gebiet<sup>130</sup>.

*schure / schune*

##### 4.2.5.2. 'Pflugmesser'

Aus der westlichen Romania stammt nl. *kouter*, rhein.-westfäl. *kolter*. Das Ostfälische hat *sek* aus dem Md. übernommen. Im nichtwestfäl. Nd. ist aber vorwiegend *plöchiser(en)*, daneben vereinzelt *schare* belegt<sup>131</sup>.

*(plo(e)ch)kolter / (plo(e)ch)sek / plo(e)chiser(en) / schare*

##### 4.2.5.3. 'Ernte'

Im Mnd. ist *arne* (*arnde*, *erne*) am weitesten verbreitet. Monophthongisches *o(ge)st* ist aus dem Südnl. ins Südmärkische übernommen; daneben steht diphthongisches *o(u)west*, *oust*. Ein ostnl.-rhein.-westfäl. Areal hat *bouwe*<sup>132</sup>.

*arne / arnde / erne / o(ge)st / o(u)west / oust / bouwe*

##### 4.2.5.4. 'Honig'

Die westfäl. Variante *hanich* „weicht mnd. der allgemein schriftsprachlichen form *honich*“<sup>133</sup>.

*honich / hanich*

<sup>129</sup> ÅSDAHL HOLMBERG 1950, S. 87-108, Karte S. 105.

<sup>130</sup> ISING 1965, Karte S. 15; DERS. 1968, Bd. 2, Karte 10.

<sup>131</sup> FOERSTE 1958, S. 15f.; KRATZ 1966; ISING 1968, Bd. 2, Karte 21.

<sup>132</sup> ISING 1968, Bd. 2, Karte 20.

<sup>133</sup> LASCH 1914, § 87.

#### 4.2.6. Bezeichnungen aus dem religiösen Bereich

##### 4.2.6.1. 'Schöpfer'

*Schipper* 'Schöpfer', *schippen* 'schaffen' mit Umlaut des a über e weiter zu *i* ist ein ostfäl. Kennzeichen<sup>134</sup>.

*schepper / schipper*

##### 4.2.6.2. 'Auferstehung'

Im Mnd. konkurrieren *up(vor)stantnisse*, *up(vor)standinge*, *vorrisinge*, *vorrisenisse* miteinander, wobei die Bildungen mit dem Suffix *-nisse* als westlich gelten<sup>135</sup>.

*up(vor)standinge / up(vor)stantnisse / vorrisinge / vorrisenisse*

##### 4.2.6.3. 'Opfer', 'opfern'

Wie schon in as. Zeit gilt im Ostfälischen weiterhin das Wort der Kirchenprovinz Mainz, das nach lat. *operari* gebildete *opper* (*opperen*). Im westlichen und nördlichen Mnd. herrscht dagegen das Wort der Kirchenprovinz Köln, *offer* (*offeren*), das auf lat. *offere* zurückgeht<sup>136</sup>.

*offer / opper, offeren / opperen*

#### 4.2.7. Sonstige Substantive

##### 4.2.7.1. 'Brunnen'

Anhand der Heteronyme für den 'gemauerten Brunnen' läßt sich das nd. Sprachgebiet in drei Worträume gliedern. Das Westfälische setzt mit *pütt(e)*, *pütten*, mask. die nl.-rhein. Wortlandschaft fort. Östlich der Weser hat *pütte* fem. Genus und bedeutet wie im Obd. und Ostnd. 'Pfüte, Lache'. Der 'gemauerte Brunnen' heißt im Ostfälischen *born*, im Nordnd. *sōt*<sup>137</sup>.

*putte(n) / born / so(e)t*

<sup>134</sup> LASCH 1914, § 140.

<sup>135</sup> DE SMET 1961; BESCH 1967, S. 221-223.

<sup>136</sup> FRINGS 1957, Karte 15.

<sup>137</sup> FRINGS 1957, Karte 20; FOERSTE 1958, S. 16-18; ISING 1968, Bd. 2, Karte 8.

#### 4.2.7.2. 'Fenster'

In Teilen des mnd. Sprachgebiets entwickelte sich im Wort 'Fenster' *e* vor Nasalverbindung zu *i*<sup>138</sup>.

*venster / vinsten*

#### 4.2.7.3. 'Furcht', 'fürchten'

In diesen Wörtern wurde besonders im Ostfälischen *u* vor *cht* zu *o* (*vrucht(e)* > *vrocht(e)*) bzw. *ü* vor *cht* zu *ö* (*vrüchten* > *vröchten*) gesenkt<sup>139</sup>.

*vrucht(e) / vrocht(e), vruchten / vrochten*

#### 4.2.7.4. 'Geschrei', 'Gerücht'

Nach Kürzung vor *cht* (< *ft*) hat dies auch stattgefunden in (*ge*)*röchte*, (*ge*)*rüchte*; SARAuw nennt (*ge*)*röchte* west- und ostfäl., (*ge*)*rüchte* nordsächs.<sup>140</sup>.

*(ge)rochte / (ge)ruchte*

#### 4.2.7.5. 'Gewicht'

Auf das westliche Westfalen beschränkt ist *e* statt *i* in *gewechte* neben *gewichte*<sup>141</sup>.

*gewichte / gewechte*

#### 4.2.7.6. 'Licht'

Im Nordnd. wie im Elbostfälischen gilt *licht*, das Westfälische hat die Variante *lecht*, im Ostfälischen wechseln *lecht* und *lucht*<sup>142</sup>.

*licht / lecht / lucht*

#### 4.2.7.7. 'Loch'

Im Mnd. überwiegt *hol*, doch ist *gat* über den Westrand hinaus im Sprachgebiet verbreitet. „Im 15. Jahrhundert dringt bereits *loch* ins Nd. östlich der Elbe, z. T. in hd. Lautung“<sup>143</sup>.

<sup>138</sup> LASCH 1914, § 138 I; SARAuw 1921, S. 93f.

<sup>139</sup> LASCH 1914, § 153; SARAuw 1921, S. 108.

<sup>140</sup> LASCH 1914, §§ 153 Anm. 1, 296; SARAuw 1921, S. 234.

<sup>141</sup> LASCH 1914, § 101.6.

<sup>142</sup> LASCH 1914, § 101.2b; SARAuw 1921, S. 105, 234.

<sup>143</sup> ISING 1968, Bd. 2, S. 18 sowie Karte 6.

*hol / gat / lok / loch*

#### 4.2.7.8. 'Richter', 'Gericht', 'richten'

Eine Senkung von *i* zu *e* belegt Sarauw aus Stade und Bremen<sup>144</sup>.

*richter / rechter, gerichte / gerechte, richten / rechten*

#### 4.2.7.9. 'Schilling'

Mit *schellink* besitzt das westliche Westfalen eine regionale Variante, die sich an das Nl. anschließt<sup>145</sup>.

*schillink / schellink*

#### 4.2.7.10. 'Siegel'

Neben *segel* tritt als vorwiegend westfäl. Variante *ingesege*, seltener *insege* auf<sup>146</sup>.

*seghe / ingheseghe / inseghe*

#### 4.2.7.11. 'Silber'

Wohl vom Nordniedersächsischen ausgehend wurde *silver* schon früh zu *sülver* labialisiert; Nebenformen sind *sëlver* und *sölver*<sup>147</sup>.

*silver / sulver / selver / solver*

#### 4.2.7.12. 'Stätte'

Ein ostfäl. Kennzeichen ist die Weiterentwicklung des Umlauts von *a* über *e* hinaus zu *i* in 'Stätte'<sup>148</sup>.

*stede / stedde / stidde*

#### 4.2.7.13. 'Tinte'

Die angelsächs. Lehnübersetzung von lat. *atramentum*, *black*, gilt im Nordnd. und im Ostfälischen. Auf lat. *encau(s)tum* gehen nl.-rhein.-westfäl.

<sup>144</sup> SARAUW 1921, S. 99.

<sup>145</sup> LASCH 1914, § 101.

<sup>146</sup> Zur Variablen *s / z* vgl. 1.4.6.

<sup>147</sup> LASCH 1914, § 169 Id; KORLEN 1945, S. 222.

<sup>148</sup> LASCH 1914, § 140. Vgl. 4.2.6.1. 'Schöpfer'.

*enket*, *inket* zurück. Innerhalb des Westfälischen ist *enket* im Norden, *inket*, mit *e* zu *i* vor Nasalverbindung, im Süden verbreitet<sup>149</sup>.

*black / enket / inket*

### 4.3. Adjektive

#### 4.3.1. 'fremd'

Das Umlauts-*e* in 'fremd' wurde zu *ö* labialisiert; *vřomde* ist die mnd. Normalform<sup>150</sup>.

*vromde / vromede / vromet / vremde / vreemt*

#### 4.3.2. 'ganz'

Für das Adjektiv 'ganz' erscheinen im Mnd. die Varianten *gantz*, das als hd. Lehnwort anzusehen ist, *hêl / heil* und im Westfälischen *aling*<sup>151</sup>.

*gantz / he(e)l / heil / alingh*

#### 4.3.3. 'gegenwärtig', 'Gegenwart'

Das Adjektiv 'gegenwärtig' enthält im Mnd. zwei Variablen: zum einen ist das Grundmorphem 'gegen' als Präposition mit verschiedenen Varianten belegt (s. dort), zum anderen hat das Morphem '-wärtig' die Varianten *-wōrdich*, *-wārdich*, *-wērdich* und vielleicht auch *wōrdich* < *wērdich*; die Formen mit *o* sind vorwiegend west- und ostfäl.<sup>152</sup> Die mnd. Normalform des Substantivs lautet *jegenwōrdicheit*<sup>153</sup>. Es ist zu untersuchen, ob die beiden Variablen 'gegen' und '-wärtig' im Adjektiv und im Substantiv die gleiche räumliche Verteilung aufweisen.

*yegen- / tiegen- / tegen- / kegen- / gegen- -wordich / -wardich / -werdich*

<sup>149</sup> FOERSTE 1958, S. 21f.; FRINGS 1966, S. 158-160; MÜLLER – FRINGS 1968, S. 103-107, EICKMANS 1986, S. 271-273.

<sup>150</sup> LASCH 1914, §§ 169, 390; SARAUIW 1921, S. 303.

<sup>151</sup> LASCH 1914, § 12 Anm. 3; MITZKA 1970.

<sup>152</sup> LASCH 1914, §§ 37, 58 Anm. 3.

<sup>153</sup> DAHLBERG 1962, S. 15f.

#### 4.3.4. 'heilig'

Das Adjektiv 'heilig' weist im Mnd. eine Reihe von phonetischen Varianten auf:

*hēilige* ist die lautgeschichtlich älteste Form;

*heige* entstand nach der Synkopierung des *i* mit folgender Vokalkürzung vor Doppelkonsonanz;

*hilge* nach Hebung vor *l*-Verbindung;

*hillige* nach Wiedereinführung des Suffixvokals und daraus resultierender Doppelschreibung des *l*;

*heilige* wird von Lasch als Entlehnung angesehen, doch ist für Westfalen auch an eine Längenbezeichnung des *ē* durch nachgeschriebenes *i*, *y* zu denken.

Die *i*-Graphie ist am meisten verbreitet<sup>154</sup>.

#### 4.3.5. 'sanctus'

Für das Adjektiv 'heilig' vor Heiligennamen besaß das älteste Mnd., nachdem im aus dem Lateinischen entlehnten *sanctus* das interkonsonantische *k* ausgefallen war, die Form *sante*. Aus dem häufigen Genitiv *sancti* erklärt sich die umgelautete Variante *sente*, die besonders im Geldrisch-Kleवलändischen verbreitet ist. Die Rundung zu *sōnte* ist selten. Die Stellung des *e* vor gedecktem Nasal bewirkt eine Vokalerhöhung zu *i*, so daß neben *sente* schon früh *sinte* auftritt. Die gerundete Variante *sūnte* wird zur Form der überregionalen mnd. Schriftsprache<sup>155</sup>.

*sante* / *sente* / *sonte* / *sinte* / *sunte*

#### 4.3.6. 'viele'

Tl. *ē* kann zu *ō* labialisiert werden; die Nebenform *vōle* ist hauptsächlich am Westrand des Mnd. belegt<sup>156</sup>. Zur Doppelschreibung des *l* im Westfälischen vgl. 1.2.3.<sup>157</sup>.

*vele* / *velle* / *vole* / *volle*

<sup>154</sup> TUMPPEL 1880, S. 58; DERS. 1898, S. 32-35; LASCH 1914, §§ 68, 123 Anm. 2, 137, 220, 254; SARAUIW 1921, S. 160, 166, 238, 241.

<sup>155</sup> LASCH 1914, §§ 52, 139, 171, 338; AHLSSON 1967, S. 68f. Zur Variablen *s* / *z* vgl. 1.4.6.

<sup>156</sup> LASCH 1914, § 175.

<sup>157</sup> SARAUIW 1921, S. 35-45.

#### 4.4. Zahlwörter

##### 4.4.1. 'zwei'

In alten, besonders elbstfäl. Texten finden sich fem. *tû, tō* < *twû, twô*<sup>158</sup>.  
*twe / twey / twu / two / tu / to*

##### 4.4.2. 'sechs', 'sechste'

Das Zahlwort *ses* weist zum einen eine gedehnte (*sees, seis*), zum anderen eine gerundete Variante (*sös*) auf, die vor allem nordnd. belegt ist<sup>159</sup>.

*ses / sees / seis / sesse / seisse / sos*  
*seste / soste*

##### 4.4.3. 'sieben', 'siebzig'

Neben *seven* erscheint die gerundete Variante *söven*<sup>160</sup>. Nur am Westrand findet sich *ts* in *tseventich*<sup>161</sup>.

*seven / soven*  
*seventich / soventich / tseventich*

##### 4.4.4. 'zehn'

Die mnd. Normalform ist *tein*; *tên* und *tîn* sind selten. Im Nordalbingischen und Ostelbischen konnte sich *te-in* zu *tegen, teyen* entwickeln und weiter zu *teing, teng* werden. In Komposita kann *-tein* zu *-ten, -tin* abgeschwächt werden<sup>162</sup>.

*tein / te(e)n / ti(e)n / tegen / teyen / teing / teng*  
in Komposita: *-tein / -ten / -tin*

##### 4.4.5. 'zwölf'

Umlauts-*e* in *twelf* wird gerundet zu *twölf*. *Twelf* gilt zunächst im ganzen Gebiet, später hauptsächlich in Westfalen; *twölf* wird im 15. Jh. im Nordnd.

<sup>158</sup> TÜMPEL 1898, S. 103f.; LASCH 1914, §§ 299 Anm. 2, 396 b.

<sup>159</sup> LASCH 1914, §§ 41, 175, 397; HØJBERG CHRISTENSEN 1918, S. 382-393; SARAUIW 1924, S. 98.

<sup>160</sup> LASCH 1914, §§ 175, 397; HØJBERG CHRISTENSEN 1918, S. 382-393; SARAUIW 1924, S. 98.

<sup>161</sup> LASCH 1914, § 330.

<sup>162</sup> LASCH 1914, §§ 118 Anm. 2, 345, 397; SARAUIW 1921, S. 247f., 423; ROTH 1949, S. 165-174.

und Ostfälischen üblich<sup>163</sup>. Am Westrand ist unter nl. Einfluß *twalf* möglich. Die *a*-Graphie im Ostfälischen ist eher auf den Wechsel von *a*- und *e*-Schreibung für *e* in dieser Landschaft zurückzuführen<sup>164</sup>. Mit Svarabhakti (oder dem erhaltenen alten Nebentonvokal): *twalef*, *twelef*, *twölf*.

*twalf* / *twelf* / *twolf* / *twalef* / *twelef* / *twölf*

#### 4.4.6. 'dreizehn', 'dreißig'

Die as. Formen *thriutein*, *thrûtein* '13' und *thritich* '30' entwickeln sich zu mnd. *drüttein* und *drittich*, *dertich* (durch *r*-Metathese). *Dertich* kann zu *dartich* gesenkt oder zu *dörtich* gerundet werden. Durch gegenseitige Beeinflussung kommt es zu den Varianten *drüttich* (nach *drüttein*) und *drittein*, *dertein*, *dörtein* (nach *drittich*, *dertich*, *dörtich*). *Drettich*, *drettein* sind nach *drê* gebildet<sup>165</sup>. Die Formen mit *r*-Metathese sind vorwiegend westlich.

*druttein* / *drittein* / *dertein* / *dortein* / *drettein*  
*drittich* / *dertich* / *dartich* / *dortich* / *druttich* / *drettich*

#### 4.4.7. 'fünfzehn', 'fünfzig', 'fünfte'

Der ursprünglich lange Stammvokal wurde häufig vor der Konsonantenverbindung *ft* gekürzt (*vifte* > *vifte*). Der Kurzvokal *i* konnte um eine Stufe gesenkt (*vefte*) und anschließend gerundet werden (*vöfte*); im 15. Jh. sind *vefte* und *vöfte* die geläufigsten Varianten. Nur selten finden sich Formen mit *cht* (*vechtich*)<sup>166</sup>.

*viftein* / *veftein* / *voftein*  
*viftich* / *veftich* / *voftich* / *vechtich*  
*vifte* / *vefte* / *vofte*

#### 4.4.8. 'achtzig'

Neben *achtentich* steht *achtich*; *tachtentich* mit Rest der alten Vorsilbe *ant-*, *at-* wird von Lasch als nordniedersächs. bezeichnet<sup>167</sup>.

*achtentich* / *achtich* / *tachtentich* / *tachtich*

<sup>163</sup> LASCH 1914, §§ 169b, 397 Anm. 1; SARAUI 1921, S. 303; DERS. 1924, S. 98.

<sup>164</sup> LASCH 1914, § 78.

<sup>165</sup> LASCH 1914, §§ 173, 398; SARAUI 1921, S. 311-313; DERS. 1924, S. 99; AHLSSON 1967, S. 76f.

<sup>166</sup> LASCH 1914, §§ 68, 135, 169, 296 Anm. 3, 398; HØJBERG CHRISTENSEN 1918, S. 382-393; SARAUI 1924, S. 99; AHLSSON 1967, S. 77.

<sup>167</sup> LASCH 1914, § 398 Anm. 2; SARAUI 1924, S. 99.

#### 4.4.9. 'dritte'

*Dridde* und das darauf zurückgehende *drüdde* sind ostfäl. und nordnd. Durch *r*-Metathese entsteht *derde*, das zu *darde* gesenkt oder zu *dörde* gerundet werden kann. *Derde* gilt als westfäl. Kennzeichen, ist aber im Zuge der Ostsiedlung auch ins Ostelbische des 14. Jhs. gelangt und bleibt in baltischen Texten häufig. Ostfäl. *dredde* ist nach *drê* gebildet<sup>168</sup>.

*dridde / drudde / derde / darde / dorde / dredde*

### 4.5. Pronomina

#### 4.5.1. Personalpronomina

##### 4.5.1.1. 'ich'

Neben sonst im Mnd. gültigem *ik* besitzt das Ostfälische die Variante *ek*<sup>169</sup>; *ek* ist im Frühmd. Ostfalens häufiger als im 15. Jh. – In älteren Texten ist *ch*-Graphie belegt; sonst hat das frühe Mnd. *c*-, das spätere *k*-Schreibung.

*ich / ic / ik / ech / ec / ek*

##### 4.5.1.2. 'mir', 'mich'

Zum Einheitskasus für den Dat. und Akk. der 1. Sg. des Personalpronomens auf dat. oder akk. Grundlage vgl. 2.4. Im Nordnd. und Westfälischen herrscht *mî*, im Ostfälischen *mik* bzw. *mek*; hier lebt auch ein Dat. *mê*<sup>170</sup>. Über den Zustand im Ostfälischen urteilt Lasch: „In den meisten Texten lassen sich neben *mî* auch *mik* und *mek* finden“<sup>171</sup>. Doch wird im *mek*-Gebiet vielfach *mik* geschrieben; im 15. Jh. dringt unter dem Einfluß der lübischen Schriftsprache verstärkt *mî* ein.

*mî / me / mik / mek*

<sup>168</sup> LASCH 1914, § 399 I; SARAUI 1921, S. 311-313; DERS. 1924, S. 100; ROTH 1934, S. 482f., 493-495; KORLEN 1945, S. 223; DERS. 1950a, S. 94; BISCHOFF 1962, S. 25-27; AHLSSON 1967, S. 76f.

<sup>169</sup> TUMPEL 1898, S. 71-77; LASCH 1914, § 403 Anm. 2; SARAUI 1924, S. 104; BISCHOFF 1981, S. 37f.; PETERS 1983, S. 100.

<sup>170</sup> LASCH 1914, § 403 Anm. 2, 4; SARAUI 1924, S. 104-109; AHLSSON 1967, S. 69f.; BISCHOFF 1981, S. 37f., 42f.

<sup>171</sup> LASCH 1914, § 403 Anm.2.

## 4.5.1.3. 'wir'

Als Hauptform hat *wî* zu gelten, daneben erscheint *wê*. Westfäl. sind *wî* und *wê*; im Ostfälischen überwiegt anfangs *wê*, im 15. Jh. dann *wî*<sup>172</sup>. Die *i*-Graphie tritt zu Gunsten der *y*-Graphie zurück.

*wi / wy / we*

## 4.5.1.4. 'uns-'

Die 'uns-' Formen der 1. Pl. (Gen., Dat., Akk.) des Personalpronomens sowie die gleichlautenden Formen des Possessivpronomens lauten in den mnd. Mundarten des Altlandes *ûs-*. Dementsprechend wird *ûs-* nordniedersächs. und ostfäl. in frühmnd. Zeit auch geschrieben. In der westfäl. Schreibsprache gilt schon seit dem 13. Jh. *uns-*, obwohl auch in den westfäl. Mundarten *ûs-* gesprochen wurde. In nordniedersächs. und ostfäl. Texten finden sich noch im 14. Jh. Belege für die alten Akk.-Formen *unsik*, *ûsik*, *ûsek*, *ösek*. In Lübeck muß zunächst – aufgrund der Herkunft der Einwohner aus Nordniedersachsen, West- und Ostfalen – überwiegend *ûs-* gesprochen worden sein. Zu Beginn der lübischen Überlieferung stehen *ûs-* und *uns-* nebeneinander, dann überwiegt im 14. Jh. zunächst die nasallose Form *ûs-*; um 1400 setzt sich *uns-* durch. Das lübische *uns-* wird aus der westfäl. Oberschicht stammen, das nl. *ons-* hat es gestützt. Mit der lübischen Norm verbreitet sich *uns-* auch im nordniedersächs. und ostfäl. Altland, es ist eine Kennform der lübischen Schriftsprache. Im Südmärkischen gilt *uns-* regelmäßig, am Westrand unter nl. Einfluß *ons*<sup>173</sup>.

*uns / ons / us / os / unsik / usek / osek*

## 4.5.1.5. 'dir', 'dich'

Zum Einheitskasus für den Dat. und Akk. der 2. Sg. des Personalpronomens auf dat. oder akk. Grundlage vgl. 2.4. Im ostfäl. *dek*-Gebiet wird vielfach auch *dik* geschrieben; die Form der lübischen Norm, *dî*, überlagert im 15. Jh. *dik* und *dek*<sup>174</sup>.

*dî / dik / dek*

<sup>172</sup> TÛMPEL 1898, S. 86-91; LASCH 1914, § 403 Anm. 5; SARAUIW 1924, S. 104f.

<sup>173</sup> TÛMPEL 1880, S. 69f.; DERS. 1898, S. 95-102; LASCH 1914, § 403 Anm. 6, 7; HØJBERG CHRISTENSEN 1918, S. 337-342; SARAUIW 1921, S. 59f.; DERS. 1924, S. 105; KORLEN 1950a, S. 95; BISCHOFF 1962, S. 20f.; DERS. 1962a; AHLSSON 1967, S. 70; HÅRD 1985, S. 1229; PETERS 1985, S. 1257f. – S. auch die Karte „Das variable Verhältnis von *ons* und *uns* in ostmnl. und westmnd. amtlichen Texten“ bei J. GOOSSENS, *Sprache*, in: W. KOHL (Hrg.), *Westfälische Geschichte*, Bd. 1, Düsseldorf 1983, S. 65.

<sup>174</sup> LASCH 1914, § 403 Anm. 2; SARAUIW 1924, S. 104-109; BISCHOFF 1981, S. 37f., 42f.

#### 4.5.1.6. 'ihr'

Die mnd. Hauptform für den Nom. der 2. Pl. des Personalpronomens ist *gi*; *i* im westlichen Westfälischen hat *j* aufgegeben<sup>175</sup>.

*gi / i*

#### 4.5.1.7. 'euch'

Die verbreitetste Form für den Dat. und Akk. der 2. Pl., auch die der lübischen Norm, ist *jû*, *jûw*. Das westliche Westfalen hat *û*; ostelbische Nebenform ist *juch*. Im Ostfälischen gelten die Akk.-Formen: *jûk*, *gik* (in Anlehnung an *gî*), *gek* (nach *mek*) > *jök*. Für das südliche Westfalen ist *ûch* kennzeichnend<sup>176</sup>.

*ju / juw / u / juch / juk / gik / gek / jok / uch*

#### 4.5.1.8. 'er'

Die mnd. Hauptform für die 3. Sg. mask. Nom. ist *hê*, mit Dehnungsbezeichnung *hey*. Im Elbstfälischen und Zerbstischen wechseln *hê* und *hî*<sup>177</sup>.

*he / hey / hi / hy / hie*

#### 4.5.1.9. 'ihm'

Für den Dat. der 3. Sg. mask. und neutr. herrscht *eme* vor. In frühmnd. Texten findet sich noch häufig *ime*. Die gerundete Variante *öme* ist vor allem ostfäl. In ostnl., auch in ostfries. Texten ist *h*-Anlaut belegt (*hem*). Im Auslaut konnte *em* zu *en* werden<sup>178</sup>.

*ime / eme / ome / hem / em / en*

#### 4.5.1.10. 'ihn'

Für den Akk. der 3. Sg. mask. lautet die mnd. Hauptform *ene*, die ostfäl. Variante *öne*.

*ine / ene / en / one / on*

<sup>175</sup> LASCH 1914, § 403 Anm. 9.

<sup>176</sup> LASCH 1914, § 403 Anm. 11; SARAuw 1924, S. 105f.; BISCHOFF 1981, S. 42f.

<sup>177</sup> LASCH 1914, § 403 Anm. 5c; SARAuw 1924, S. 112.

<sup>178</sup> LASCH 1914, § 404 Anm. 3; SARAuw 1924, S. 112; AHLSSON 1967, S. 71.

## 4.5.1.11. 'es'

Die Normalform *it* für die 3. Sg. neutr. Nom. und Akk. zeigt die Nebenform *et*; *et* ist in enklitischer Stellung üblich. Neben *it* steht *et* hauptsächlich in westfäl. und ostfäl. Texten; ostfäl. wurde *et* zu *öt* gerundet. Häufig ist *d*-Schreibung: *id*, *yd*<sup>179</sup>.

*it / yt / id / yd / et / ed / ot / od*

## 4.5.1.12. 'sie'

Die mnd. Normalform für die 3. Sg. fem. Nom. und Akk. und die 3. Pl. Nom. und Akk. ist *sê*, mit Dehnungsbezeichnung *sey*. Im Elbstfälischen wechseln *sê* und *sî*, südmärk. gilt *sî*. Die in der 3. Sg. fem. Nom. zu erwartende Form *sû* (as. *siu*) findet sich nur in älteren Texten, sie wird durch die akk. Form *sê* (as. *sia*) verdrängt<sup>180</sup>.

*sê / sey / si / sy / sie / su*

## 4.5.1.13. 'ihr-'

Als Formen der 3. Sg. fem. Gen. und Dat. sowie der 3. Pl. Gen. und als gleichlautende Formen des Possessivpronomens treten im Frühmnd. häufig noch die *ire*-Varianten auf. Die Normalform *ere-* wird im Ostfälischen zu *öre-* gerundet. In ostnl. wie in ostfries. Texten begegnen Formen mit *h*-Anlaut. Auch Schreibungen mit Doppelkonsonanz sind möglich<sup>181</sup>.

*ire- / yre- / ere- / er / erre- / ore- / hore- / hare-*

## 4.5.1.14. 'ihnen'

Für die 3. Pl. Dat. lauten die mnd. Normalformen *em*, *en*. Die Endung auf *-m* ist nordniedersächs., die auf *-n* westfäl. und ostfäl. üblich; die gerundete Variante *ön* ist ostfäl. *En* und *ön* können zu *ene* und *öne* erweitert werden. *Jüm*, eine Kennform der nordniedersächs. Schreibsprache, wird im 15. Jh. durch das schriftsprachliche *em* verdrängt. Am Westrand ist *h*-Anlaut belegt<sup>182</sup>.

*im / gym / ium / em / in / en / on / ene / one*

<sup>179</sup> LASCH 1914, § 404 Anm. 5.

<sup>180</sup> LASCH 1914, § 403 Anm. 5e; SARAUI 1924, S. 112.

<sup>181</sup> LASCH 1914, §§ 404 Anm. 3, 6, 405 Anm. 1.

<sup>182</sup> SARAUI 1924, S. 112f.

#### 4.5.2. Das Reflexivpronomen 'sich'

Neben der mnd. Normalform 'sik' für das Reflexivpronomen der 3. Pers. Dat. und Akk. weist das Ostfälische die Variante *sek* auf<sup>183</sup>.

*sik / sek*

#### 4.5.3. Possessivpronomina

Neben den Formen *miner*, *siner* für den Gen. und Dat. der 1. und 3. Sg. fem. und für den Gen. Pl. stehen Varianten auf *-re* (*minre*, *sinre*). Kontrahierte Formen (*mir*, *sir*) scheinen vor allem westfäl. zu sein<sup>184</sup>.

*miner / minre / mir*

*siner / sinre / sir*

#### 4.5.4. Demonstrativpronomina

##### 4.5.4.1. 'dieser, diese'

Die ursprünglichen Formen mit tl. Vokal und einfachem *s* (*dese*, *dise* – das *i* in *dise* unter Einfluß von *dit*?) kommen außerhalb des Westfälischen nur vereinzelt in der Überlieferung des 13. Jhs. vor<sup>185</sup>. Im Nordwesten (Oldenburg, Nordwestfalen) kann sich *dese*, gestützt durch das Nl., bis ins 14. Jh. halten. Die Formen mit *ss* sind wohl durch den Einfluß der synkopierten Dativformen *desme*, *desre* zu erklären, aus denen der Stamm *dess-* abgeleitet wurde. Neben *desse* und *disse* entwickeln sich die gerundeten Varianten *dösse* und *düsse*. Im nördlichen Westfalen und im Nordnd. ist *desse* im 14. und 15. Jh. die häufigste Form; die Nebenform *disse* wird im Nordnd. jedoch nicht gänzlich verdrängt; *dösse* ist seltene Nebenform im *desse*-Gebiet. In Ostfalen gilt im 14. Jh. überwiegend *disse*, im 15. Jh. *düsse*. In spätmnd. Zeit, in der 2. Hälfte des 16. Jhs., können *disse* und das ostfäl. *düsse* das hanesprachlich gestützte *desse* verdrängen, wobei *disse* sich mehr im Nordnd., *düsse* sich mehr im Westfälischen durchzusetzen scheint<sup>186</sup>.

*dese / desse / dosse / dise / disse / dusse*

<sup>183</sup> LASCH 1914, § 403 Anm. 2.

<sup>184</sup> LASCH 1914, §§ 402, 405; SARAUIW 1924, S. 114-117.

<sup>185</sup> Zur Variablen *th / dh / d* vgl. 1.4.5.; zur Variablen *s / z* vgl. 1.4.6.

<sup>186</sup> LASCH 1914, §§ 12, 173, 227, 407; HØJBERG CHRISTENSEN 1918, S. 355-359; SARAUIW 1924, S. 119; DAHLBERG 1949, S. 68; FOERSTE 1957, Sp. 1786; AHLSSON 1967, S. 71f.; PETERS 1980, S. 152; DERS. 1985, S. 1253f.; HÄRD 1985, S. 1229.

#### 4.5.4.2. 'dieses'

Für das Neutrum ist *dit* die mnd. Normalform; die gerundete Variante *düt* ist besonders ostfäl.; die Analogiebildung *desset* und die erweiterten Formen *ditte*, *dütte* sind selten<sup>187</sup>.

*dit / dut / ditte / dutte / desset*

#### 4.5.4.3. 'der-, die-, dasjenige'

Bei diesem Kriterium ist im Mnd. vierfache Variabilität möglich.

1. Der auf *j* zurückgehende Anlaut wird mit *j* oder mit *g* realisiert: *de jene* / *de g(h)ene*.
2. Das tl.  $\bar{e}$  kann zu  $\bar{o}$  gerundet werden: *de jene* / *de jöne*, *de g(h)ene* / *de g(h)öne*.
3. Das tl.  $\bar{e}$  wird gekürzt; die Kürzung wird durch Doppelkonsonanz bezeichnet: *de jene* / *de jenne*, *de g(h)ene* / *de g(h)enne*.
4. Auch der Kurzvokal kann gerundet werden: *de jenne* / *de jönne*, *de g(h)enne* / *de g(h)önne*.

Die Verbindung von *g*-Anlaut und tl.  $\bar{e}$  ist kennzeichnend für das Westfälische. Das Geldrisch-Kleverländische hat *de g(h)öne*, im Nordniedersächsischen ist häufig *de jönne* / *de g(h)önne* belegt. Als mnd. Normalform des 15. Jhs. ist *de jenne* anzusehen<sup>188</sup>.

*de iene* / *de g(h)ene* / *de ione* / *de g(h)one* / *de ienne* / *de g(h)enne* / *de ionne* / *de g(h)onne*

#### 4.5.4.4. 'der-, die-, dasselbe'

Vor *l*-Verbindung konnte sich *e* zu *i* entwickeln; *e* konnte zu  $\bar{o}$ , *i* zu  $\bar{u}$  gerundet werden.

In Westfalen gelten hauptsächlich *selve* und die gerundete Variante *sölve*. Auch frühe ostfäl. Texte haben noch *selve*. Die Entwicklung zu *silve* scheint vom Nordniedersächsischen auszugehen. Die gerundete Variante *sülve* dringt im 14. Jh. im Nordnd. und in Ostfalen durch. Ostwestfalen schwankt zwischen *selve* und *sülve*. Im 15. Jh. hat sich in Westfalen die

<sup>187</sup> LASCH 1914 §§ 173, 407 Anm. 2; SARAUIW 1924, S. 119; HÄRD 1985, S. 1229.

<sup>188</sup> LASCH 1914, §§ 15.2, 175, 342, 408; SARAUIW 1924, S. 119f.

ungerundete Variante *selve*, im nordnd. und ostfäl. Gebiet dagegen die gerundete Form *sülve* durchgesetzt<sup>189</sup>.

Spätmnd. Entwicklungen sind *de selvige / de sülvige* und *de selfte / de sülfte*.

*de selve / de solve / de silve / de sulve / de selvige / de sulvige / de selfte / de sulfte*

#### 4.5.4.5. 'solcher, -e, es'

Das Demonstrativum 'solch-' weist im Mnd. eine reichhaltige Variation auf. Zwei Haupttypen sind vorhanden: 1. *alsô-, sô-, aldüs-, düs-, alsüs-, süs-dân, -g(h)edân, -dânich*, 2. *sölk, sülk*, auch *alsölk, alsülk*; mit Vokal zwischen *l* und *k* die Formen *söllik, süllik*; mit Schwund des *l*: *sök, sük*. Über eine etwaige diatopische oder diachronische Verteilung der Varianten können noch keine genaueren Aussagen gemacht werden. Der Typ *alsôdân* ist wohl im 14. Jh. häufiger als in späterer Zeit; eine Hauptform des 15. Jhs. ist *sülk*; diese Variante wird im 16. Jh. von *sölk* abgelöst<sup>190</sup>.

*also- / so- / aldus- / dus- / alsus- / sus- -dan / -g(h)edan / -danich / solk / sulk / alsolk / alsulk / sollik / sullik / sok / suk*

#### 4.5.5. Das Interrogativpronomen 'wer'

Nur substantivisch gebraucht wird *wê*, mit der südmärk. Variante *wi(e)*. Zunächst adjektivisch, dann auch substantivisch kann *welk* stehen. *Welk* hat die Nebenformen *wel(l)ik, wil(l)ik, wilk, wolk*; *welik* ist die ältere, *welk* die jüngere Variante. Durch Ausfall des *l* entsteht *wek*. Substantivischer Gebrauch ist häufig in den Zusammensetzungen *welkêr, welkôr* (*êr* = Gen. Pl.) und *welkên*. Durch Schwund des *k* in *welk* (Lasch) oder infolge falscher Silbentrennung bei *welkêr* und *welkên* (Foerste) entstanden die Formen *wel, wol*. *Wol* ist vornehmlich nordniedersächs., *wel* ostnl. und westfäl.<sup>191</sup>.

*we / wi(e) / wel(l)ik / welk / wil(l)ik / wilk / wolk / wek / welker / welkor / wel / wol*

<sup>189</sup> LASCH 1914, §§ 137, 169d, 408; HØJBERG CHRISTENSEN 1918, S. 377-379; SARAUIW 1921, S. 93, 304f.; DERS. 1924, S. 120-122; KORLEN 1945, S. 221f.; DAHLBERG 1949, S. 69; KORLEN 1950, S. 51; DERS. 1950a, S. 96; AHLSSON 1967, S. 68; PETERS 1980, S. 153; DERS. 1985, S. 1253-1255.

<sup>190</sup> LASCH 1914, §§ 183, 220, 256, 408; SARAUIW 1924, S. 122f.; SCHARNHORST 1961, S. 118f.; PETERS 1980, S. 153f.

<sup>191</sup> LASCH 1914, §§ 177, 256, 410; SARAUIW 1924, S. 124; FOERSTE 1957, Sp. 1786f.; PETERS 1983, S. 101; HÄRD 1985, S. 1229.

Das Interrogativum *welk* wird mit seinen Varianten auch als Relativpronomen verwandt.

#### 4.5.6. Indefinitpronomina

Einige Indefinitpronomina besitzen eine große Zahl von Varianten, deren diatopische und diachronische Verbreitung bislang nur ungenügend bekannt ist.

##### 4.5.6.1. '(irgend) etwas'

Auf die as. Form *eowiht* gehen die mnd. Varianten *icht*, *gicht*, *jicht* zurück; im westlichen Grenzgebiet begegnet – mit Ausfall des *ch* – *ît*. Durch Voranstellung des Gen. entsteht *ichtesicht*; der Gen. *ichtes* kann als Nom. gebraucht werden<sup>192</sup>.

Auch *wat* wird als indefinites Pronomen verwandt; die Zusammensetzung mit *icht* und seinen Nebenformen ergibt *ichtes-*, *gichteswat*. Mit aus dem Hd. stammenden Vorsilben<sup>193</sup> sind die Varianten *et(te)-*, *it(te)-*, *et(te)s-*, *it(te)swat* gebildet; gen. Formen sind *etwes*, *etteswes*.

*icht / gicht / jicht / iet / yet / jet / ichtesicht / gichtesgicht / ichtes / gichtes /*

*wat / ichtes- / gichteswat / et(te)- / it(te)- / et(te)s- / it(te)swat / etwes / etteswes*

##### 4.5.6.2. 'nichts'

Aus as. *neowiht* entstand mnd. *nicht*. Vereinzelt Schreibungen deuten darauf hin, daß – mit Abfall des auslautenden *t* – als gesprochene Form schon früh *nich* anzusetzen ist. Gleichwohl wird ganz überwiegend *nicht* geschrieben, auch im südwestfäl. *nit*-Gebiet. Am Westrand erscheinen in der ostnl. Schreibsprache *nît*, *nêt*<sup>194</sup>.

Der Gen. ist vorangestellt im verstärkten *nichtesnicht* 'durchaus nichts'; der Gen. *nichtes* wird im Spätmd. häufiger. In der Endphase des Mnd. gelangt auch das sprechsprachliche *nich* verstärkt aufs Papier.

*nicht / nich / nit / niet / nyet / neet / neyt / nichtesnicht / nichtes*

<sup>192</sup> LASCH 1914, § 411. I; SARAUI 1924, S. 133.

<sup>193</sup> SARAUI 1924, S. 126.

<sup>194</sup> TÛMPEL 1898, S. 60-63; LASCH 1914, §§ 300, 310, 357, 411; SARAUI 1924, S. 133; AHLSSON 1967, S. 73.

### 4.5.6.3. 'jemand'

Die aus *eo*, *io* in nachas. Zeit entstandenen Varianten sind auf unterschiedliche Akzentverhältnisse zurückzuführen. Akzent auf dem *i* ergab *ío*, *íe*. Lasch interpretiert die *i*-, *y*-Graphie in *iman*, *yman* als Wiedergabe einer diphthongischen Aussprache (*ieman*)<sup>195</sup>; es liegt aber näher, eine Monophthongierung des *íe* zu *î* anzunehmen und die *i*, *y* als Schreibung eines langen Monophthongs aufzufassen. Durch Verlagerung des Akzentes (*io* > *íó*, *íé*) entstanden die Varianten mit *j*-Anlaut, *jeman* (geschrieben *yeman*, *ieman*) und *jümman* (*iumman*, *gumman*)<sup>196</sup>. Nach *nëman(t)* (vgl. 4.5.6.4.) gebildet, taucht zuweilen *êman* auf<sup>197</sup>. Der unbetonten Silbe *-man* wurde häufig ein Dental (*t*, *d*) angefügt: *iëmant*, *jëmant*, *jümmant*<sup>198</sup>. Hierzu konnten flektierte Formen geschaffen, der Gen. als Nom. verwandt werden: *iëmandes*, *jëmandes*, *jümmandes*. In der unbetonten Silbe *-mant* konnte das *n* ausfallen: *jëmand* > *jëment* > *jëmet*<sup>199</sup>.

Die Varianten *yman(t)*, *iman(t)* finden sich am Westrand des Mnd., im südwestlichen Westfalen, im südlichen Ostfalen, im Elbstfälischen und Südmärkischen. Allgemein verbreitet ist *jeman(t)*; *jümman(t)* gilt als westfäl. und nordniedersächs., *ümmant* als südwestfäl. Als typisch ostfäl. ist *jemet* anzusehen. Dahlberg belegt diese Variante aus Hildesheim und Göttingen<sup>200</sup>.

*yman / iman / ymant / imant /*

*ieman / iëmant / iëment / yeman / yëmant / yëment /*

*iumman / iümmant / iümmment / ummant /*

*ëman / ëmant / ëment /*

*ymandes / yëmandes / iëmandes / yëmandes / iëmandes / yëmandes /*

*iummandes / iümmendes / ummandes / ümmendes / ëmandes /*

*ëmandes /*

*iëmet / yëmet*

<sup>195</sup> LASCH 1914, § 133.

<sup>196</sup> LASCH 1914, §§ 176, 207.

<sup>197</sup> LASCH 1914, § 207.

<sup>198</sup> LASCH 1914, § 308.

<sup>199</sup> LASCH 1914, § 274; DAHLBERG 1958.

<sup>200</sup> DAHLBERG 1958; AHLSSON 1967, S. 72f.

## 4.5.6.4. 'niemand'

Dahlberg weist darauf hin, daß sich das Negativum 'niemand' im Mnd. weit häufiger belegen läßt als das Positivum 'jemand'. Dies ist darin begründet, daß „es sich um Ausdrücke handelt, deren natürliches Milieu vor allem Statuten oder statutenähnliche Urkunden sind, Texte, die (...) ihrem allgemeinen Charakter nach mehr Verbote als Aufforderungen enthalten“<sup>201</sup>.

Gemäß der Entwicklung von vormnd. *eo* zu mnd. *ê*<sup>4</sup> entwickelte sich *neoman* zu *nēman*<sup>202</sup>; am Westrand, im Südmärkischen, Elbostfälischen und besonders im 14. Jh. auch im Ostelbischen ist *nīman* zu erwarten<sup>203</sup>. Durch Anfügung eines *t* an die unbetonte Silbe *man* entsteht die Variante *nēmant*<sup>204</sup>; zu dieser konnte die flektierte Form *nēmandes* gebildet werden. In der unbetonten Silbe *mant* konnte das *n* ausfallen: *nēmant* > *nēment* > *nēmet*<sup>205</sup>. Zu *iēman(t)* / *īman(t)* konnte *niēman(t)* / *nīman(t)*, geschrieben *niman(t)*, *nyman(t)*, zu *jūmmant* *nūmmant* gebildet werden<sup>206</sup>.

Die mnd. Normalform *nēman(t)* gilt auch in Lübeck<sup>207</sup>. Die Variante *nēman(t)* wird durch die Mischung mit *nēn man* zusätzlich gestützt. Durch Assimilation des *n* an *m* und die Vereinfachung des entstehenden Doppelkonsonanten nach Langvokal fiel *nēman* < *nēn man* mit *nēman* 'niemand' zusammen<sup>208</sup>. Entsprechend konnte *nīn man* zu *nīman* assimiliert werden<sup>209</sup>. Die Varianten *nūmmant*, *nūmmandes*, *nūmmes* sind nordniedersächs. und westfäl.; *nēmet* ist ausgesprochen ostfäl. Dahlberg bietet Belege aus Braunschweig, Hildesheim, Goslar und Göttingen<sup>210</sup>.

*neman* / *nemant* / *nement* / *niman* / *nimant* / *niment* / *nummant* /  
*numment* / *nemandes* / *nemendes* / *nimandes* / *nimendes* / *nummandes*  
/ *nummendes* / *nummes* / *nemet*

<sup>201</sup> DAHLBERG 1958, S. 76.

<sup>202</sup> LASCH 1914, § 207.1.

<sup>203</sup> Vgl. 1.3.4.

<sup>204</sup> LASCH 1914, § 308.

<sup>205</sup> LASCH 1914, § 274; DAHLBERG 1958.

<sup>206</sup> LASCH 1914, § 207.2.3.

<sup>207</sup> HØJBERG CHRISTENSEN 1918, S. 368-372.

<sup>208</sup> LASCH 1914, §§ 207.1, 273.

<sup>209</sup> HØJBERG CHRISTENSEN 1918, S. 370f.

<sup>210</sup> DAHLBERG 1958; AHLSSON 1967, S. 73.

## 4.5.6.5. '(irgend) ein(er)'

Neben *ên* steht auch die flektierte Form *êner*.

*en / eyn / ener*

Nur in frühmnd. Quellen ist *jên* (*ien, yen, jen, gen*) vorhanden (< *io - ên*); dazu mit der Vorsilbe *je* : *jegên*<sup>211</sup>.

*ien / yen / jen / gen / iegen / jegen*

Häufiger belegt ist *ênich*; auf die Verbindung von *io + ênig* geht der konsonantische Anlaut *j* in *jênich* zurück; im Wechsel mit *j* und *y* steht auch *g* für das aus *io* entstandene *j* (*ienich, yenich, jenich, genich*)<sup>212</sup>. Die Variante *înich* (*inich, ynich*) ist in Anlehnung an *îman(t), îder* gebildet<sup>213</sup>. Mit Rundung zu *ö* ist *ionich* aus Halle überliefert<sup>214</sup>. Durch Kürzung des Langvokals vor *-ich* oder, wie Lasch annimmt, durch Übertragung aus den flektierten Formen (*ïengerhande*, hierzu *iënnich*)<sup>215</sup> entstehen Varianten, deren Kurzvokal durch die Verdoppelung des *n* angezeigt wird (*ënnich, iënnich, yënnich, jënnich, gënnich, innich, ynnich*). Mit *man* ist *jênich* zu *jênichman* verbunden.

*enich / ienich / yenich / jenich / genich / inich / ynich / ionich / ënnich / iënnich / yënnich / jënnich / gënnich / innich / ynnich / ienichman / iënnichman*

*Sum, som* 'irgend einer' mit den Ableitungen *sümich, sömich*, vor *-ich* gekürzt zu *sümmich, sömmich, sumelik, somelik, summelik, sommelik* sind häufiger nur im Westfälischen belegt, finden sich darüber hinaus in älterer Zeit im gesamten Sprachgebiet<sup>216</sup>.

*sum / som / sumich / somich / summich / sommich / sumelik / somelik / summelik / sommelik*

Auch *wê* wird als Indefinitpronomen verwandt; die Verbindung mit *icht* ergibt *ichtes-, gichteswê*.

*we / ichteswe / gichteswe*

Adjektivisch gebraucht wird *welk* 'irgendwelch'; an Zusammensetzungen finden sich *ichtes-, gichteswelk, etwelk, itwelk*<sup>217</sup>.

*welk / ichteswelk / gichteswelk / etwelk / itwelk*

<sup>211</sup> LASCH 1914, § 411; SARAUIW 1924, S. 127f.

<sup>212</sup> LASCH 1914, § 341.

<sup>213</sup> LASCH 1914, § 133.4.

<sup>214</sup> LASCH 1914, § 175.

<sup>215</sup> LASCH 1914, § 69 Anm. 2.

<sup>216</sup> LASCH 1914, § 411; SARAUIW 1924, S. 129.

<sup>217</sup> SARAUIW 1924, S. 126.

Schließlich sind die Varianten *et(te)lik*, *it(te)lik* zu nennen<sup>218</sup>.

*ettelik / etlik / ittelik / itlik*

#### 4.5.6.6. 'kein'

Aus der Verbindung von \**nih* + *ên* entstanden as. *nigên* und die frühmd. Varianten *nichên*, *nechên* und, mit *g* für *ch*<sup>219</sup>, *nigên*, *negên*, *engên*<sup>220</sup>.

*nichen / nichein / nechen / nechein / nigen / nigein / negen / negein / engen / engein*

Nach dem Fortfall der Vorsilbe *ni-*, *nə-*, *ən-* blieb *gên* übrig.

*g(h)en / g(h)een / g(h)ein / g(h)eyn*

Die Variante *gîn* kann als Mischform aus *gên* und *nîn* (s. u.) angesehen werden.

*g(h)in / g(h)yn / g(h)ien / g(h)ijn*

Aus der Zusammensetzung der Verneinungspartikel *ni* bzw. *ne* mit dem unbestimmten Artikel (*ni* + *ên*) entstehen die kontrahierten Formen *nîn*<sup>221</sup> und *nên*.

*nin / nyn / nien / nijn / nen / neen / nein / neyn*

Die Varianten *nigên*, *negên* gehören der ältesten Überlieferung an; *gên*, in frühmd. Zeit weiter verbreitet, wird zur nl. Kennform. Vor allem im Gebiet der heutigen östlichen Niederlande ist *gîn*, mit nl. Konsonantismus und westfäl. Vokalismus, zu Hause. Im größeren Teil des nordniedersächs. Raumes, etwa in Bremen und Hamburg, in Ostfalen und im südöstlichen Westfälischen (Soest) herrscht *nên*. In Nordwestfalen, im Raum Dortmund-Münster-Oldenburg, gilt *nîn*. Im Groningisch-Ostfriesischen variieren *gên*, *gîn*, *nên* und *nîn*.

In Lübeck überwiegt in der ältesten Zeit *nên*<sup>222</sup>, doch ist *nîn*, als Minderheitenvariante, durchaus anzutreffen, etwa in der Ratswahlordnung von 1294. Auch im übrigen Ostelbischen der Frühzeit ist *nîn* neben *nên* zu belegen. Die Hauptform der lübischen Kanzlei ist im 14. Jh. *nên*, im 15. Jh. variieren *nên* und *nîn*<sup>223</sup>. Daß die hansische Schriftsprache des 15. Jhs. *nên* bevorzugt, zeigt die Schreibsprache Oldenburgs, die im 15. Jh. von *nîn* zu *nên* wechselt.

<sup>218</sup> SARAUI 1924, S. 129f.

<sup>219</sup> LASCH 1914, § 341.

<sup>220</sup> LASCH 1914, § 411; SARAUI 1924, S. 127.

<sup>221</sup> Anders SARAUI 1921, S. 196, der als Vorstufe für *nîn* *ni-i-ên* ansetzt.

<sup>222</sup> KORLEN 1950a, S. 93f.; DERS. 1951, S. 71.

<sup>223</sup> HØJBERG CHRISTENSEN 1918, S. 360-367.

In spätmnd. Zeit dringt aus dem Hd. der Typ *kein* ins Nd. ein, doch bleibt die mnd. Norm in Norddeutschland bis zum Ende des 16. Jhs. stabil<sup>224</sup>. Ins Südmärkische, das anfangs *en geyn* statt *nên* geschrieben hatte, dringt hd. *kein* schon früher ein<sup>225</sup>. Auch im Elbostfälischen, besonders in seinem südlichen (Halle) und östlichen (Zerbst) Teil, setzt sich *enkein*, *kein* schon früher durch als im übrigen Gebiet<sup>226</sup>.

#### 4.5.6.7. 'jeder'

Die mnd. indefiniten Pronomina mit der Bedeutung 'jeder' sind von Marta Jaatinen eingehend behandelt worden<sup>227</sup>. Die Verfasserin gibt eine etymologische Erklärung für die einzelnen Typen, ordnet sie nach ihren Grundwörtern und beschreibt ihre diatopische und diachronische Verbreitung. Weitere Informationen zur Geltung der einzelnen Typen und zu den verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten der Varianten in den einzelnen Schreibsprachen sind erwünscht.

„Das am meisten verbreitete Pronomen der 'jeder'-Typen ist *ider*, das in allen Mundarten gebraucht wird“, stellt Jaatinen fest<sup>228</sup>. Die Grundform von *ider*, der Typ *ieweder*, findet sich nur in den ältesten Quellen<sup>229</sup>.

*ider / yder / ieder / ieweder / jeweder / geweder*

Am zweithäufigsten ist im Mnd. der Typ *jewelik* belegt<sup>230</sup>. Er gilt besonders nordnd. und ist der bevorzugte Typ der lübischen Schriftsprache.

*iewel(i)k / yewel(i)k / jewel(i)k / gewel(i)k / iwel(i)k*

Eine speziell ostfäl. Variante ist *jowel(i)k*<sup>231</sup>.

*iwel(i)k / yowel(i)k / jowel(i)k*

Besonders in frühen ostfäl. Texten ist der Typ *ioiewel(i)k* belegt<sup>232</sup>.

*ioiewel(i)k / iogewel(i)k / jogewel(i)k / jojewel(i)k*

Das Kerngebiet von *jūwel(i)k* ist Südwestfalen; darüber hinaus ist diese Form auch im Nordwestfälischen und im Ostfälischen verbreitet<sup>233</sup>.

<sup>224</sup> PETERS 1980, S. 155.

<sup>225</sup> LASCH 1914, § 17.1.

<sup>226</sup> JÜLICHER 1926, S. 17.

<sup>227</sup> JAATINEN 1961.

<sup>228</sup> JAATINEN 1961, S. 374.

<sup>229</sup> JAATINEN 1961, S. 317f., 370f.

<sup>230</sup> JAATINEN 1961, S. 315, 371, 374.

<sup>231</sup> JAATINEN 1961, S. 315, 371f., 375; AHLSSON 1967, S. 72.

<sup>232</sup> JAATINEN 1961, S. 315.

<sup>233</sup> JAATINEN 1961, S. 315f., 372, 375.

*iuwel(i)k / yuwel(i)k / juwel(i)k*

Aus *manlik* entstand durch Assimilation *nl > ll mallik*, diese Form wurde zu *malk*. Die Verbindung mit dem Gen. Pl. *aller* (as. *allaro manno \*gilic*) ergab *allermalk*<sup>234</sup>. *Malk* ist kennzeichnend für das Kleverländische, ist aber auch im West- und Ostfälischen gut vertreten.

*manlik / mallik / malk / allermanlik / allermallik / allermalk*

Eine Fülle von Varianten weist der aus vormnd. *iogilik* entstandene Typ *iogelik, iegelik, jegelik, igelik* auf<sup>235</sup>.

*iogelik / iegelik / ieclik / jegelik / igelik / ichlik / ilik / ichelk*

Besonders im Ostelbischen und im Südmärkischen ist *islik* belegt<sup>236</sup>.

*islik*

Allgemein verbreitet ist der aus dem Md. entlehnte Typ *it(te)lik*, meist mit vorangehendem unbestimmten Artikel *ên*<sup>237</sup>.

*ittelik / itlik / ettelik / etlik*

Mit *s*-Einschub ist die Variante *its(e)lik* gebildet<sup>238</sup>.

*itselik / itslik / itc(e)lik / itz(e)lik / icz(e)lik*

Aus *ên + lik* entstand *ellik*, das zu *elk* synkopiert wurde. Dieser Typ findet sich im Groningisch-Ostfriesischen und im westlichen Westfälischen, sonst wohl nur in Texten, die unter *nl*. Einfluß stehen<sup>239</sup>.

*ellik / elk*

Zusammensetzungen mit *man* sind *iederman, al(le)man*<sup>240</sup>.

*iederman / jederman / iderman / al(le)man*

Die für das frühe und klassische Mnd. charakteristische Variantenvielfalt hat sich in spätmnd. Zeit nicht erhalten können. Es erfolgt ein Variantenabbau in Richtung auf den Typ *ider*, der in der ersten Hälfte des 16. Jhs. dominiert. Nach 1550 setzt sich das vom Hd. gestützte *jeder* durch<sup>241</sup>.

#### 4.5.6.8. 'man'

Das Pronomen *man* ist schon früh zu *men, me*, schließlich *-m* abgeschwächt worden. Die Entwicklung *man* zu *men* und, mit Abfall des *-n*, zu *mē* fand zuerst in enklitischer Stellung statt. Das unbetonte *e* kann beson-

<sup>234</sup> SARAUIW 1924, S. 131; JAATINEN 1961, S. 318, 374, 375.

<sup>235</sup> SARAUIW 1924, S. 131; JAATINEN 1961, S. 319, 372f., 375.

<sup>236</sup> JAATINEN 1961, S. 320, 373, 375.

<sup>237</sup> JAATINEN 1961, S. 320, 373, 375.

<sup>238</sup> JAATINEN 1961, S. 321, 372f.

<sup>239</sup> JAATINEN 1961, S. 373f., 375.

<sup>240</sup> JAATINEN 1961, S. 321.

<sup>241</sup> PETERS 1980, S. 154f.

ders in der Frühzeit durch *i* bezeichnet werden<sup>242</sup>. Die mnd. Normalform ist *men*.

*man / men / min / me / m*

#### 4.5.6.9. 'mancher'

Neben *manich* erscheint die Umlautvariante *menich*. Der tonlange Vokal konnte vor *-ich* gekürzt werden<sup>243</sup>. In der Stockholmer Handschrift ist neben *mennich* die gerundete Variante *mönnich* belegt.

*manich / menich / mannich / mennich / monnich*

Zur Wiedergabe der Bedeutung 'mancherlei' stehen dem Mnd. die Typen *manigerhande* und *manigerley(e)* zur Verfügung.

*maniger- / meniger- / manniger- / menniger- / manger- / menger- -hande / -ley(e)*

#### 4.5.6.10. 'einige', 'etliche'

Einige der mnd. Typen zur Bezeichnung des Indefinitpronomens 'irgend ein(er)' besitzen im Pl. die Bedeutung 'einige', 'etliche'. Es sind dies die Typen *it(te)like*, *it(te)welke*, mit *s*-Einschub *it(te)swelke*; auch der Pl. von *manich* gehört hierher. Das Indefinitum *sum* mit den Ableitungen *sümich*, *sumelik* ist meist nur als Pl. belegt.

*ittelike / itlike / ettelike / etlike*

*ittewelke / itwelke / itteswelke / itswelke*

*manige / menige / mannige / mennige*

*sume / some / summe / somme / sumige / somige / summige / sommige*

*/ sumelike / somelike / summelike / sommelike*

Schluß folgt.

<sup>242</sup> LASCH 1914, §§ 82, 139.IV, 216, 274; SARAUF 1924, S. 131f.

<sup>243</sup> LASCH 1914, § 69 Anm. 2 nimmt an, *mannich* gehe auf die flektierte Form *manges* zurück.

Werner Goebel, Hannover – Wolfgang Fedders, Münster

## Zur mittelniederdeutschen Urkundensprache Attendorns

### Variablenlinguistische Aspekte einer südwestfälischen Stadtsprache \*

#### 1. Einleitung

Im Rahmen der Projekte zur Erforschung spätmittelalterlicher westf. Schreibsprachen<sup>1</sup> wurde mit der Untersuchung der Urkundensprache Coesfelds<sup>2</sup> eine nordwestf. und mit der Osnabrücks<sup>3</sup> eine ostwestf. Varietät vorgestellt. Von den drei größeren westf. regionalen Schreibsprachlandschaften fehlt somit noch ein Beispiel für eine südwestf. Varietät. Diese Lücke soll durch einen Beitrag zur Urkundensprache Attendorns geschlossen werden.

#### 1.1. Zur historischen Situation Attendorns bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts

Attendorn liegt im südlichen Sauerland am linken Biggeufer im Innenwinkel des westf. Sprachgebietes, ca. 15 Kilometer von dessen Rändern entfernt.

---

\* Vorliegender Beitrag beruht auf den Ergebnissen der Staatsexamensarbeit von Werner Goebel, die 1984 unter dem Titel ‚Zur Sprache Attendorner Urkunden‘ an der Niederdeutschen Abteilung der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster entstand. Für die Drucklegung wurde sie von Wolfgang Fedders überarbeitet.

1 Hierzu vgl. R. PETERS, *Projekte zur Erforschung spätmittelalterlicher westfälischer Schreibsprachen*, Nd.Kbl. 94 (1987) 49-55.

2 W. FEDDERS, *Variablenlinguistische Studien zur mittelniederdeutschen Urkundensprache Coesfelds*, NdW 27 (1987) 95-130. Am Beispiel der Coesfelder Urkundensprache wird für einen Zeitraum von nahezu einem Jahrhundert neben frühmd. Variantenvielvält und folgender Konsolidierung auch verdeutlicht, daß die geographische Lage der Stadt die wichtigste Rolle bei der Entscheidung für oder gegen eine bestimmte Variante spielt. Durch die relativ dichte Urkundenüberlieferung kann schreiberbedingte Variation nachgewiesen werden.

3 U. WEBER, *Zur frühmittelniederdeutschen Urkundensprache Osnabrücks. Variablenlinguistische Untersuchung einer ostwestfälischen Stadtsprache*, NdW 27 (1987) 131-162. Am Beispiel der Osnabrücker Urkundensprache wird für einen Zeitabschnitt von 40 Jahren die Variantenvielvält beschrieben, die auf die Lage der Stadt in der Kontaktzone zwischen dem westf. und dem nordnd. Schreibsprachareal zurückzuführen ist. Kanzlei- und ausstellerbedingte Variation ist hingegen selten.

Die Verkehrslage bestimmt vor allem der Biggeübergang des Fernweges von Köln nach Kassel, die sog. „Heidenstraße“<sup>4</sup>.

Bereits vor 1100 ist in Attendorn mit einer der Urfparreien des Sauerlandes eine Marktsiedlung anzunehmen, „deren Entfaltung vom Dominialbetrieb, vom Kirchensprengel und von der Gerichtsbarkeit, aber auch schon von aufkommendem Fernhandel begünstigt wurde“<sup>5</sup>. Auf Attendorn zu beziehende Münzprägungen aus den Jahren 1208 bis 1215 lassen vermuten, daß die Stadtbildung in Attendorn bereits vor 1220 abgeschlossen gewesen sein dürfte. Rechtlich fixiert wird der Vorgang im Juni 1222 durch den Kölner Erzbischof Engelbert I. von Berg (1216 – 1225), der Attendorn mit Soester Freiheiten und Recht begabt. So gewinnt Köln einen ersten Stützpunkt beim Ausbau seiner Landeshoheit im mittleren Lennetal. Bis zum Ende des alten Reiches bleibt der Kölner Erzbischof Landes- und Stadtherr.

Das rasch erreichte wirtschaftliche Leistungsvermögen der Bürgerschaft, abzulesen an umfangreichen städtischen und privaten Baumaßnahmen<sup>6</sup>, gründet sich auf Eisenverarbeitung (mit Rückhalt am Erzvorkommen des Umlandes), auf Weberei und Gerberei und dem sich daraus entwickelnden lebhaften Fernhandel. Der Aufschwung der Stadt zu einer der wichtigeren des Herzogtums Westfalen zeigt sich z. B. am Beitritt zum Rheinischen Städtebund 1254. Mittelbar durch Soest gehört Attendorn zur Hanse. Handelsbeziehungen sind vor allem nach Köln, Flandern, England, Lübeck und von da aus nach Livland, ins Baltikum und nach Stockholm bezeugt<sup>7</sup>. Kirche, Pfarrei und Dekanat zählen zu den bedeutendsten des Sauerlandes. Ab 1396 ist ein Chorkapitel bezeugt.

Seit dem 1. Drittel des 15. Jh.s tritt, u. a. ausgelöst durch eine für Attendorn ungünstige Schwerpunktverlagerung des hansischen Fernhandels, eine Wende ein: Kleingewerbe und Nahmarkt schieben sich nach vorn, ein

<sup>4</sup> Im folgenden nach *Attendorn, Schnellenberg, Waldenburg und Ewig. Ein Beitrag zur Geschichte Westfalens*, 2. Aufl., hrg. v. J. BRUNABEND, überarb. v. J. PICKERT, zu Ende geführt v. K. BOOS, Münster 1958, bes. S. 1-71, *Handbuch der historischen Stätten Deutschlands*, Bd. 3: *Nordrhein-Westfalen, Landesteil Nordrhein*, hrg. v. F. PETRI – G. DROEGE – K. FLINK, *Landesteil Westfalen*, hrg. v. F. VON KLOCKE – J. BAUERMANN, 2., neubearb. Aufl., 8 Karten, 18 Stadtpläne, 2 Burgenpläne, Stuttgart 1970, S. 36-38, und: *Westfälischer Städteatlas*, hrg. v. H. STOOB, 2. Lfg., Nr. 1: *Attendorn*, bearb. v. H. STOOB, Dortmund 1981.

<sup>5</sup> *Westfälischer Städteatlas* (wie Anm. 4) Textteil Sp. 1.

<sup>6</sup> Hierzu vgl. auch die von H. STOOB entworfene Wachstumsphasenkarte der Stadt Attendorn, in: *Westfälischer Städteatlas* (wie Anm. 4) Tafel 2.

<sup>7</sup> Vgl. P. DOLLINGER, *Die Hanse*, 3., überarb. Aufl. mit 6 Karten und Plänen, Stuttgart 1981, S. 172.

schwerer Pestzug rafft 1464 einen Großteil der Einwohner hin. In der 1. Hälfte des 16. Jh.s wird in der Stadt unter humanistischer Leitung das erste Gymnasium im Herzogtum Westfalen gegründet. Abnehmende Kontakte zum Hellwegraum spiegeln sich in Attendorns Abstand zur Reformationsgeschichte: Erst 1560 scheint von der nahen Grafschaft Mark her die neue Lehre nach Attendorn vorzudringen.

Die geographische Lage der Stadt mit der Nähe zum md. Schreibsprachareal, die wirtschaftlichen und politisch-verwaltungstechnischen Kontakte nach Köln, zum Hellwegraum und nach Lübeck werden sich vermutlich auch auf die Urkundensprache Attendorns ausgewirkt haben.

## 1.2. Zum Urkundenkorpus

Der variablenlinguistischen Untersuchung liegen 80 Siegelurkunden Attendorner Provenienz zugrunde<sup>6</sup>. Da das städtische Archiv mit dem Rathaus dem Stadtbrand von 1783 zum Opfer fiel, stammen die Textzeugen sämtlich aus dem Bestand des Pfarrarchivs der katholischen Kirchengemeinde St. Johannis Baptist in Attendorn. Die Urkunden verteilen sich über einen Zeitraum von nahezu zwei Jahrhunderten, wobei der erste Text aus dem Jahre 1365 und der letzte aus dem Jahre 1550 stammt. Sprachgeschichtlich wird somit das Ende des Frühmd., das klassische Mnd. und der Beginn des Spätmd. erfaßt. Abb. 1 verdeutlicht, daß – bedingt durch die Zufälligkeit der Überlieferung – das Material nicht, wie es eigentlich wünschenswert wäre, gleichmäßig über den Untersuchungszeitraum verteilt ist<sup>7</sup>; vielmehr ist ein Schwerpunkt zu erkennen: In das 15. Jh., 53,8 % des untersuchten Zeitraums, fallen 76,25 % der Texte. Auf das 14. Jh., 18,8 % der Untersuchungszeit, entfallen 7,5 % der Texte, auf das 16. Jh. 27,4 % der Zeit und 16,25 % des Materials. Diese ungleichmäßige Ver-

<sup>6</sup> Eine Konkordanz, bestehend aus Urkundensiglen, Datierungen, Findbuchnummer und Hinweisen auf vorliegende Editionen bzw. regestenähnliche Angaben, findet sich am Ende dieses Beitrages.

<sup>7</sup> Sowohl für diese als auch für die folgenden Abbildungen ist folgendes zu beachten: Die Angaben der 1. Säule beziehen sich auf die Jahre von 1365 bis 1399, die der 2. von 1400 bis 1424, die der 3. von 1425 bis 1449, die der 4. von 1450 bis 1474, die der 5. von 1475 bis 1499, die der 6. von 1500 bis 1524 und die der 7. von 1525 bis 1550. Bis auf die 1. Säule, die 35 Jahre umfaßt, und die letzte, die 26 Jahre umfaßt, wird in den anderen Säulen jeweils ein Zeitabschnitt von 25 Jahren erfaßt. Die Jahreszahl unterhalb einer jeden Säule gibt das erste zu berücksichtigende Jahr an.

teilung wird bei der variablenlinguistischen Untersuchung zu berücksichtigen sein.

Aufgrund des zu geringen Vergleichsmaterials können für Attendorn keine Angaben zum Wechsel von der lateinischen zur mnd. Urkundensprache gemacht werden. Es ist jedoch zu vermuten, daß er sich, ähnlich wie in anderen westf. Städten, in den letzten Dezennien des 14. Jh.s vollzieht<sup>10</sup>. Der Beginn des Schreibsprachwandels vom Mnd. zum Hd. deutet sich in unserem Korpus bereits in den beiden letzten Urkunden (1548 und 1550) an: In ihnen sind verstärkt lautverschobene Formen zu finden.

### 1.3. Zum Inhalt Attendorner Urkunden

Die Attendorner Urkunden beschränken sich inhaltlich – durchaus zeittypisch – so gut wie völlig auf Rechtsgeschäfte über Grundstücksangelegenheiten (Kauf, Verkauf, Tausch), Rentenkäufe und Stiftungen. Handelnde Partner sind, der Herkunft der Texte entsprechend, Bürger Attendorns bzw. Personen des näheren Umlandes und die Kirche St. Johannis Baptist, vertreten nicht etwa durch Kleriker, sondern durch die *vormundere* oder *kerkmeister*, also Laien, die jedoch Bürger Attendorns sind.

### 1.4. Zu den Ausstellern Attendorner Urkunden

Insgesamt sind die Texte auch in Bezug auf die Aussteller einer homogenen Gruppe zuzuordnen, nämlich den Attendorner Bürgern, den städtischen Behörden und ihren führenden Personen, also Bürgermeister und Rat, Stadtrichter, Stadtklerus und Gograf. Letzterer ist als Inhaber des Gogerichtes für das Umland eigentlich keine städtische Behörde, zeigt sich aber im Untersuchungszeitraum in enger personeller Verzahnung mit städtischen Ämtern<sup>11</sup>. Abb. 2 verdeutlicht die prozentuale Verteilung der Urkunden, unterschieden nach Ausstellern und Zeitraum<sup>12</sup>.

<sup>10</sup> Obwohl nicht auszuschließen ist, daß der Umschwung in Attendorn aufgrund der Nähe zum md. Schreibsprachareal früher als in anderen westf. Städten erfolgte.

<sup>11</sup> Beispielhaft läßt sich aus dem Korpus *Godert Refflinchusen* erwähnen: 1470a und 1473 begegnet er als Gograf, 1475a (?), 1475b und 1479 als Bürgermeister, 1480, 1482a, 1482b und 1487a wieder als Gograf, 1493 in Personalunion sogar als *gogreve unde borgermeister*, 1495c, 1495d und 1495e erneut als Gograf.

<sup>12</sup> Die Prozentzahlen werden hier – wie auch im folgenden – jeweils auf die erste Stelle hinter dem Komma auf- (falls die zweite Stelle > 4 ist) bzw. abgerundet. Die Belege im einzelnen (werden zwei Aussteller genannt, also z. B. Bürgermeister und Richter, so wird die Urkunde

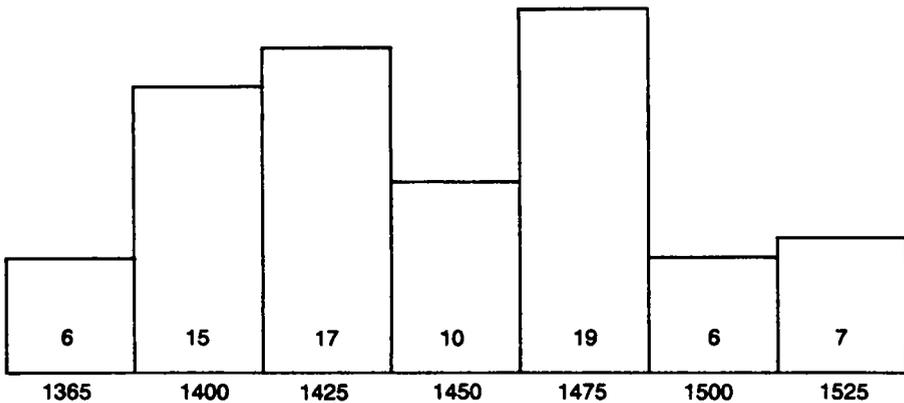


Abbildung 1. Zeitliche Verteilung des verwendeten Urkundenmaterials. Die Ziffer in jeder Säule gibt die Zahl der Belege an.

Das Schaubild läßt die unterschiedliche Verteilung der Aussteller über den Untersuchungszeitraum hinweg erkennen: So wird z. B. der Einfluß des Stadtrichters zwischen 1400 und 1449 überproportional bemerkbar, und nach 1525 sind von den fünf ausstellenden Gruppen nur noch für zwei (Bürger und Rat) Urkunden zu finden. Eine diachronische Entwicklung dürfte also daran abzulesen zu sein, daß trotz der insgesamt ungleichmäßigen Verteilung der Urkunden und der Aussteller über den Untersuchungszeitraum eine sprachliche Variante kontinuierlich zu- oder abnimmt<sup>13</sup>.

als Beleg für den jeweils ersteren gewertet): Bürger 1365, 1370a, 1393, 1420, 1422a, 1423, 1439a, 1488b (*Jacob pels eygen hantschrift*), 1510, 1527 und 1548 (*Gregorius Dorre ... vermitzt miner egener hantschrift*); Bürgermeister und Rat 1370b, 1431, 1439c, 1441b, 1447, 1451, 1452, 1470b, 1473 (+ Gograf), 1479, 1487b, 1495a, 1495b, 1500, 1502 (+ Richter), 1504, 1523, 1533, 1536, 1538, 1547 und 1550; Stadtrichter 1396a, 1396b, 1400a, 1400b, 1400c, 1400d, 1401a, 1401b, 1412a, 1424, 1425, 1426, 1433, 1436a, 1436b, 1438a, 1438b, 1439b, 1440, 1441a, 1444, 1448, 1459, 1467, 1471, 1485, 1488a, 1488c und 1521; Gograf 1405, 1412b, 1422b, 1470a, 1475a (oder als Bürgermeister?), 1480, 1482a (+ Bürgermeister), 1482b, 1487a, 1493, 1495c, 1495d und 1495e, Freigraf 1457 und 1490; Klerus 1421, 1472 und 1475b (+ Gograf). Namenlisten sind in *Attendorf ...* (wie Anm. 4) S. 409-411 zu finden.

<sup>13</sup> So auch WEBER (wie Anm. 3) S. 137.

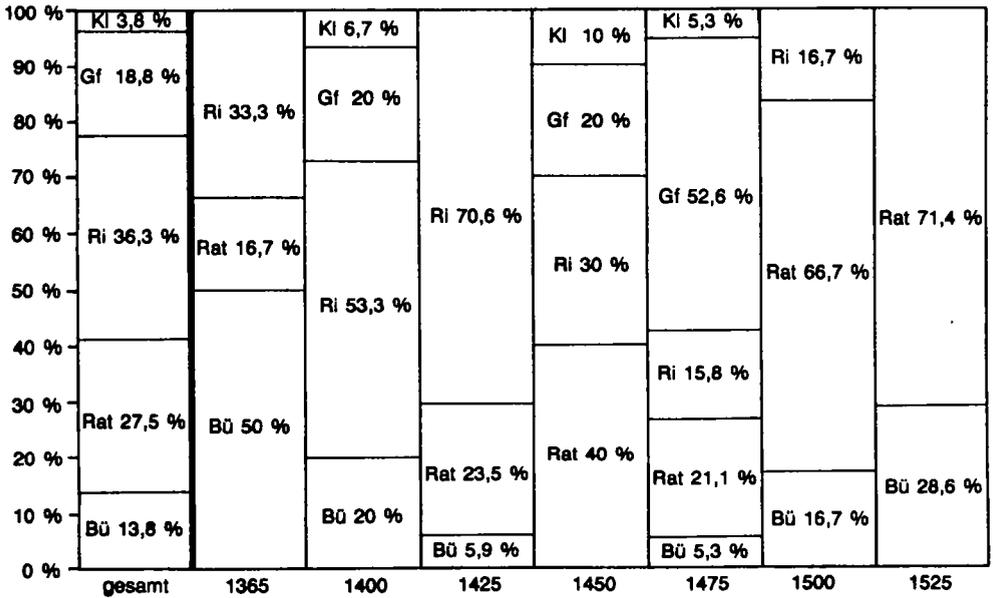


Abbildung 2. Prozentuale Verteilung der Urkunden, unterschieden nach Ausstellern und Zeitraum. (Bü = Bürger, Rat = Bürgermeister und Rat, Ri = Stadtrichter, Gf = Gograf und Freigraf, Kl = Klerus).

1.5. Zu den Schreibern

Hinweise auf den Schreiber, der für die Amtsinhaber die Urkunden ausfertigt, fehlen in den Texten; wegen der dürftigen Quellensituation in Attendorn muß man sich mit einer Arnberger Übereinkunft zwischen Bischof Dietrich II. von Moers (1414 – 1463) und den Ständen des Herzogtums von 1452 begnügen, in der jedem Gericht die Anstellung eines Schreibers befohlen wird:

*Item in ichlichem gericht eynen schriver to haben, der die sachen processe ind ordele schryve; up dat man siehe wie die gerichte sachen gehandelt werden<sup>14</sup>.*

Auch aus der variablenlinguistischen Untersuchung – das kann vorweg genommen werden – ergeben sich keine Hinweise auf schreibertypische

<sup>14</sup> J. S. SEIBERTZ, *Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen*, Bd. 3: 1400 – 1800. Mit 53 Siegel-Abdrücken, Arnberg 1854, Nr. 959 vom 28. August 1452, S. 117-120, hier S. 118.

Varianten. Das hängt vor allem wohl damit zusammen, daß die zeitliche Verteilung des Materials immer wieder so große Lücken aufweist, daß Vergleiche für einen kleinen Zeitraum nicht durchgeführt werden können<sup>15</sup>.

## 2. Zur variablenlinguistischen Untersuchung der Urkundensprache Attendorns<sup>16</sup>

Vorarbeiten zur mnd. Schreibsprache Attendorns gibt es nicht<sup>17</sup>. Durch das demnächst erscheinende *Plattdeutsche Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes*<sup>18</sup> wird, da Attendorf zu den Belegorten gehört, eine Rückbindung an die moderne Mundart möglich werden<sup>19</sup>.

Um bei den einzelnen Variablen nicht sämtliche im Material auftretenden Schreibungen auflisten zu müssen, werden die Belege zu der in Attendorf gebräuchlichsten Form hin normalisiert und kursiviert, wobei die in Rundklammern stehenden Buchstaben auf häufiger erscheinende zusätzliche Graphien hinweisen. *v* und *u* sowie *i* und *j* sind nach heutigem Gebrauch normalisiert, die graphischen Varianten von *r* und *s* sind vereinheitlicht. Aufgelöste Abkürzungen werden nicht besonders markiert. Umlaut und Länge werden bei den Belegen nicht gekennzeichnet. Der Bindestrich vor und hinter den Belegen signalisiert unterschiedliche Flexionsendungen bzw. Affigierungen. Die Ziffer in Rundklammern gibt die Gesamtzahl der Einzelbelege an, bei einmaligem Auftreten wird die Urkundensigle aufgeführt. Vereinzelt erscheint statt der Gesamtzahl der Hinweis „in ... Urkunden“, der so zu verstehen ist, daß die Belege in den Urkunden **mindestens einmal** vorkommen. Hd. Entsprechungen werden in ' ' gesetzt. Im allgemeinen werden die Belege in alphabetischer Reihenfolge präsentiert,

<sup>15</sup> Daß bei dichter Urkundenüberlieferung mittels der sprachlichen Untersuchung auch schreibertypische Varianten isoliert werden können, zeigt ein Ergebnis der Urkundensprachuntersuchung Coesfelds, vgl. FEDDERS (wie Anm. 2) S. 124.

<sup>16</sup> Der sprachwissenschaftlichen Untersuchung lag eine vorläufige Fassung des Merkmalkataloges von Robert Peters zugrunde: R. PETERS, *Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen, Teil I*, NdW 27 (1987) 61-93. Teil II wird mit diesem Band NdW 28 (1988) 75-106 vorgelegt. Der Schluß erscheint in NdW 29 (1989). Herrn Dr. Peters soll an dieser Stelle für die Anregung zu der Arbeit und für seine kritische Begleitung gedankt werden.

<sup>17</sup> Eine Sprachbeschreibung des frühen Südwestf. findet sich bei E. ROTH, *Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts*, Uppsala 1919.

<sup>18</sup> *Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes*, hrg. v. Sauerländer Heimatbund e. V., bearb. v. R. PILKMANN-POHL, Arnsberg 1988 (im Druck).

<sup>19</sup> Ein Vergleich der mittelalterlichen Schreibsprache mit dem rezenten Dialekt dürfte sich aber mehr bei morphologischen als bei phonologischen Elementen als ergiebig erweisen.

wird hiervon abgewichen, so soll damit ein zeitlicher Prozeß betont werden. Gegebenenfalls werden die Ergebnisse durch Abbildungen und Angabe der Prozentverhältnisse<sup>20</sup> verdeutlicht. Die verwandten Abkürzungen entsprechen üblicher Praxis, unübliche werden gesondert genannt. Auf Literaturangaben und Darstellung des Forschungsstandes zu den einzelnen Kriterien wird weitgehend verzichtet, da auf sie bereits im Merkmalkatalog von Robert Peters<sup>21</sup> hingewiesen wird.

## 2.1. Phonologisch-orthographische Variabilität

### 2.1.1. Zum Vokalismus

#### 2.1.1.1. Kurzvokalismus

Im Adjektiv 'gangbar' ist der Umlaut von vormnd. *a* durchgängig durch *e* bezeichnet: *genge* (15), 1400c auch durch *ey geynge*. Die für das West- und Ostf. belegte *i*-Schreibung kommt nicht vor. Auch vor dem Suffix *-ich/-ig* ist der Umlaut bei *do(i)rslechtich-* (24), *behendich-* (5) und *vellich* (6) durchgeführt. Nicht umgelautet erscheint allein *mannichmal* (2). Vor *-inge* ist ein umgelautetes *upsegyng* 1396b belegt. *e*-Schreibung ist ebenfalls vor *-lik/lich* üblich: *bekentlicher* 1495e, *eyndrechtlik-* (4), *genslik-* (21), *kenliken* 1431, *sementlik-* (26) sowie *erfli-* mehrfach in fast jedem Text. Mit erhaltenem *a* ist nur *manlik* 1396a belegt. Vor dem Suffix *-nisse* ist *gedechnisse* 1467 zu finden. Der Umlaut von vormnd. *a* in offener Silbe, im Mnd. tonlang, ist bezeichnet in *-sched(d)elich* (3), *schoymecker* 1493 und *steve-* 'Stäbe-' (14).

Schon früh wird *a* vor den Konsonantenverbindungen *ld*, *lt* zu *o* verdumpft. Zu den Gebieten, die auf altem Standpunkt verharren, gehört das Südwestf. Das Urkundenkorpus weist dementsprechend ausnahmslos Formen mit *a* auf, wobei besonders einige frühe Belege mit nachgeschriebenen *i* auffallen: *ailde* 1365, *mailder* 1370a, *ailder* 1422a und *ailt* 1438a. Bei zwei Ausnahmen erscheinen die folgenden Belege nach 1438a: *alde-* (15), *alder(e)n* 'Eltern' (5), *-halde-* (33) und *malder-* (4).

<sup>20</sup> Zur Bedeutung der Prozentverhältnisse bei einer variablenlinguistischen Untersuchung vgl. J. GOOSSENS, *Dialektologie im Zeitalter der Variablenforschung. Mit drei Karten*, in: *Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposiums „Zur Theorie des Dialekts“*, Marburg/Lahn 5.-10. September 1977, hrg. v. J. GÖSCHEL – P. IVIĆ – K. KEHR (ZDL Beihefte N.F., 26), Wiesbaden 1980, S. 43-57, besonders S. 48.

<sup>21</sup> PETERS (wie Anm. 16).

Auf den äußersten Westen des mnd. Sprachgebietes beschränkt bleibt die Senkung von *u* > *o* vor gedecktem Nasal. Neben durchgängigem *u* in großer Häufigkeit etwa in *munde-*, *summe-*, *sunder*, *umbe*, *umme*, *uns* und *vormunder* zeigen sich in den 20er Jahren des 15. Jh.s Formen mit *o*, die aber auch hier in der Minderzahl bleiben: *bisonder* 1420, 9 *sunder-* gegenüber 6 *sonder*, 4 *summe* gegenüber *somme* 1425. Nach 1426 gilt bis auf zwei Ausnahmen (*besonder* 1475a und *sonder* 1550) *u*.

Der Wechsel von vormnd. *u* und *o* im Mnd. ist im Attendorner Material belegt: Bis 1482b zeigt sich *u*: *-vut-* (7), zweimal auch als *wull*. Ab 1493 ist nur noch das mit dem Hd. zusammenhängende *o* zu finden: *vol-* (2) und *wollenkomen* 1521.

Bei einigen Kurzvokalen vor *r* + Konsonant (KS) besteht im Mnd. Variabilität. So wird bereits in frühmnd. Zeit die obere Vokalreihe *i*, *ü*, *u* vor *r* + KS um eine Stufe zu *e*, *ö*, *o* gesenkt. Im Westf. können in frühen Texten neben *e* und *o* noch die älteren Schreibungen *i* und *u* auftreten.

*ir* > *er*<sup>22</sup>: Diese Senkung ist in den Attendorner Urkunden für das Lexem 'Kirch(e)' und dessen Ableitungen belegt: Zwischen 1365 und 1425 begegnet *kirk(e)-* (14) im Wechsel mit *kerk(e)-* (13). Ab 1426 kommen dann nur noch Fälle mit *er* (in 32 Urkunden) vor. Eine Ausnahme hiervon ist beim Wort *kirspel-* 'Kirchspiel' festzustellen: Hier ist bis 1500 stets *ir* belegt (9), ab 1527 jedoch nur noch *er* (4 Belege in 3 Urkunden).

*ür* > *ör*: Bis 1425 zeigt sich neben frühem *ür* ab 1400 auch *ör*: *burger-* (7) vs. *borger-* (4). Letzteres gilt ab 1439a (Belege aus 33 Urkunden). In den beiden letzten Texten des Korpus taucht – wohl auf hd. Einfluß zurückgehend – wiederum *ür* auf: *burger-* (7).

Die seit Beginn des 14. Jh.s vom Norden des mnd. Sprachraumes nach Süden vordringende Senkung *er* > *ar* vor KS wird im Westf. nicht vollzogen. Neben den oben bereits aufgeführten Belegen für die Senkung *ir* > *er* zeigen das Beibehalten der älteren Form die mit '-berg-' gebildeten Personen- (PN) und Flurnamen (FN) (insgesamt 13 Belege):

*burberch*, *burberghe* 1370a, *aildenberghe* 1370b, *heyMBERGE* 1422a und 1470b, *sterneberge* 1423, *wynterberge* 1425, 1426 und 1438a, *op dem berge* 1444, *krutberge* 1479, *hackelsberger* 1487a, *himelszberge* 1550.

Die im nordwestlichen Teil des Ostf. und in nl. Schreibsprachen zu beobachtende Hebung von *a* > *e* vor *r* + KS ist im Attendorner Material nicht belegt: Es heißt *mar(c)k-* (10) und *marte* 'Markt' (3).

Im Frühmnd. werden – nach Senkung der Extremvokale – die Kurzvokale vor den Konsonantenverbindungen *rd*, *rt*, *rn*, *rl* sowie vor einfachem *r* gedehnt. Diese Dehnung kann in der Schrift durch Vokalverdopplung, nach- oder übergeschriebenen Buchstaben bezeichnet werden,

<sup>22</sup> Im Nordnd. wird weiter zu *ar* gesenkt, vgl. auch den folgenden Absatz.

bleibt aber stets, so auch im vorliegenden Material, in der Minderheit. Die Urkunden zeigen vor

*rd*: *garden* (in 22 Urkunden) gegenüber *gaerden* 1412b (5), *harden* 1458b, *orden* 1438a, *vo(i)rwarden* (2), *vulbord-* 1422b (3);

*rt*: *gekart* 1439c, *oirt* 1479, *parten* (8) und *-porten* (2) gegenüber *poirten* 1436a, *ungevart* 1451, *vart(mer)* (22) und *vort(mer)* (27), *vortan* (3), *vulbart* 1425, *vul(le)bert* (2), *vulbort* 1401b, *wederwort* 1436b;

*rn*: *gerne* (12), *toren* 1412a mit Sproßvokal, *verners* 1550.

*r*: Für altes *u* vor *r* + KS tritt im Untersuchungszeitraum sowohl ungedehntes *or* als auch gedehntes *oer* / *oir* auf: *orkun(n)de* (13), *oerkunde* (2), *oirkunde* (18) und *orleyffe* 1440.

Als typisch westf. wird die Senkung von *or* > *ar* vor *d*, *t* oder *n* beschrieben. Wie aus dem vorhergehenden Abschnitt hervorgeht, kann diese Senkung durch das Attendorner Material zumindest für Lexeme mit *r* + *t* bestätigt werden: 36 Belege bieten *or*, 31 *ar*, wobei eine zeitliche Verteilung zu beobachten ist: Bis 1457 dominiert im allgemeinen *or* (31), nur in den 20er Jahren des 15. Jh.s gilt *ar* (6). Ab 1467 bis 1521 begegnet bis auf drei Ausnahmen mit *o* die westf. Variante mit *a* (25). Die beiden letzten Belege (1523 und 1548) bieten wiederum *o*.

### 2.1.1.2. Tonlängen

Ein Kennzeichen der mnd. Schriftsprache lübischer Prägung ist die Schreibung *a* für tl. *ō* seit der Mitte des 15. Jh.s. Unabhängig davon ist sie bereits im 14. Jh. im Geldrisch-Klewerländischen und von da aus im Westen des mnd. Schreibsprachareals belegt. Das Attendorner Material hält während des gesamten Untersuchungszeitraums beharrlich am alten Standpunkt fest: Es heißt z. B. *boven* (10), *godes* 1475a, *-love-* (36), *open-* (55, daneben ein *offen* 1521).

### 2.1.1.3. Langvokalismus

Für den Umlaut von vormnd. *â*, dem sog. *ê<sup>1</sup>*, setzt sich im frühen Mnd. die *e*-Schreibung durch. Bei einigen Lexemen können daher Umlaut bezeichnende wie nicht bezeichnende Formen nebeneinander auftreten. Die Attendorner Quellen bieten folgendes Bild: Überwiegend wird das Umlauts-*e* geschrieben, doch ist altes *a* noch erhalten. Die Belege sehen im einzelnen wie folgt aus: *-ne(i)st-* (9), *-sware-* (5) gegenüber *-beswert* (4), und das Morphem *-ber-* (17); vor *-ig*, *-ich*: *clærlychen* 1533 gegenüber vorher geltendem *clerlichen* (4), *genedich-* (3), *sel(i)ge-* (12, ab dem letzten Drittel des 15. Jh.s mit Übergang zur Doppelschreibung des *l* als Kennzeichen der Kürze des Stammvokals *sellige-* (11) und *sellicheyt* (6)); vor *-lik*:

*ja(i)rlik-* (10) gegenüber *jerlik-* (33) mit einem abrupten Wechsel von *a* > *e* ab 1436a.

Aus wg. *ai* entwickelt sich in vormnd. Zeit ein halboffener, monophthongischer *ê*-Laut, das mnd. *ê*<sup>2</sup>. Vor Umlautfaktor wird *ê*<sup>2</sup> wieder diphthongiert, dieser Diphthong wird als *ê*<sup>3</sup> bezeichnet. Da durch Spaltungs- und Zusammenfallsprozesse eine Unterscheidung recht schwierig ist, werden diese beiden Laute zusammen behandelt. Das Material wird dabei nach konstanter bzw. variierender Schreibung gegliedert<sup>23</sup>.

- Durchgängig *e(e)*-Schreibung begegnet in: *ere-* 'Ehre-' (11), *er-* 'ehr-' (43), *erste-* (3), *hemelike* und *keret* (beide 1422b), *mere-* (6, daneben 3 *merre-*).
- Konstant *ei/ey*-Schreibung – und damit wohl Diphthong – zeigen: *beyde-* (32, daneben 2 *biede-* ab 1470) *heyl-* (4), *weyde* (5), sowie das Morphem *-heit* (79 Belege in 6 unterschiedlichen Lexemen, daneben 4 *-hiet* ab 1470a).
- Die dritte und größte Gruppe bietet sowohl *e(e)* als auch *ei/ey*, bei einigen Wörtern begegnet zusätzlich noch *ie*-Schreibung. Diese drei Möglichkeiten sind in der folgenden Liste aufgeführt:

	<i>e(e)</i>	<i>ei / ey</i>	<i>ie</i>
'teil-'	<i>de(e)l-</i> (6)	<i>-deil-</i> (3)	<i>diel</i> (7)
'Eidam-'	<i>edem-</i> (6)	<i>eydem</i> (3)	
'ein-'	<i>e(e)n-</i> (24)	<i>eyn-</i> (144)	
'eigen-'	<i>egen-</i> (37)	<i>eigen</i> (4)	
'-heische-'	<i>-esche-</i> (4)	<i>eyschede</i> 1422b	
'geistlich-'	<i>gestlich-</i> (7)	<i>geistlich-</i> (17)	
'geht'	<i>get</i> 1482b	<i>geith</i> 1548	<i>giet</i> (3)
'-meister-'	<i>-me(e)ster-</i> (22)	<i>-meyster-</i> (49)	
'steht'	<i>stet</i> (4)	<i>-steyt</i> (28)	<i>stiet</i> (16)
'-stein-'	<i>-sten-</i> (1 FN, 1 PN)	<i>-steyn-</i> (3 FN, 5 PN)	

Die Schreibung mit *e(e)* bleibt mit 113 Belegen gegenüber 258 mit *ei / ey* in der Minderheit<sup>24</sup>.

- Die im Attendorner Material zu findende *ie-* / *y*-Schreibung für *ê*<sup>2</sup>, *ê*<sup>3</sup> erscheint ab 1470a und zwar mit einer Ausnahme (*bescheden*) nur in Wörtern, die als Variante die Schreibung *ei / ey* kennen: *beschieden* (2), *biede-* (2), *diel* (7), *giet* (3), *hiel* (5), *stiet* (16), *warhiet* (4).

<sup>23</sup> Eine Unterscheidung nach offener bzw. geschlossener Silbe erwies sich für das Attendorner Material als bedeutungslos. Vgl. z. B. den entsprechenden Untersuchungsteil bei FEDDERS (wie Anm. 2) S. 106f.

<sup>24</sup> Ein Vergleich der Ergebnisse der Wörter 'teil-', '-meister-', 'eigen-', 'ein-' und 'geistlich-' mit dem entsprechenden Coesfelder Material (vgl. FEDDERS (wie Anm. 2) S. 106) zeigt ein interessantes Ergebnis: Für Coesfeld liegen für diese Lexeme insgesamt 598 Einzelbelege vor, für Attendorf 313. Bei beiden Korpora sind die Formen mit *e(e)* in der Minderzahl und das in fast gleicher Frequenz: In den Attendorner Quellen machen sie 30,7 %, in denen Coesfelds 24,6 % aus. Damit ist in beiden Korpora die Schreibung *ei / ey* für *ê*<sup>2</sup> vorherrschend. Dies ist umso überraschender, da in der heutigen Mundart Attendorns Diphthong, in der Coesfelds aber Monophthong gilt.

Für den geschlossensten mnd.  $\hat{e}$ -Laut, dem aus wg.  $\hat{e}$  und  $eo$  entwickelten  $\hat{e}^4$ <sup>25</sup>, zeigen die gut belegten Lexeme 'Brief', 'lieb' und 'Priester' *ei/ey-* und *ie/ye-* Graphien; die einfache *e(e)-*Schreibung bleibt mit nur vier *-breve*-Belegen eine Randerscheinung. Eine Unterscheidung nach offener und geschlossener Silbe erwies sich auch hier als nicht relevant: *breiff(f)-* (123) vs. *brief(f)-* (113), *leyv-* (8) vs. *liev-* (41), *preyster-* (11) vs. *priestern* 1473 (3). Somit stehen 142 Belege mit *ei/ey* 157 mit *ie/y* gegenüber. Abb. 3 verdeutlicht die zeitliche Verteilung<sup>26</sup>: Mit 1400 setzen abrupt *ie/ye*-Schreibungen ein und gewinnen bis 1524 stetig an Boden. Im zweiten Viertel des 16. Jh.s treten wieder verstärkt Formen mit *ei/ey*-Graphien auf.  $\hat{e}^4$  vor *r*, belegt im Zahlwort 'vier-', wird im Westf. gesenkt und entspricht der Qualität des  $\hat{e}^2$ <sup>27</sup>. Tatsächlich ist ein Unterschied zu oben beschriebener Entwicklung festzustellen: Es treten die Varianten *veir-* (14), *vier-* (9) und – für  $\hat{e}^4$  sonst untypisch – *ve(e)r-* (10) auf.

Wg.  $\delta$  entspricht mnd.  $\delta^1$ , vor Umlautfaktor  $\delta^1$ . Als Reflexe gesprochener Sprache sind im Südwestf. und Ostf. – hier wird in den Mundarten zu *au* diphthongiert – *au-* oder *ou-*Schreibungen möglich. Im Attendorner Material sind jedoch *o*-Graphien, in geschlossener Silbe meist mit nachgeschriebenem *e*, *i* oder *y* als Längenbezeichnung, die Regel:

*-behoyf* (in 41 Urkunden), *boiken* 'Buchen' 1439 (2), *broder-* (12), *da(y)n* (in 71 Urkunden), *egendom* (23), *mode* (5), *-moder* (11), *scholemester* 1510, *schoymacker* 1493, *tobehoringe-* (in 36 Urkunden), *voder* 'Fuder' 1550 sowie im PN *under der sc(h)ol(len)* (4).

Ab 1420 zeigen sich gelegentlich *ou-* und *au-*Schreibungen:

mit *au*: *behauff* 1470a, *under der schaule* (PN) 1533;

mit *ou*: *behouff* (8), *brouder-* (2), *houve* 'Hufe' 1422b (8), *moude* (2), *mouder* (2), *ouver* 'Ufer' 1439a.

Auch die getrennt zu betrachtende Sonderentwicklung bei 'gut-' wird durch das Attendorner Material eindrucksvoll bestätigt: In 59 Urkunden häufig mehrfach belegt, kommt nur die Form mit *u gud-* vor.

Für das im Korpus gut vertretene Lexem 'Frau' kommen drei Schreibweisen vor: *-vrauwe-* (53), *-vrowe-* (37) und *-vrouwe-* (17). Dabei läßt sich eine zeitliche Verteilung erkennen: Gilt zu Beginn der 20er Jahre des 15.

<sup>25</sup>  $\hat{e}^4$  ist in weiten Teilen des nd. Dialektareals, so im Ostf., im Südwestf. und im Münsterländischen, zu *ai* diphthongiert.

<sup>26</sup> Die einfache *e(e)-*Schreibung ist dabei nicht berücksichtigt. Zur modernen Verteilung vgl. demnächst H. TAUBKEN, *Zur dialektgeographischen Gliederung der Mundarten des kurkölnischen Sauerlandes. Mit 13 Karten*, in: *Plattdeutsches Wörterbuch* (wie Anm. 18) Karte 4:  $\hat{e}^4$  am Beispiel „fliegen“. In Attendorf gilt heute *flaigen*.

<sup>27</sup> C. SARAUF, *Niederdeutsche Forschungen I: Vergleichende Lautlehre der niederdeutschen Mundarten im Stammlande*, København 1921, S. 183.

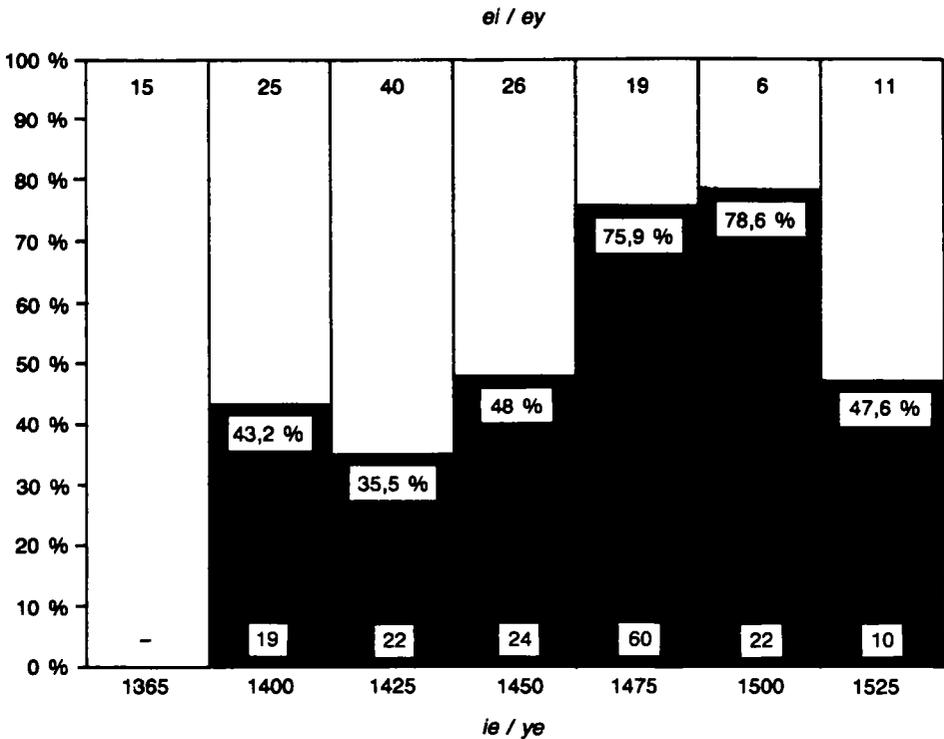


Abbildung 3. Prozentuale Verteilung der Schreibung für  $\theta^4$  in 'Brief', 'lieb', 'Priester'.

Jh.s *auw* (5) neben *ouw* 1422b, so ist ab 1436a *ow* mit 31 Belegen die herrschende Form, die bei gelegentlichen Ausnahmen mit *auw* (14 Belege in 3 Urkunden) und *ouw* (6 Belege in 3 Urkunden) bis 1482b auftritt. Ab 1485 bis 1500 erscheint ausschließlich *auw* (29), das ab 1504 bis 1523 vom literatursprachlich gestützten *ouw* (5) abgelöst wird. Danach kommen wieder alle drei Formen vor: *auw* (3), *ow* (6) und *ouw* (2).

### 2.1.2. Zum Konsonantismus

Im 14. Jh. setzt im Süd- und Ostwestf. die sog. Hiattilgung ein: Der Hiatus wird durch eingeschobenes *g*, *j* (nach ehemaligem *i*) oder *w* (nach ehemaligem *û* oder *û*) aufgelöst. Das Südwestf. bevorzugt auch bei letzterem die *g*-Schreibung. Die Vokale vor der ehemaligen Hiattstellung wurden dabei

gekürzt. Die Attendorner Texte bieten sowohl Formen mit als auch ohne Tilgung, ohne daß eine zeitliche Entwicklung deutlich wird:

- Eingeschobenes *g(g)* – und damit die vor allem für das Südwestf. beschriebene Variante – zeigen: *dryger* 1502, *fleyshoger* 1538 (daneben begegnen aber auch *vleschouwer* 1424 und *vleyschower* 1438b), *vrygen* 1487b, *-leige* (6), *megget* 'mähen' (3), *meyget* (2), *nyge-* (4), *nyggefunde* 1504 und *sөгget* 'säen' (5);
- ohne hiattilgendes *g(g)* treten *-buwe-* 'bauen' (14), *-vrauwe-* (97) und *truwen* 'Treue' (5) auf;
- ohne Hiattilgung begegnen: *vraien* 1396b, *-vrye-* 1422b (3), *-leye* (3), *nye-* (3) und *twyer* 1472.

Im nd. Sprachraum beginnt in den anlautenden Konsonantengruppen *sl*, *sm*, *sn* und *sw* unter Einfluß des Hd. seit der Mitte des 15. Jh.s der orthographische Ersatz von *s* durch *sch*. Die Attendorner Urkunden bieten jedoch durchgängig – auch im 16. Jh. – die älteren Verbindungen (insgesamt 90 Belege, darunter 20 PN/FN: 54 *sl-*, 6 *sm-*, 3 *sn-* und 27 *sw-*).

Die progressive Assimilation der intervokalischen Konsonantengruppe *ld* > *ll* kommt nur in Urkunde 1536a vor: Neben dreimaligem *gullen* begegnet zweimal *gulde-*. Alle anderen Belege bieten ausschließlich *ld*<sup>28</sup>. Auch bei der Konsonantengruppe *nd* bleibt die Assimilation zu *nn* eine Ausnahme<sup>29</sup>. Sie findet sich lediglich bei dem Part. Präs. *komenne* 1365. Die für das Südwestf. beschriebene Entwicklung zu *ŋ*, geschrieben *ng*, ist nicht belegt.

Der Lautwandel *ft* > *cht* findet sich, gestützt durch das Nl., im mnd. Sprachraum stärker im Westf. als in den übrigen Gebieten. Das Korpus bietet nur einen Beleg, der allerdings die westliche Variante ausweist: *wonachtich* 1422b.

## 2.2. Morphologische Variabilität

### 2.2.1. Verben

#### 2.2.1.1. Einheitsplural und Part. Prät.

Der verbale Einheitsplural gilt als charakteristisches Merkmal des Nd.: Im Altland endet er auf *-et*, im Neuland auf *-en*. Durch die Ausbreitung der lübischen Norm setzt sich die neuere Form auch im Altland durch. In den

<sup>28</sup> Vgl. Verdampfung *a* > *o* vor *ld*, *lt*, Punkt 2.1.1.1., vor Anm. 22.

<sup>29</sup> Vgl. z. B. die Belege bei der Senkung *u* > *o*, Punkt 2.1.1.1., vor Anm. 22.

Attendorner Quellen finden sich insgesamt 280 Pluralformen<sup>30</sup>, von denen 136 die Endung *-et* und 144 die Endung *-en* zeigen. Wie Abb. 4 zeigt, läßt sich eine deutliche zeitliche Entwicklung beobachten: Bereits beim Einsetzen der Überlieferung gibt es ein Nebeneinander beider Formen, doch überwiegt bis zur Mitte des 15. Jh.s *-et*, das ab dann von dem stetig zunehmenden *-en* zurückgedrängt wird<sup>31</sup>. Der kurze Einbruch zwischen 1425 und 1449 ist nicht durch ausstellerbedingte Variation zu erklären: In den Urkunden des Rates wie des Stadtrichters macht die Endung auf *-en* ca. 30 % der Fälle aus; in 1439a (Bürger) kommt nur *-et* vor.

Die Pluralendung der mnd. Präteritopräsentien lautet im Präs. Ind. *-en*, doch kann sich in den Gebieten, in denen bei den übrigen Verben die *-et*-Endung dominiert, auch eine solche bei den Präteritopräsentien zeigen. Die Formen der Attendorner Urkunden sind jedoch regelhaft: Von insgesamt 109 Belegen zeigen 99 *-en* (86 für 'sollen'<sup>32</sup>, 13 für 'mögen') und nur 10 (alle von 'sollen') die Endung auf *t*, wobei diese Belege verstärkt um 1400 (9) auftreten.

Das Präfix des Part. Prät. kann im Mnd. *g(h)e-* oder *e-* lauten oder auch ganz fehlen<sup>33</sup>. Im vorliegenden Material finden sich präfixlose Formen nur im kurzen Zeitraum zwischen 1396a und 1400c (5). Doch auch in dieser Zeit sind sie gegenüber den Formen mit *g(h)e-* (16) in der Minderheit. Vorher und nachher treten bei großer Belegdichte nur noch Part. mit *g(h)e-* auf. Belege für das heute am Südrand des Westf. übliche *e-* fehlen völlig.

### 2.2.1.2. Variabilität in einzelnen Ablautreihen

Wenn die Synkopierung des Endsilbenvokals älter als die Tondehnung ist, bleibt bei der 2. und 3. Pers. Sg. Präs. Ind. der Verben der 4. und 5. Ablautreihe der ursprüngliche Kurzvokal erhalten. Tritt die Tondehnung ein, entsteht ein langes *ē* oder *ō*. Die wenigen Belege – die 2. Pers. ist nicht vertreten – zeigen Tondehnung: 4. Ablautreihe: *nemet* 1438b und *komet* 1452; 5. Ablautreihe: *gevet* 1422b (3).

<sup>30</sup> Unberücksichtigt bleiben dabei die Formen von *bekennen* und *don*, deren Flexionsendung in der Eingangsformel häufig erstarrt ist.

<sup>31</sup> Vgl. demnächst TAUBKEN (wie Anm. 27) Karte 7b: Pluralendung der Verben am Beispiel „schlafen“. Attendorner zeigt heute *-ent*.

<sup>32</sup> Vgl. zur Einzelanalyse der Varianten von 'sollen' den Abschnitt „Das Präteritopräsens 'sollen'“, Punkt 2.2.1.5.

<sup>33</sup> Vgl. demnächst TAUBKEN (wie Anm. 27) Karte 9a: Vorsilbe beim Partizip am Beispiel „gebracht“. Attendorner ist heute präfixlos, liegt aber an der Grenze zum *ge-*Gebiet.

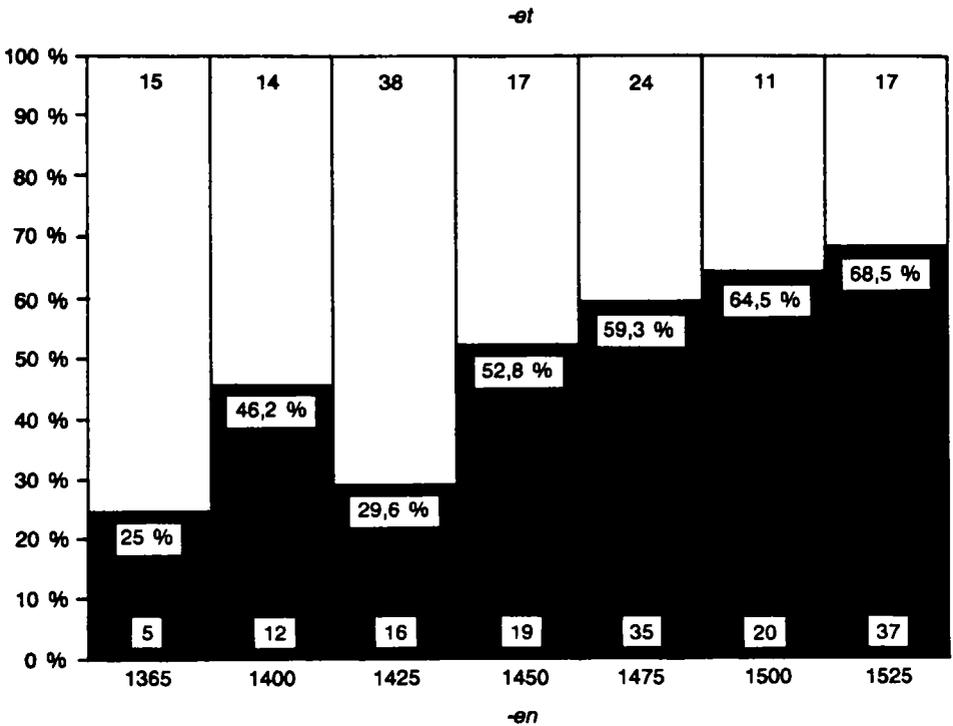


Abbildung 4. Prozentuale Verteilung der Endung des Präs. Pl. Ind. auf -et und -en

### 2.2.1.3. Das Verb 'bringen'

Das Verb 'bringen' ist in den Attendorner Texten mit vier Belegen allein in der für das Westf. beschriebenen Variante *bringen* vorhanden (1 Inf. und 3 Präs. Pl.). Die nordnd.-ostf. Form mit *i* kommt nicht vor.

### 2.2.1.4. Besonderheiten einiger schwacher Verben

Bei der 3. Pers. Sg. Präs. Ind. des schwachen Verbs 'haben' kann für das Attendorner Material zeitliche Variabilität festgestellt werden: Bis 1500 ist die für das Westf. beschriebene zweisilbige Variante *-hevet* (in 44 Urkunden) neben lediglich 2 Belegen der synkopierten Form *hefft* 1467 dominierend. Im 16. Jh. begegnet neben weiterhin gebräuchlichem *-hevet* auch *-hefft* in gleicher Frequenz (8 : 8). Die südwestf. Variante mit *a* tritt nicht auf. Ein wenig bunter stellt sich das Bild für die Formen des Präs.

Pl. dar: Es begegnen *-hebbet* (55), *-hebt* (43), *hewet* (9) und *-hebben* (36)<sup>34</sup>. Auch hier läßt sich eine zeitliche Entwicklung beobachten: Bis 1420 begegnen die zweisilbigen Formen *-hebbet* (14) sowie *-hebben* (6). Ab 1422b dringt die synkopierte Variante *-hebt* ein, die bis 1482b mit insgesamt 41 Belegen dominierend ist. In diesem Zeitraum sind daneben 12 *hebbet*-, 9 *hebben*- und 8 *hewet*-Formen zu finden. Nach 1485 hat sich das Bild wieder geändert: *hebt* 1527 (2) und *hewet* 1521 sind nur noch Einzelbelege, es dominiert *hebbet* (29), neben dem *hebben* mit 21 Belegen nahezu gleich häufig zu finden ist.

Bei den Inf.- und Präs. Ind. Akt.-Formen der schwachen Verben 'legen' und 'sagen' ist in den Attendorner Urkunden die Doppelkonsonanz nicht zu finden: 12 Inf.-Belege *-legen* und ein *segen* 1487b bieten ausnahmslos Einfachkonsonanz. Für das Part. Prät. tritt im Korpus die westf. Variante mit *a* auf: *-gesacht* (zusammen 5 Belege aus den Urkunden 1396a, 1396b und 1500).

#### 2.2.1.5. Das Präteritopräsens 'sollen'

Das Präteritopräsens 'sollen' bietet eine Reihe von Variablen mit unterschiedlicher diatopischer Verteilung, wobei jede der drei großen mnd. Schreibsprachlandschaften über eine eigene Kombination der Varianten verfügt. Für Attendorn ist folgendes festzuhalten: Im Anlaut erscheint in 118 Fällen (davon 21 Sg. Präs. Ind., 95 Pl. Präs. Ind., 1 Sg. Prät. Ind., 1 Pl. Prät. Ind.) einfaches *s*, nie *z*, *sc* oder *sch*. Somit ist der nl.-westf.-hd. Standpunkt belegt. Im Präs. Pl. Ind. zeigen sich die Formen mit einfachem oder doppeltem *l* zeitlich scharf getrennt: Bis 1426 begegnet ausschließlich die westf. Variante mit einem *l* (30), danach nur noch die mit *ll* (65). Eine liquidlose Variante ist nicht belegt. Bei dieser Tempusform tritt auch Variabilität hinsichtlich des Stammvokals auf: Neben 71 Formen mit *o* begegnen 24 mit dem für das Ostf. und den Westrand des Mnd. beschriebenen *u*. Die zeitliche Verteilung sieht dabei folgendermaßen aus: Neben einer frühen Anfangsphase mit *u* (8) hat sich bis 1424 die Variante mit *o* (20) durchgesetzt. Nur zwischen 1470a und 1502 gewinnt die Form mit *u* nochmals an Boden, kann die mit *o* aber nicht zurückdrängen.

<sup>34</sup> Die Belege mit Inversionsstellung *hebbe wy* (30) und *hewe wy* (1473 und 1482b, immer neben *hewet*) sind dabei nicht berücksichtigt.

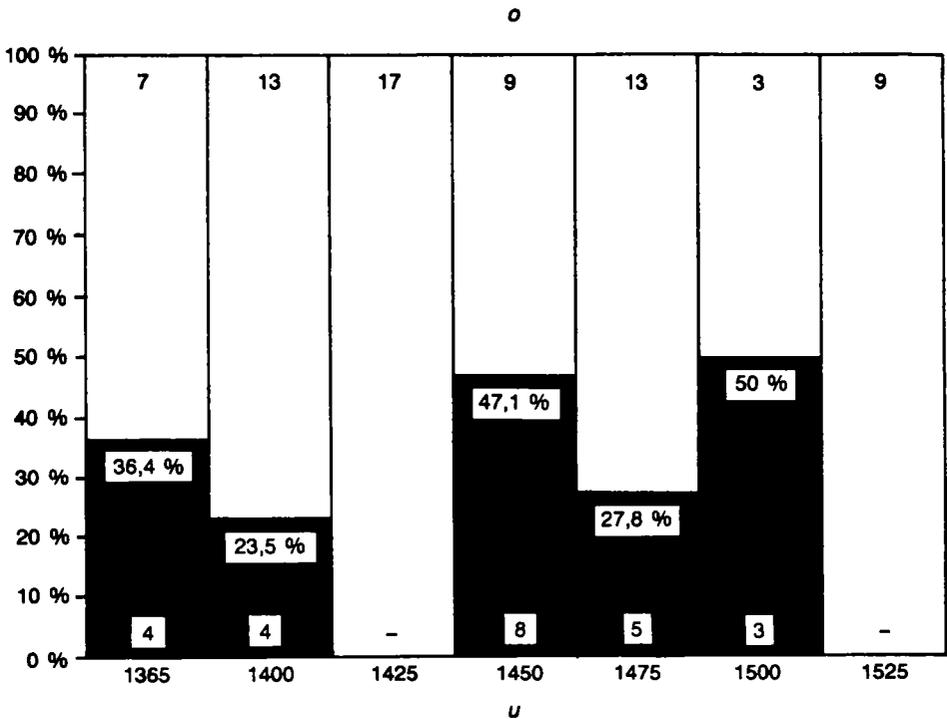


Abbildung 5. Prozentuale Verteilung des Stammvokals beim Präs. Pl. von 'sollen' auf o und u.

### 2.2.1.6. Unregelmäßige Verben

Beim unregelmäßigen Verb 'wollen' ist im Westf. und besonders im Ostf. für die 1. und 2. Pers. Sg. Präs. Ind., den Pl. Präs. Ind. sowie den Inf. neben *i* auch *e* als Stammvokal bezeugt. Da das Attendorner Material eine Differenzierung im Gebrauch zwischen den verschiedenen Zeitstufen nicht erkennen läßt – für den Sg. sind insgesamt 6 (5 *e*, 1 *y*) und für den Pl. 52 (38 *e*, 14 *i*) Fälle belegt –, können die Belege zusammengefaßt behandelt werden: Bis 1433 begegnet durchgängig die im Mnd. üblichere Variante mit *i* (7). Ab 1436a bis 1521 erscheinen ausnahmslos die auch für das Westf. beschriebenen Formen mit *e* (42), die ab 1523 wieder mehrheitlichem *i* (8) weichen (daneben nur noch ein Beleg mit *e* 1550).

Die 3. Pers. Sg. Präs. Ind. des unregelmäßigen Verbs 'gehen' ist erst in der Spätzeit ab 1482a belegt und begegnet hier als *get* 1482b, *geith* 1548

und *giet* (3). Für das Part. Prät. sind zwischen 1370b und 1482b insgesamt 12 *-g(h)egangen* zu verzeichnen.

Für das unregelmäßige Verb 'sein' sind im Mnd. zahlreiche Varianten zu finden. Dieses gilt nicht nur für die räumliche, sondern auch für die zeitliche Verteilung, welche in der Forschung allerdings noch nicht eindeutig geklärt sind. Der Befund für das Korpus der Attendorner Urkunden sieht folgendermaßen aus:

- Bei den den Belegen für den Inf. kann ein Ablösungsprozeß festgestellt werden: Im 15. Jh. gilt *wesen* (10) neben gelegentlichem *syn* (4). Nach 1495e kommt hingegen nur noch hd. gestütztes *syn* (4) vor.
- Für die 1. Pers. Sg. Präs. Ind. *begegnen* im 15. Jh. 6 Formen für im Mnd. üblicherem *byn*, denen nur ein westf. *sin* 1472 gegenübersteht.
- Für die 3. Pers. Sg. Präs. Ind. ist zahlreiches *ys* (in 35 Urkunden) und *is* (in 25 Urkunden) belegt. Ab dem letzten Quartal des 15. Jh.s ist hd. beeinflusstes *ist* (14) zu finden. Die westf. und ostf. Variante *es* erscheint nicht.
- Die dominierende Variante für den Pl. Präs. Ind. ist im gesamten Untersuchungszeitraum *sint* (40), neben der *syn* mit 15 Belegen deutlich weniger häufig vorkommt.
- Im Verlauf des 13. und in der 1. Hälfte des 14. Jh.s erfolgt beim Pl. Prät. Ind. die Ablösung des ursprünglichen Vokals *ā* durch umgelautetes *ē*<sup>1</sup> der entsprechenden Optativform. Für das Westf. wird das Beibehalten der älteren Variante bis ins 16. Jh. beschrieben. Das Attendorner Material stützt dieses: Bis 1480 gilt bei den Formen des Pl. Prät. Ind. ausschließlich *wa(i)ren* (13), danach erfolgt ein abrupter Wechsel zu dann durchgängigem *weren* (16) bei nur einer Ausnahme mit *a* 1527.
- Als Varianten des Part. Prät. erscheinen im Mnd. üblicheres *gewesen* (7) und aus dem Md. stammendes, schwach gebildetes, synkopiertes *gewest* (14), ohne daß ein zeitlicher Ablösungsprozeß sichtbar wird.

### 2.2.2. Zur Substantivflexion: Der Genitiv Singular von 'Stadt'

Das Kriterium ist im Attendorner Urkundenkorpus zwar nur einmal belegt, zeigt dort aber die westf. Form: *der staides ingeseighel* 1370b.

### 2.2.3. Zur Adjektivflexion

Das Korpus weist bei unregelmäßiger Belegdichte mehrheitlich Formen schwacher Flexion auf (insgesamt 33 Gen. und 8 Dat.):

*der heilghen juncfrowen* 1365 Gen., *unser lieven frouwen* (28 Gen. und 8 Dat.), *syner lieven moder* (3 Gen.), *myner lieven aldern* 1495d Gen.

Die vornehmlich am Westrand des mnd. Sprachgebietes auftretende starke Adjektivflexion erscheint daneben unregelmäßig im gesamten Zeitraum (insgesamt 6 Gen. und 2 Dat.):

der erfliker gulde 1423 Gen., syner leyver moder Gen. und der ganser geselschoff Gen. beide 1473, syner elyger huysvrouwen 1475a Gen., myner liever aldern 1495c Gen., unser lyever vrouwen 1527 (2, Gen. und Dat.) und myner egener hanth 1548 Dat.

#### 2.2.4. Zur Pronominalflexion: Der Einheitskasus

Der Ausgleich für Dat. und Akk. der 1. Pers. Sg. des Personalpronomens – die 2. Pers. ist in der Textsorte Urkunde nicht belegt – zur Dativform *mi* hat im Sauerländischen nicht stattgefunden, dort wird die Kasusdifferenzierung beibehalten<sup>35</sup>. Im Material kommt sowohl die Kasusdifferenzierung wie auch der Einheitskasus auf der Grundlage des Dat. vor: Insgesamt können für den Dat. 32 *my* ermittelt werden, neben denen 2 hd. beeinflusste *mir* im 15. Jh. erscheinen. Bei den Akkusativformen ist eine interessante Entwicklung zu beobachten: Der Akk. wechselt zwischen *mich* (44) und *mi* (50). Abb. 6 zeigt recht deutlich die zeitliche Verteilung: Im 14. und im 16. Jh. wird zwischen Dativ- und Akkusativform deutlich unterschieden, der Akk. heißt *mich*. Im 15. Jh. (erster *mi*-Beleg 1400c, letzter 1490) ist jedoch der Trend zur Vereinheitlichung der Akkusativformen auf der Grundlage des Dat. feststellbar: 50 *mi* stehen 26 *mich* gegenüber. Eine zunächst vermutete Korrelation mit dem Parameter 'Aussteller'<sup>36</sup> erwies sich als nicht gegeben: Die Variation ist in jeder der fünf Gruppen vorhanden, doch zeigen sich dabei prozentuale Unterschiede:

	<i>my</i>	<i>mich</i>
Bürger	85,7 % ( 6 Belege)	14,3 % (1 Beleg)
Rat	61,5 % ( 8 Belege)	38,5 % (5 Belege)
Stadttrichter	67,9 % (19 Belege)	32,1 % (9 Belege)
Gograf	52,6 % (10 Belege)	47,4 % (9 Belege)
Klerus	77,8 % ( 7 Belege)	22,2 % (2 Belege)

Dieses Ergebnis läßt auch bei den insgesamt großen prozentualen Unterschieden dennoch die Aussage zu, daß zwischen 1400 und 1490 in allen urkundenden Gruppen eine Hinwendung zur westf. Form zu konstatieren ist<sup>37</sup>.

<sup>35</sup> Vgl. demnächst TAUBKEN (wie Anm. 27) Karte 10: Kasusunterscheidung beim Personalpronomen „dir / dich“, und H. NIEBAUM, *Zur Formengeographie*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*, Bd. 1: *Sprache*, 2., verbesserte und um einen bibliographischen Nachtrag erweiterte Aufl., hrg. v. J. GOOSSENS, Neumünster 1983, S. 158-174, Karte 11 im Kartenanhang. Die heutige Mundart Attendorns hat die Kasusdifferenzierung.

<sup>36</sup> Vgl. Abb. 2 unter Punkt 1.4..

<sup>37</sup> Die für die vom Gografen ausgestellten Urkunden festzustellende überproportionale Ver-

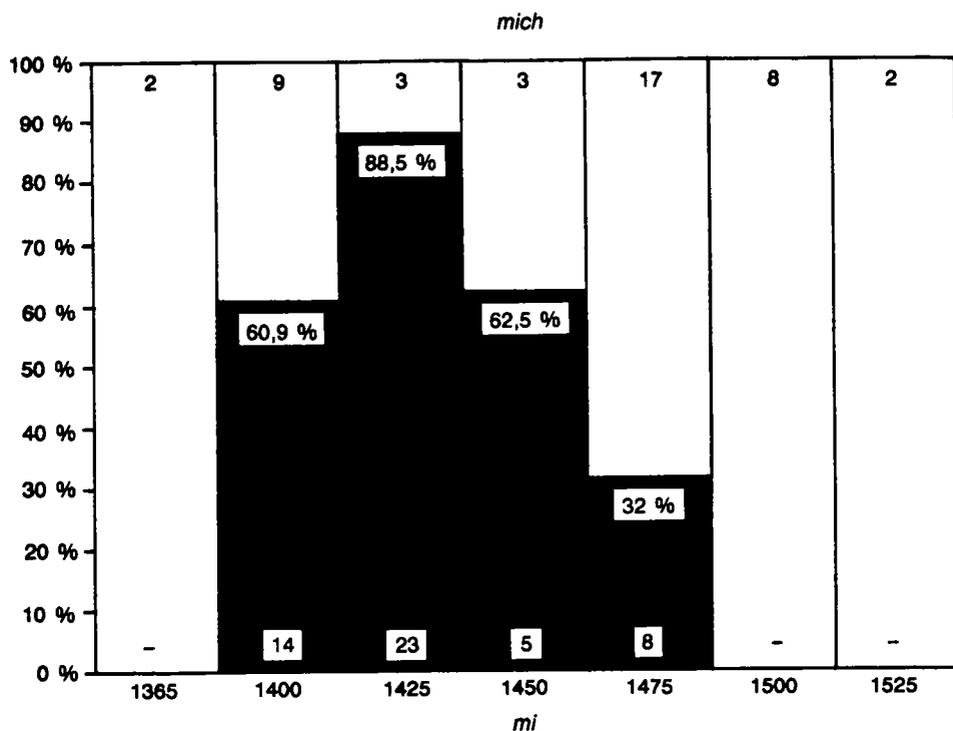


Abbildung 6. Prozentuale Verteilung des Personalpronomens der 1. Pers. Sg. Akk. auf *mich* und *mi*.

### 2.2.5. Zur Wortbildung: Die Suffixe *-inge*, *-nisse*, *-schop*

Das in den Urkunden häufig auftretende Suffix *-inge* kann vor allem im Südwestf. oder unter hd. Einfluß die Variante *-unge*, im Westen unter rib. Einfluß auch *-onge* aufweisen; *-ige* gilt hingegen als ostf. Die übliche Variante des Attendorner Materials ist *-inge*: *erffdeylinge* 1547, *insperrynge* 1527, *nakomelinge* (in 16 Urkunden), *thobehoringe* (in 35 Urkunden), *upsegynge* 1396b, *uytwysynge* 1504, *vertreckinge* 1473, *wederweringe* (5). Daneben können als Einzelbelege für *-unge* *vorderunge* 1422b, *utwisunge* 1473 und *gerichtzhandlung* 1550, für *-onge* einmaliges *uitwysonge* 1422b gemeldet werden. *-ige* ist nicht belegt.

wendung der Variante *mich*, also die Bevorzugung der mundartnahen Form, könnte auf ein Stadt-Land-Gefälle hindeuten.

-nisse tritt vor allem im westlichen Mnd. auf, daneben kann im Südwestf. die Variante -nusse erscheinen. Im Korpus erscheint dieses Suffix wesentlich seltener als das vorhergehende. Es kommen die beiden beschriebenen Varianten mit einer deutlichen zeitlichen Verteilung vor: Das im Westf. üblichere -nisse gilt im 15. Jh.: *vertichnyisse* und *tuchnyisse* 1422b, *tuchnisse* 1431, *vertichnisse* 1441a, *gedechtnisse* 1467, *vertichnisse* 1470b. Die besonders für das Südwestf. beschriebene Variante -nusse gilt im 16. Jh.: *getuchnusse* 1536, 1538 und 1548, *entgeltnusse* 1548.

Neben dem eher aus älterer Zeit belegtem -sc(h)ap erscheint im Mnd. vorwiegend -schop und selteneres -schup. Dieses Suffix begegnet fast ausschließlich – dafür aber zahlreich – im Wort *warsc(h)ap*: Neben *warsc(h)ap* (5 Belege, davon 4 aus dem 15. und einer aus dem 16. Jh.) ist *warsc(h)op(p)* mit 37 Belegen die üblichere Variante; in den 70er Jahren des 15. Jh.s und gegen Ende des Untersuchungszeitraums auch lautverschoben als *warschoff* (6) bzw. *warscheff* 1536. Hierzu gehören auch zwei Lexeme der Urkunde 1473: *brouderschoff* und *gesellschoff* (3).

### 2.3. Variabilität bei einzelnen Lexemen<sup>38</sup>

#### 2.3.1. Das Verb 'bekennen'

Als typisch für das Westf. gilt die Form *enkennen* für im übrigen Mnd. üblicherem *bekennen*. Hier bieten die Attendorner Urkunden einen interessanten Befund: Während der Publicatio im Urkundeneingang ausschließlich die Form *bekenne-* vorbehalten ist (in 79 Fällen, sie fehlt lediglich in der ersten Urkunde des Korpus 1365), erscheint in der nicht weniger formalisierten Corroboratio des Urkundenausgangs neben der Variante mit *be-* (36) auch die für den westf. und westlichen Bereich beschriebene Variante *enkenne-* (29). Abb. 7<sup>39</sup> läßt eine ähnliche zeitliche Verteilung wie Abb. 6<sup>40</sup> erkennen: Die westf. Variante *enkenne-* setzt mit 3 Belegen 1400 ein und kann zwischen 1425 und 1474 die Form mit *be-* fast völlig verdrängen (letzter Beleg 1482b). Auch hier ist wieder die Bevorzugung der westf. Form im 15. Jh. zu verzeichnen, ohne daß ausstellerbedingte Variation feststellbar wäre.

<sup>38</sup> Hierzu vgl. die Ausführungen von PETERS (wie Anm. 16), Teil II, S. 75ff. und FEDDERS (wie Anm. 2) S. 115.

<sup>39</sup> Dabei sind 2 *kenne*-Belege des 16. Jh.s nicht berücksichtigt.

<sup>40</sup> Vgl. unter Punkt 2.2.4..

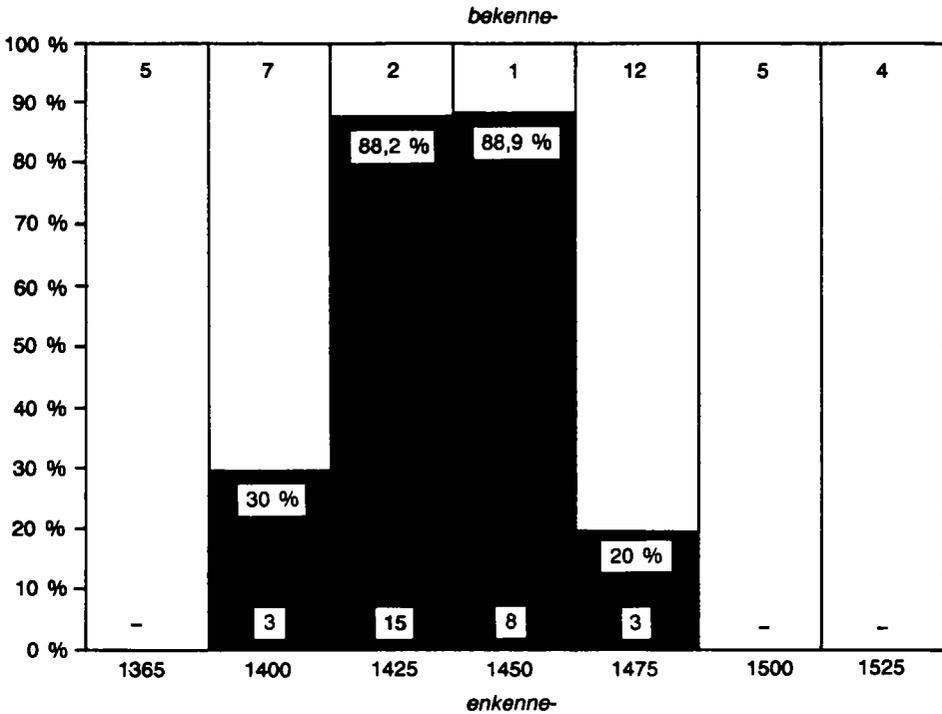


Abbildung 7. Prozentuale Verteilung der *enkenne-/bekenne*-Belege in der Corroboratio.

### 2.3.2. Substantive

'Freund' wird mit 'freundlich' zusammengefaßt: Die wenigen Belege zeigen Variation, ohne daß eine zeitliche Entwicklung deutlich wird: Neben dreimaligem westf. *vrond-* erscheint ebenso häufig das im Rib. wie im sonstigen Mnd. üblichere *vrund-* (alle Belege aus dem 15. Jh.).

'Licht': Im Korpus tritt ausschließlich die westf. Variante *lecht-* (7) auf. Belege mit nordnd. *i* oder ostf. *u* begegnen nicht<sup>41</sup>.

'Schilling': Die Senkung *i* > *e* bleibt auf das westliche Westfalen beschränkt. So ist im vorliegenden Material in diesem Einzelwort auch nur die Variante mit *i* oder *y* *schilling-* belegt (in 30 Urkunden).

<sup>41</sup> Für 'Beleuchtung' begegnet *g(h)eluchte* (11 Belege).

'Siegel': Bis auf 4 Ausnahmen (je 2 *sigele* und *syegel-* ab Ende des 15. Jh.s) ist die übliche Form des Korpus das vorwiegend für das Westf. beschriebene *ingesi(e)gel-* (5) bzw. *ingesy(e)gel-* (5), allerdings ausschließlich mit *i(e)/y(e)*-Schreibung für tl. *ē*.

### 2.3.3. Adjektive

'ganz': Als westf. Kennzeichen gilt *alinge-*. Dieses ist im Korpus mit 5 Belegen vorhanden, doch gilt daneben auch hd. gestütztes *gantze-* (5), ohne daß ein Ablösungsprozeß sichtbar wird.

'heilig': In den Texten kommen 4 Varianten mit zeitlicher Verteilung vor: Bis 1370b begegnet nur die Form *heilgen* (3). Sie wird von der Variante mit kurzem Monophthong, Suffixvokal und Verdoppelung des *l* abgelöst: *hilligen* (10). Diese Form dominiert zwischen 1396a und 1422a sowie ab 1473. Zu Beginn der 20er Jahre des 15. Jh.s erscheint *heligen* (5 Belege in 2 Urkunden). Zwischen 1426 und 1459 tritt ausschließlich *hilge-* (5) auf, das danach nur noch vereinzelt (2) belegt ist.

'sanctus': Die für den West- und Südwestrand des mnd. Sprachgebietes beschriebene umgelautete Variante mit *e sente* dominiert in den Attendorner Urkunden fast während des gesamten Untersuchungszeitraums: Ist sie bis 1420 ausschließlich vorhanden (in 12 Urkunden), folgt in den 20er Jahren des 15. Jh.s ein Einschub mit im Mnd. üblicherem *sunte* (in 5 Urkunden). Zwischen 1436a und 1457 begegnet wieder *sente*, diesmal aber als Nebenform mit *e*-Apokope *sent* (in 6 Urkunden), ab 1459 bis 1521 jedoch erneut in der Normalform *sente* (in 20 Urkunden). Ab 1523 findet sich Variation: Neben einem *synt* 1523 und *sunt* 1533 (2) erscheinen noch 3 *sente*, denen allerdings 5 *sencte* (ab 1536 in 3 Urkunden) gegenüberstehen. Letztere Form dürfte wohl eine neue Anlehnung an das Lateinische darstellen.

'viele': Bis 1482b erscheint das tongedehnte *vele* (6), einzelne weitere Nebenformen sind *vel* 1473 und *veill(l)* (2). Bereits ab 1438a ist eine Form mit *i(e) vi(e)l(l)* (16, ab 1504 mit der Schreibung *y*) belegt, die ab 1485 das Feld beherrscht.

### 2.3.4. Numeralia

'zwei': Zwischen 1472 und 1550 erscheint im Attendorner Urkundenkorpus ausschließlich die Form *twe* (6). Die Variante *twey* tritt nicht auf.

- 'sechs', 'sechzig': Es begegnen nur Belege mit einfachem *e ses(s)* (4) und *sestich* 1365 sowie Dehnung bezeichnendem *ee sees(s)* (8) und *ey seys* 1536. Nordnd. Rundung zu *ö* begegnet nicht.
- 'sieben': In 14 Urkunden belegt, kommt stets die Variante *seven* vor. Auch hier zeigt sich keine Rundung zu *ö*. 1538 begegnet ein *syvenderhalvenn*
- 'dreißig': Die herrschende Attendorner Variante ist die westliche mit *r*-Metathese: *dertych* (6).
- 'dritte': Im Korpus ist diese Variable nur in Urkunde 1547 mit 4 Belegen *derdenhalven* vorhanden. Sie zeigt somit westf. Standpunkt.

### 2.3.5. Pronomina

#### 2.3.5.1. Personalpronomina

- 'ich': Für das Pronomen der 1. Pers. Sg. Nom. ist durchgängig *ich* (in 78 Urkunden, nicht belegt in 1473 und 1502) bzw. *ych* (in 3 Urkunden der 30er Jahre des 16. Jh.s) belegt.
- 'er': Neben frühem *hee* (2) ist für die 3. Pers. Sg. mask. Nom. im ganzen Zeitraum ein Nebeneinander von *hey* (11) und überwiegend *hie* (21) festzustellen. In der letzten Urkunde des Korpus 1550 ist hd. *er* belegt.
- 'es': Für die Formen der 3. Pers. Sg. neutr. Nom. kann eine zeitliche Entwicklung festgestellt werden: In frühen Einzelbelegen des 14. Jh.s zeigt sich *e*: *et* 1365 und *es* 1370b. Im 15. Jh. treten ausschließlich Belege mit *i* oder *y* auf: *id* (8) und *yd* (3). Im 16. Jh. sind wieder Formen mit *e* zu finden: *et(t)* (2) und *es* 1521. Das beschriebene Nebeneinander von *i* und *e* gilt hauptsächlich für westf. und ostf. Texte.
- 'wir': Im Korpus sind für die 1. Pers. Pl. Nom. zwei Formen zu finden: Während des gesamten Untersuchungszeitraums begegnet die Hauptform *wy* (in 50 Urkunden), ab 1473 kommt daneben, größtenteils auch in denselben Urkunden, hd. beeinflusstes *wyr* (8) vor.
- 'uns': Dat. und Akk. der 1. Pers. Pl. zeigen lediglich die Form mit *u* und Nasal: *uns* (in 43 Urkunden). Die nasallose Variante tritt nicht auf.

#### 2.3.5.2. Demonstrativpronomina

- 'diese-': Bei hoher Belegdichte bieten die Texte ein abwechslungsreiches Bild, das sich als zeitliche Abfolge von *disse-*, *diese-*, *dese-*, *dysse-*, *diesse-* und *dusse-*, mit und ohne Übergangsphasen, beschreiben läßt.
- I. Vom Beginn der Überlieferung bis ca. 1420 herrscht nahezu unumschränkt *disse-* (51), dem nur *diesse-* 1400c (2) gegenübersteht.

- II. Bis 1436b folgt dann eine Phase der Mehrheit von *diese-* (32). Daneben begegnen aber auch *disse-* (7), *dysse-* (3) und *duisse-* (2).
  - III. Mit 1438a setzt dann unvermittelt, wohl unter rib. Einfluß, *dese-* (87) ein, das ausnahmslos bis 1460 gilt.
  - IV. In den nächsten zwanzig Jahren bis zur Mitte der 1480er Jahre schwanken die Belege zwischen *disse-* (3), *dysse-* (16), *duisse-* (17) und deutlich schwächerem *diesse-* 1482a (6) sowie *dese-* (4).
  - V. Die Jahrzehnte bis 1510 sind durch die Hauptform *diesse-* (49), ab 1504 auch in der Form *dyesse-* (12), geprägt. Einzelne Nebenformen sind *desen* 1488c und *disse-* (3).
  - VI. Die Schlußphase ab 1521 wechselt dann fast übergangslos zu *duisse-* (34) und *duesse-* 1523 (7). Nur in 1527 wird noch dreimaliges *dyesse-* geboten.
- 'der-, diejenige', 'diejenigen': Nur in den Urkunden 1422b und 1467 belegt, zeigt sich das westf. ungerundete und ungekürzte *de-gene-* (zusammen 3 Belege).
- 'der-, dieselbe', 'dieselben': Im Korpus erscheint ausnahmslos die ungerundete westf. Variante *de-selve-* (25). Als spätmnd. Entwicklung ist die Form *der selvygen* 1533 zu bewerten.
- 'solch-': Die Texte bieten als Hauptform (*al*)*solik-* (11), daneben vereinzelt auch *sulch-* (3) und (*al*)*sodan-* (4).

### 2.3.5.3. Das als Relativpronomen verwandte Interrogativ 'welch-'

Für 'welch-' sind im Korpus vier Varianten belegt: *wel(c)ke-* (9), *wellich* (3), *wilke* (7) und *willik-* (4). Eine zeitliche Verteilung kann beim Gebrauch von *i* und *e* festgestellt werden: Insgesamt zeigen 12 Belege *e* und 11 *i*. Bei einer Ausnahme 1467 gilt bis 1475b nur *i* (7), zwischen 1485 und 1527 hingegen stets *e* (9). In den 30er Jahren des 16. Jh.s begegnet wiederum nur *i* (4), im folgenden Jahrzehnt nur *e* (2).

### 2.3.5.4. Indefinitpronomina

- 'irgendein-': Dieses Pronomen wird in der Frühzeit durch *irleige* (5) – stets mit Hiattilgung – wiedergegeben, ab 1420 durch *eynig-* (17, davon je ein *enige* 1422b, *eynigerley* 1523 und *enniches* 1548), das wohl als Attendorner Hauptform zu gelten hat. Daneben begegnet in den 20er Jahren des 15. Jh.s *ieniges* (4).
- 'jeder': Neben einem frühen *manlik* 1396a zeigen sich seit Mitte des 15. Jh.s 3 *ytlichen* und 2 westf. *juwelich-*. Die beiden letzten Belege des Korpus bieten *ides* und *ider* (beide 1548).
- 'jemand': Es erscheint einmalig *eyman* 1422b.
- 'kein': Im 14. und 15. Jh. begegnet *neyn-* (9, letzter Beleg 1500). NI-rib. beeinflusstes *geyn-* (5) zeigt sich ab 1475a, 1550 als *geynich*. Westf. *nyn* kommt nicht vor.

'nichts': Bei diesem Pronomen tritt keine Regionalvariante auf: Die wenigen Belege zeigen die mnd. Normalform *nicht* (4).

'niemand': Es findet sich zweimaliges *neymantz*.

### 2.3.6. Adverbien

'niemals(mehr)': Das Zeitadverb erscheint im Korpus als *nummer* 1370b und *nummermer* (13).

'nicht': Das modale Adverb 'nicht' kommt nur mit den Varianten *nicht* (9) und *nycht* (2) vor.

'oft': Dieses temporale Adverb ist erstmals 1420 mit der Variante *vake* (30) belegt. Diese gilt mit Nebenformen (einmaligem *vaken* 1480 und je zweimaligem *vaeke* sowie *vache* im 16. Jh.) gegen gelegentliches *dicke* (3 Belege aus dem 15., einer aus dem 16. Jh.) im gesamten Untersuchungszeitraum.

'wie': Im Korpus ist westf. *wu* nicht belegt. Es erscheint die allgemein üblichere Variante *wo* (6), davon ein *woe* 1471, neben seltenerem, hd. beeinflusstem *wy* (3 Belege des 16. Jh.s).

'wohl': Mit insgesamt 57 Belegen gut vertreten, ist die übliche Variante für dieses Modaladverb während des gesamten Untersuchungszeitraums *wol* (26). Daneben begegnen als Nebenformen mit Längenbezeichnung *woel* (6) und *woil* (3) sowie mit Kürzung *woll* (8, davon 6 aus dem 16. Jh.), *woell* 1527 und *woill* (10), das zwischen 1438b und 1451 herrscht. Das für das Westf. beschriebene *wal* begegnet nur in drei Fällen.

### 2.3.7. Präpositionen

'ab': Für diese Präposition kommt ausschließlich – zumeist in Verbalverbindungen belegt – die Variante *af(f)-* vor (insgesamt 36 Belege).

'auf': Die Verteilung von südwestf. *op-* und nordwestf. *up-* verhält sich wie folgt (wie Abb. 8): Bis auf die Spanne zwischen 1450 und 1474 dominiert im Untersuchungszeitraum die Variante mit *o*. Die Formen mit *u* sind bis 1401b mit 11 Belegen gut vertreten, danach bis einschließlich 1459 begegnet allerdings nurmehr *op-*. Mit 1467 setzen wieder die *u*-Belege ein und können bis in die Mitte der 70er Jahre die mit *o* sogar unter 50 % drängen. Nach 1475 bis zum Ende des Untersuchungszeitraums hat sich allerdings wieder *op-* durchgesetzt, neben dem *u* mit ca. 25 % der Fälle immer noch deutlich markiert ist. Ab 1472 treten ver-

- einzelnt lautverschobene Formen auf: *uff* (29 Belege in 6 Urkunden) und *off* (7 Belege in 4 Urkunden des 16 Jh.s).
- 'bis': Diese Präposition begegnet ausschließlich als *bit* (5 Belege in 3 Urkunden) und *byt* 1470b.
- 'durch': Neben *dor* 1495a steht *dorch* (2 Belege des 16. Jh.s) und *durch* (5 Belege nach 1495c).
- 'gegen': Es begegnet ein *thegen* 1495a. 'entgegen' begegnet in der Form *enthegen* 1487b.
- 'hinter': 3 Belege des 15. Jh.s zeigen die im Mnd. am weitesten verbreitete Variante *achter*<sup>42</sup>.
- 'mit': Neben zahlreichem *mid* bzw. *myt* (in 64 Urkunden) begegnet die sprechsprachlichere Variante *met* nicht.
- 'neben': Bei dieser Präposition kommt stets die Variante mit der Vorsilbe *be-* oder *bo-* vor: *beneven(n)* (5) und *boneven(n)* (2).
- 'ohne': Gut belegt, bieten die Urkunden hauptsächlich die Variante *sunder* (in 69 Urkunden). In den 20er Jahren des 15. Jh.s und einmalig 1550 tritt *sonder* (7) auf. Die Form *aen* ist ab 1422b vereinzelt belegt (8). Sie begegnet auch in den Nebenformen *ain* (2) und *an(n)* (3).
- 'unten': Die übliche Variante ist *beneden* (9). Nur zu Beginn der 70er Jahre des 15. Jh.s erscheint hd. gestütztes *unden* (3).
- 'vermittels': Diese Präposition zeigt eine deutliche zeitliche Verteilung im Gebrauch der Varianten: Bis 1431 dominiert *overmits* (10) neben einem *middes* 1412b. Ab 1438a gilt *vermidz* (21) neben nur noch gelegentlichem *overmids* (3).
- 'von': Die Form *von* ist nur in der letzten Urkunde des Korpus 1550 belegt, sonst begegnet ausschließlich *van* in so gut wie jedem Text mehrfach.
- 'zwischen': Das westliche *tusschen* beherrscht mit 13 Belegen das Feld.

### 2.3.8. Konjunktionen

- 'und': Für die Kopula begegnen im Korpus als Varianten übliches *und(e)* (1580) und rib. *ind* (386). Während *unde*, *und* und *unnd* im gesamten Zeitraum auftreten, erscheint *ind* erstmalig 1421. Wie Abb. 9 verdeutlicht, kann diese Variante nach kontinuierlichem Ansteigen in der ersten Hälfte des 15. Jh.s zwischen 1450 und 1474 *und(e)* zwar unter 50 % drängen, tritt im letzten Viertel dieses Jh.s jedoch wieder dahinter zu-

<sup>42</sup> Vgl. demnächst TAUBKEN (wie Anm. 27) Karte 13: Wortgrenze *ächter/hinger* „hinter“. Für Attendorn ist heute *ächter* belegt.

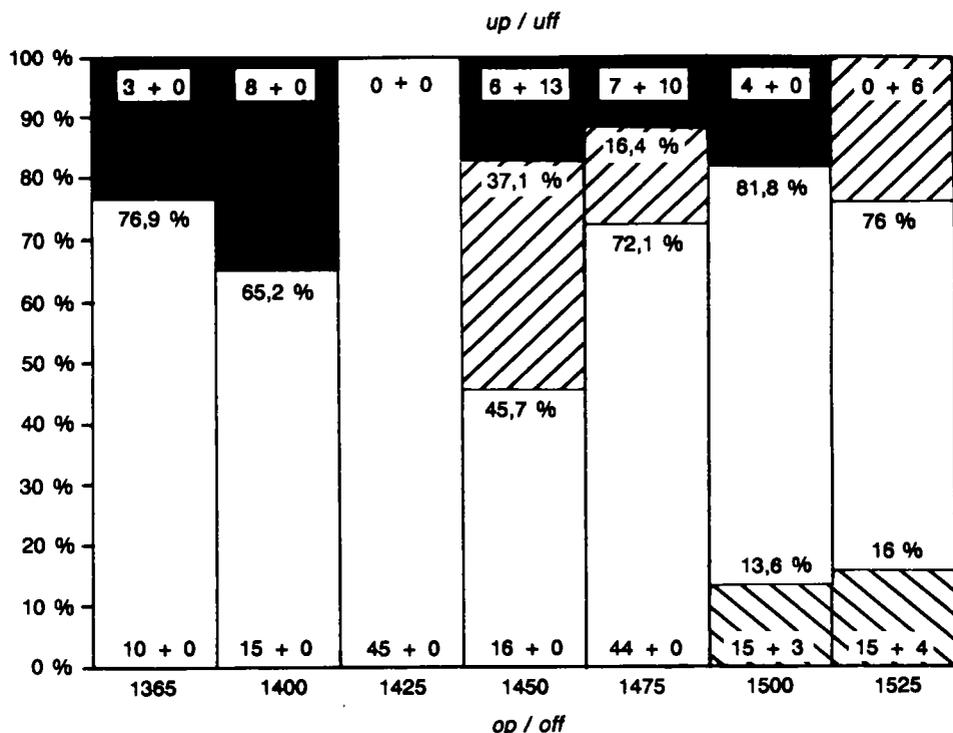


Abbildung 8. Prozentuale Verteilung von *up / uff* und *op / off* 'auf'

rück (letzter *ind*-Beleg 1495e). Im Gegensatz zu Abb. 6 und 7 ist hier im 15. Jh. nicht die Hinwendung zur westf., sondern zur rib. Variante erkennbar.

'oder': Im Korpus begegnet für die eingliedrige disjunktive Konjunktion 'oder' Variantenvielfalt: *off* (67), *offte* (22), *effte* (25), *eder* (59), *ader* (20) sowie Einzelbelege des 16. Jh.s: *oder* 1548 und *edder* 1550 (2). Trotz dieser Formenvielfalt lassen sich Tendenzen im Gebrauch beschreiben: Bis 1426 wechseln *offte* (17) und *effte* (18) neben 2 *off*. Ab 1431 bis 1502 dominiert *eder* (50), neben dem bis 1473 *effte* (7) und *off* 1459 (2) vorkommt, das ab 1475a mit 29 Belegen den zweiten Rang einnimmt. Nach 1502 dominiert *off* (44) neben vereinzelt *offte*, *oder*, *ader*, *eder* und *edder*. Aus dem Md. entlehntes *ader* erscheint zwischen 1504 und 1527 neben *off* (13) in 4 Urkunden 15mal.

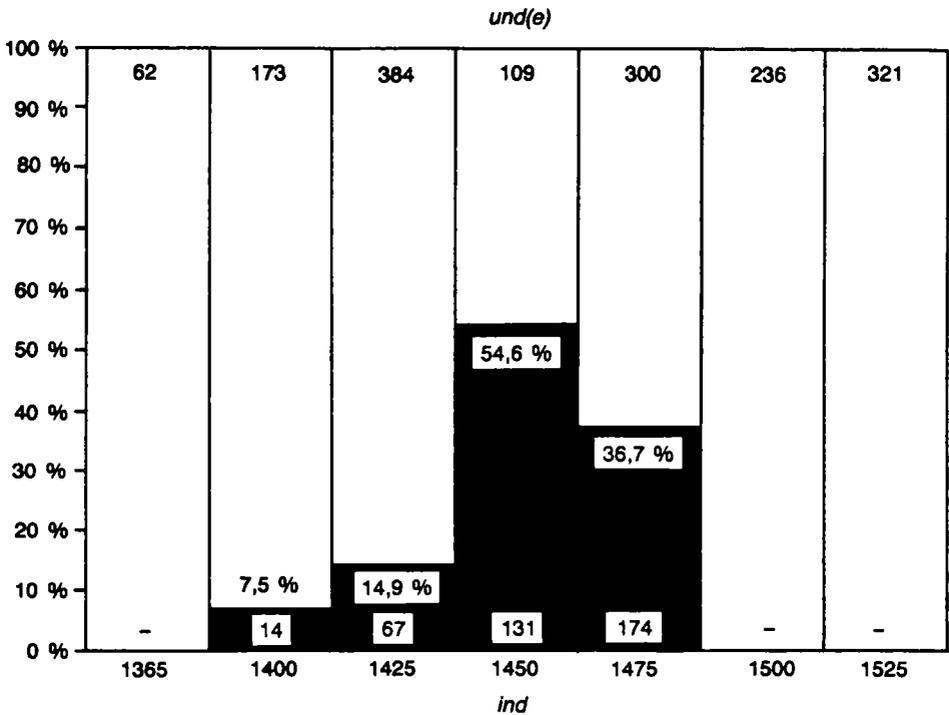


Abbildung 9. Prozentuale Verteilung von *und(e)* und *ind*

'wenn': In den Texten findet sich im 14. Jh. westf. *wan* (2), ab 1470b *wan(n)er* (5).

'denn/weil': Im Korpus begegnet ausschließlich *want(e)*, wobei ein- und zweisilbige Formen ohne besondere zeitliche Verteilung nebeneinander stehen: *want* (11) und *wante* (8).

### 3. Ergebnisse

Im folgenden sollen die wichtigsten Einzelergebnisse der variablenlinguistischen Untersuchung der Attendorner Urkunden zusammengefaßt werden.

Die geographische Lage der Stadt, der räumliche Faktor also, spielt eine zentrale Rolle bei der Entscheidung für oder gegen eine bestimmte Variante. Es fallen dabei vor allem diejenigen im Korpus konstant verwandten Merkmale ins Auge, die auch für das westf. Schreibsprachenareal be-

schrieben werden. Hierzu gehört z. B. die Nicht-Durchführung des orthographischen Ersatzes von *s* durch *sch* in den anlautenden Konsonantengruppen *sl*, *sm*, *sn*, *sw* auch im 16. Jh., der Lautwandel *ft* > *cht*, die Variante *brenge*, der Stammvokal *a* beim Part. Prät. von 'sagen', der konsequente Gebrauch des Anlauts *s* beim Präteritopräsens 'sollen', das Festhalten am ursprünglichen Vokal *â* bei den Pl. Prät.-Formen des unregelmäßigen Verbs 'sein', der Gen. Sg. von 'Stadt' auf *-es* sowie die Varianten *lecht*, *ingesiegel*, *de-gene-* und *tusschen*.

Daneben kommen aber auch einige Varianten vor, durch die die Urkundensprache Attendorns innerhalb der westf. Schreibsprachlandschaft einem südwestf. Typ zugeordnet werden kann: Die Verdampfung *a* > *o* vor *ld*, *lt* ist nicht durchgeführt, die Hiattilgung ist bei einem Großteil der Belege vorhanden, die Suffixform *-unge* ist belegt und es begegnen *-nusse*, *sente*, *disse/dusse*, *neyn*, *op/off* und *wol*.

Der südwestf. Charakter wird durch einige Varianten betont, die während des Untersuchungszeitraums überwiegend in Erscheinung treten und die auf südlichen und südwestlichen, d. h. kölnischen Einfluß zurückzuführen sind: Der Wechsel von vormnd. *u* und *o*, die Zunahme der Schreibung *ie/ye* für *ê*, das schwach gebildete, synkopierte *gewest* beim Part. Prät. von 'sein' und die auch in der Attendorner Mundart heimische Kasusdifferenzierung bei den Akkusativformen der Pronominalflexion der 1. Pers. Sg.

Trotz der insgesamt ungleichmäßigen Verteilung der Urkunden über den Untersuchungszeitraum und die verschiedenen Ausstellergruppen kann auch auf diachrone Unterschiede innerhalb der Urkundensprache Attendorns hingewiesen werden. Diese werden jedoch in einem geringeren Maße als die oben beschriebenen diatopischen Merkmale deutlich. Als mnd. Frühformen begegnen bis in das zweite Viertel des 15. Jh.s die hw Extrem-vo-ka-le *i* und *ü* vor *r* + KS, die präfixlosen Formen beim Part. Prät., bis 1426 beim Präs. Pl. von 'sollen' die westf. Formen mit einem *l* und Formen mit dem Stammvokal auf *u* sowie bis 1400 die Varianten *u* und *o* bei der Präposition 'auf'.

Die Streuung der Urkunden über einen Zeitraum von nahezu zwei Jahrhunderten erlaubt, weitere diachronische Entwicklungen aufzuzeigen:

Ab Beginn des 15. Jh.s ist – mit einem Schwerpunkt im zweiten und dritten Viertel dieses Jh.s – eine verstärkte Verwendung westf. Formen festzustellen: Hierzu gehört im wesentlichen die Senkung von *or* > *ar* vor *t* ab 1467, der Ausgleich bei den Akkusativformen der 1. Pers. Sg. der Pronominalflexion auf der Grundlage des Dativs, das Vorkommen der im westf. üblichen Suffixform *-nisse* und die Variante *enkennen* in der

Corroboratio. Charakteristisch für die Attendorner Urkundensprache dieses Jh.s ist aber auch das Auftreten der aus der rib. Schreibsprache entlehnten *dese-* und *ind-*Belege.

Ab Ende des 15. Jh.s kann verstärkt das Eindringen hd. Merkmale beobachtet werden: Nach 1495e lautet der Inf. von 'sein' *syn*, ab dem Ende des 15. Jh.s ist bei diesem Verb die Variante *ist* belegt, das Suffix *-onge* ist einmal vorhanden, lautverschobenes *-schoff* begegnet zu Ende des Untersuchungszeitraums, in der letzten Urkunde des Korpus ist für die 3. Pers. Sg. Nom. des Personalpronomens *er* belegt, ab 1473 begegnet für die 1. Pl. Nom. *wyr*, die Variante *geyn-* für das Indefinitum, im 16. Jh. *wy* für 'wie' und *ader* für 'oder'.

Die Ausstrahlung der lübischen Schreibsprache erweist sich als äußerst gering: Sie beschränkt sich auf die Zunahme der Endung des verbalen Einheitsplurals auf *-en*.

Eine Korrelation von schreibsprachlichen Merkmalen mit den extralinguistischen Parametern Aussteller, Kanzlei oder Schreiber kann durch die variablenlinguistische Untersuchung für die Attendorner Urkunden – wohl aufgrund der lückenhaften Überlieferung – nicht nachgewiesen werden.

Reflexe gesprochener Sprache, die vor allem für die frühmd. Zeit zu erwarten gewesen wären, zeigen sich minimal belegt: *au/ou*-Schreibungen für *ō* sowie die progressive Assimilation *ld > ll* in 1536a.

Die md. Urkundensprache Attendorns zwischen 1365 und 1550 läßt sich abschließend beschreiben als ein in vielen, nicht in allen Zügen westf. geprägtes Mnd., in dem südwestf. Formen und ein südwestlich-kölnischer Einfluß ihren Platz haben. Während im 14. Jh. und im ersten Viertel des 15. Jh.s noch frühmd. Varianten vorkommen, ist ab dem zweiten Viertel des 15. Jh.s eine deutliche Zunahme westf. Merkmale zu verzeichnen. Ab Ende des 15. Jh.s beginnt das Eindringen hd. Sprachformen.

### Urkundenkonkordanz

Die folgende Urkundenkonkordanz enthält Angaben über das Untersuchungsmaterial: In der ersten Spalte wird die Untersuchungsnummer, bestehend aus der Jahreszahl der Urkunde nebst Index, und die genaue Datierung<sup>43</sup> angegeben. Die zweite Spalte enthält die Findbuchnummer des Kath. Pfarrarchivs St. Johannis Baptist zu Attendorn (PAJB U). In der dritten

<sup>43</sup> Ermittelt nach H. GROTEFEND, *Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit*, 12. verbesserte Aufl., durchgesehen von J. ASCH, Hannover 1982.

Spalte folgt dann die Nummer aus dem *Verzeichnis der Urkunden des Pfarrarchivs Attendorn*<sup>44</sup> (VA), das eine kurze Inhaltsangabe der Urkunden in Regestform bietet.

1365	: 1365 November 25	PAJB U 3	VA 2 <sup>45</sup>
1370a	: 1370 August 15	PAJB U 4	VA 3
1370b	: 1370 September 1	PAJB U 5	VA4 <sup>46</sup>
1393	: 1393 November 9	PAJB U 6	VA 5
1396a	: 1396 November 22	PAJB U 7	VA 6
1396b	: 1396 Dezember 6	PAJB U 8	VA 8
1400a	: 1400 März 24	PAJB U 10	VA 9
1400b	: 1400 März 24	PAJB U 11	VA 10
1400c	: 1400 April 2	PAJB U 12	VA 11
1400d	: 1400 April 21	PAJB U 13	VA 12
1401a	: 1401 März 18	PAJB U 14	VA 13
1401b	: 1401 März 18	PAJB U 15	VA 14
1405	: 1405 April 5	PAJB U 16	VA 15
1412a	: 1412 April 9	PAJB U 17	VA 17
1412b	: 1412 Juli 11	PAJB U 18	VA 16 <sup>47</sup>
1420	: 1420 Februar 1	PAJB U 19	VA 18
1421	: 1421 März 9	PAJB U 20	VA 19
1422a	: 1422 Juni 11	PAJB U 21	VA 20
1422b	: 1422 August 5	PAJB U 22	VA 21
1423	: 1423 Dezember 26	PAJB U 23	VA 22
1424	: 1424 Januar 13	PAJB U 24	VA 23
1425	: 1425 November 12	PAJB U 25	VA 24
1426	: 1426 März 17	PAJB U 26	VA 25
1431	: 1431 Januar 13	PAJB U 27	VA 26
1433	: 1433 Mai 28	PAJB U 28	VA 27
1436a	: 1436 Januar 13	PAJB U 29	VA 28
1436b	: 1436 Februar 7	PAJB U 30	VA 29 <sup>48</sup>
1438a	: 1438 Juni 18	PAJB U 31	VA 30
1438b	: 1438 November 24	PAJB U 32	VA 31
1439a	: 1439 April 23	PAJB U 33	VA 88
1439b	: 1439 Juli 9	PAJB U 34	VA 32
1439c	: 1439 Oktober 27	PAJB U 35	VA 33
1440	: 1440 April 25	PAJB U 36	VA 34
1441a	: 1441 März 5	PAJB U 38	VA 36
1441b	: 1441 Mai 21	PAJB U 39 <sup>49</sup>	VA 37
1444	: 1444 April 19	PAJB U 40	VA 38

<sup>44</sup> *Verzeichnis der Urkunden des Pfarrarchivs Attendorn*, aus dem Nachlaß von Prof. Pickert mitgeteilt von K. BOOS, Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe 7 (1951) 453-458 für die Nummern 1 bis 75 und 9 (1952) 591-597 für die Nummern 76 bis 167.

<sup>45</sup> Dort mit 1365, 25. 12. falsch datiert. Veröffentlicht in: *Attendorn ...* (wie Anm. 4) Nr. 21, S. 293.

<sup>46</sup> Veröffentlicht in: *Attendorn ...* (wie Anm. 4) Nr. 23, S. 296f.

<sup>47</sup> Dort mit 1412 ungenau datiert.

<sup>48</sup> Dort mit 1436, 8. 2. falsch datiert.

<sup>49</sup> Die Doppelzählungen PAJB 39 und PAJB 40 sind aus dem Findbuch übernommen worden.

1447	: 1447 April 16	PAJB U 39	VA 39
1448	: 1448 September 17	PAJB U 40	VA 40
1451	: 1451 Februar 22	PAJB U 41	VA 41 <sup>50</sup>
1452	: 1452 Dezember 13	PAJB U 42	VA 42
1457	: 1457 Juni 26	PAJB U 43	VA 43
1459	: 1459 September 29	PAJB U 44	VA 44 <sup>51</sup>
1467	: 1467 April 19	PAJB U 47	VA 47
1470a	: 1470 September 8	PAJB U 48	VA 48 <sup>52</sup>
1470b	: 1470 Dezember 24	PAJB U 49	VA 49
1471	: 1471 Februar 26	PAJB U 50	VA 50 <sup>53</sup>
1472	: 1472 September 8	PAJB U 51	VA 52 <sup>54</sup>
1473	: 1473 Februar 14	PAJB U 52	VA 53
1475a	: 1475 Februar 12	PAJB U 53	VA 54
1475b	: 1475 November 19	PAJB U 54	VA 55
1479	: 1479 November 11	PAJB U 55	VA 56
1480	: 1480 November 11	PAJB U 56	VA 57
1482a	: 1482 Juli 20	PAJB U 57	VA 58
1482b	: 1482 September 3	PAJB U 58	VA 59
1485	: 1485 Juni 22	PAJB U 60	VA 60 <sup>55</sup>
1487a	: 1487 Februar 8	PAJB U 61	VA 62 <sup>56</sup>
1487b	: 1487 Oktober 27	PAJB U 62	VA 63
1488a	: 1488 März 30	PAJB U 63	VA 64
1488b	: 1488 März 30	PAJB U 64	VA 65
1488c	: 1488 März 30	PAJB U 65	VA 66
1490	: 1490 Oktober 13	PAJB U 66	VA 67 <sup>57</sup>
1493	: 1493 Dezember 13	PAJB U 67	VA 68
1495a	: 1495 März 24	PAJB U 69	VA 70
1495b	: 1495 Juli 20	PAJB U 70	VA 71
1495c	: 1495 November 22	PAJB U 71	VA 72
1495d	: 1495 November 22	PAJB U 72	VA 74
1495e	: 1495 November 27	PAJB U 73	VA 75
1500	: 1500 November 12	PAJB U 74	VA 78
1502	: 1502 Mai 31	PAJB U 75	VA 79 <sup>58</sup>
1504	: 1504 Juli 28	PAJB U 77	VA 81 <sup>59</sup>
1510	: 1510 Februar 22	PAJB U 78	VA 82 <sup>60</sup>
1521	: 1521 Juni 24	PAJB U 60a	VA 61

<sup>50</sup> Dort mit 1451, 18. 1. falsch datiert.

<sup>51</sup> Die unter PAJB 46 und VA 46 aufgeführte Urkunde von 1463 August 18 wurde wegen des schlechten Erhaltungszustandes nicht mit ins Korpus aufgenommen.

<sup>52</sup> Dort mit 1470, 22. 7. falsch datiert.

<sup>53</sup> Dort mit 1471, 25. 2. falsch datiert.

<sup>54</sup> Dort mit 1472, 6. 1. falsch datiert.

<sup>55</sup> Dort mit 1485, 1. 3. falsch datiert.

<sup>56</sup> Dort mit 1487, 7. 2. falsch datiert.

<sup>57</sup> Dort mit 1490, 10. 10. falsch datiert.

<sup>58</sup> Dort mit 1502, 24. 5. falsch datiert.

<sup>59</sup> Dort mit 1504, 27. 7. falsch datiert.

<sup>60</sup> Dort mit 1510, 17. 1. falsch datiert.

1523	: 1523 Januar 16	PAJB U 81	VA 84
1527	: 1527 November 11	PAJB U 82	
1533	: 1533 Juni 1	PAJB U 84	VA 86
1536	: 1536 Februar 12	PAJB U 86	VA 89 <sup>61</sup>
1538	: 1538 November 17	PAJB U 87	VA 90
1547	: 1547 Februar 22	PAJB U 89	VA 92 <sup>62</sup>
1548	: 1548 Dezember 21	PAJB U 90	VA 93
1550	: 1550 Januar 25	PAJB U 91	VA 94

---

<sup>61</sup> Dort mit 1536, 5. 2. falsch datiert.

<sup>62</sup> Dort mit 1547, 18. 1. falsch datiert.



Georg Cornelissen, Bonn

## Kleve, Geldern, Moers und Rheinberg

### Territoriale Aspekte der niederrheinischen Sprachgeschichte am Ende des 18. Jahrhunderts

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges erschien in der von der Deutsch-Niederländischen Gesellschaft herausgegebenen Veröffentlichungsreihe der Band *Duisburg und die Niederlande. Politische, kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen durch anderhalb Jahrtausende*<sup>1</sup>. Dem Autor Walter Ring, dem der Nachweis der engen Verflechtungen zwischen der niederrheinischen Industriestadt und ihren westlichen Nachbarn am Herzen lag, sah in den gemeinsamen sprachlichen Grundlagen den geeigneten Aufhänger für seine Darstellung, die er beginnen ließ: „Der Duisburger, der die plattdeutsche Mundart seiner Heimat noch beherrscht oder, wenn er sie auch nicht mehr formgerecht spricht, doch wenigstens versteht, weiß, daß er sich im holländisch-flämischen Sprachgebiet damit verständigen kann“<sup>2</sup>.

Auch wenn diese Einschätzung der kommunikativen Reichweite des Dialekts sicherlich vorsichtiger formuliert werden sollte, so trifft Ring doch einen wichtigen Aspekt: die ‚niederfränkische‘ Mundartbasis der Kulturlandschaft Flandern-Niederrhein-Niederlande. Nach der gesprochenen Sprache wendet sich Ring sodann den geschriebenen Texten zu: „Wenn wir eine in der niederrheinischen Umgangssprache geschriebene mittelalterliche Urkunde aus dem Duisburger Stadtarchiv in die Hand nehmen und sie laut lesen, so klingt es in ‚holländischen‘ Lauten an unser Ohr. Allmählich erst erhielt das geschriebene und gedruckte Wort hierzulande unter dem Einfluß gelehrter Bildung die ‚hochdeutsche‘ Form“<sup>3</sup>. Natürlich müßte auch diese Aussage zunächst einmal zurechtgerückt werden, die die bestimmten Schreibtraditionen folgende Urkundensprache zu Unrecht gleichsetzt mit der ‚niederrheinischen Umgangssprache‘ früherer Jahrhunderte. Doch auch hier wieder der wahre Kern: die Verwendung niederlän-

---

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, den ich innerhalb einer Ringvorlesung an der Universität – Gesamthochschule Duisburg gehalten habe; auf den Vortragsort und das Thema der Vorlesungsreihe („Flandern, Niederrhein, Niederlande: Aspekte einer Kulturlandschaft“) nimmt auch die vorliegende Textfassung in vielfältiger Weise Bezug.

<sup>2</sup> RING o. J., S. 5.

<sup>3</sup> Wie Anm. 2.

disch anmutender Schreibsprachen am heute bundesrepublikanischen Niederrhein.

Über die niederrheinische Schriftsprachgeschichte wissen wir bis heute, mehr als vierzig Jahre nach dem Erscheinen dieser Publikation, immer noch recht wenig. Die rheinische Kulturraumforschung, die eng mit der 1920 erfolgten Gründung des Bonner Instituts für geschichtliche Landeskunde verknüpft ist, hat sich in ihrem sprachwissenschaftlichen Zweig vor allem der Dialektologie zugewandt. Theodor Frings haben wir wichtige Erkenntnisse zur historischen Dialektgeographie des Niederrheins zu verdanken, resultierend aus dem Forschungsansatz, „die heutige Sprachlandschaft historisch verstehen zu lernen“<sup>4</sup>. Den am Niederrhein in reicher Zahl überlieferten Textzeugnissen wurden bis heute allerdings nur einige wenige Untersuchungen gewidmet, die mit E. Tilles Arbeit *Zur Sprache der Urkunden des Herzogtums Geldern* (erschienen 1925) einsetzen. Die Grundzüge der Schriftsprachgeschichte am Niederrhein, die bislang zutage getreten sind, möchte ich in drei Punkten zusammenfassen:

1. Am heute deutschen Niederrhein werden im Mittelalter Schreibsprachen verwendet, die als Varianten des Niederländischen anzusprechen sind; das Niederländische läßt sich zu Recht als „autochthone Kultursprache“<sup>5</sup> des Niederrheins bezeichnen.
2. Im 19. Jahrhundert betreibt die preußische Obrigkeit die endgültige Eindeutschung des Niederrheins, die mit der vollständigen Verdrängung des Niederländischen um etwa 1860/1870 endet.
3. In den Jahrhunderten dazwischen koexistieren am Niederrhein verschiedene Sprachformen nebeneinander, niederländische, deutsche und verschiedene Mischformen<sup>6</sup>. „Soziale und berufliche, situative, konfessionelle und geographische Merkmale“<sup>7</sup> bestimmen Sprachvermögen und Sprachverwendung der jeweiligen Bevölkerung.

Bei der Analyse niederrheinischer Texte darf keines dieser Merkmale aus den Augen verloren werden, will man nicht in die Gefahr unzulässiger Analogieschlüsse und vorschneller Verallgemeinerungen geraten. Gerade das Merkmal der territorialen Zugehörigkeit wird in Überblicksdarstellungen

4 AUBIN – FRINGS – MÜLLER 1926, S. III; zu Frings vgl. CORNELISSEN 1987.

5 KREMER o. J., S. 9; vgl. auch GOOSSENS 1984.

6 Auf diese Mischformen wies jüngst TERVOOREN (1985) hin; vgl. auch TERVOOREN 1979; 1979a.

7 CORNELISSEN 1985, S. 181.

zur niederrheinischen Sprachgeschichte rasch außer acht gelassen; dafür ein Beispiel: „Seitdem die niederrheinischen Territorien sich im Besitz binnendeutscher Fürsten befinden, ist die Sprache der Verwaltung und teilweise auch die der Rechtsprechung das Hochdeutsche“<sup>8</sup>. Dagegen ist in einer Spezialuntersuchung gezeigt worden<sup>9</sup>, daß im preußischen Herzogtum Geldern des 18. Jahrhunderts der Großteil des amtlichen Schriftverkehrs, nach Behörden und Schreibern variierend, sehr wohl auf niederländisch abgewickelt worden ist; für Kleve, davon wird noch die Rede sein, trifft die soeben zitierte Feststellung vielleicht schon eher zu.

Im folgenden werde ich versuchen, einen Zusammenhang von Sprachkenntnis und Sprachverwendung einerseits und politisch-territorialen Voraussetzungen andererseits aufzuzeigen. Zeitlicher Bezugsrahmen wird das ausgehende 18. Jahrhundert vor der französischen Besetzung sein, eine Periode, deren sprachliche Verhältnisse bislang vergleichsweise gründlich untersucht worden sind. Im einzelnen habe ich mir vorgenommen:

- Grundzüge der jeweiligen sprachgeschichtlichen Entwicklung in den vier niederrheinischen Territorien sichtbar zu machen und dabei
- Berührungspunkte und Divergenzen zu markieren und
- sie ansatzweise historisch zu erklären.

Die Frage wird gestellt werden müssen, ob es – in politischer wie in sprachgeschichtlicher Hinsicht – am Ende des Ancien régime überhaupt einen „Niederrhein“ gab oder ob man nicht vorsichtiger von den Verhältnissen in Kleve, Geldern, Moers und Rheinberg sprechen müßte<sup>10</sup>.

Methodisch bin ich zweigleisig gefahren, indem ich

- die vorliegende sprachhistorische Literatur und – in Auswahl – die Ergebnisse der landeskundlichen Geschichtsforschung ausgewertet

<sup>8</sup> KREMER o. J., S. 10; die folgende von Kremer hinzugesetzte Einschränkung berührt den Kern dieser Feststellung nicht: „Das ist jedoch keine feste Regel, und daher begegnen wir *gelegentlich* [Kursivierung von mir, G. C.] auch niederländisch verfaßten Dokumenten des deutschen Landesherrn [...]“ (ebd.).

<sup>9</sup> S. CORNELISSEN 1986, S. 61-79.

<sup>10</sup> Eine wissenschaftlich exakte, für die hier formulierte Themenstellung geeignete Karte gibt es nicht. Von Nutzen ist die „Special Charte von den Westphälischen Provinzen Cleve Geldern Meurs Marck Ravensberg Minden Lingen und Tecklenburg nebst den angrenzenden Ländern“, gezeichnet 1788 von D. F. SOTZMANN, gestochen von Carl JÄCK, Berlin 1790; ein Exemplar befindet sich im Kreisarchiv Kleve-Geldern. Ein Ausschnitt der Karte ist hier als Abb. 1 wiedergegeben.



Abbildung 1. Ausschnitt aus der „Special Charte von den Westpälischen Provinzen ...“ (s. Anm. 10)

- und ergänzend gezielte Stichproben in Archiven genommen habe, die unter anderem auf die Erhellung der bislang noch wenig konturierten Sprachgeschichte Moers' gerichtet waren.

Der Ausgang zweier kriegerischer Auseinandersetzungen schuf letztlich die Voraussetzungen für die konservativ geprägte Sprachgeschichte Gelderns im 18. Jahrhundert<sup>11</sup>. Zu den Folgen des 1648 beendeten Achtzigjährigen Krieges gehörte die endgültige Teilung des alten Herzogtums Geldern, dessen nördliche ‚Quartiere‘ um Nimwegen, Arnheim und Zutphen fortan Teil der Generalstaaten blieben, während für das südlich gelegene ‚Oberquartier‘ mit seinem Hauptort Roermond die Zugehörigkeit zum spanischen Königreich endgültig besiegelt wurde. Konfessionell blieb Obergeldern katholisch, sprachlich niederländisch. Der Spanische Erbfolgekrieg, endend mit dem Vertrag von Utrecht (1713), brachte eine erneute Umwälzung der territorialen Verhältnisse. Der größte Teil des geldrischen Oberquartiers kam unter die preußische Fahne, während die alte Hauptstadt Roermond den österreichischen Niederlanden einverleibt und Venlo den Generalstaaten zugeschlagen wurde.

Als am Ende des 18. Jahrhunderts französische Truppen den Niederrhein besetzten, stießen sie auf ein geldrisches Oberquartier, dessen „langue nationale“<sup>12</sup> das Niederländische geblieben war. Trotz der etwa achtzigjährigen Zugehörigkeit zum Königreich Preußen dominierte das Niederländische, die angestammte Sprache dieser katholischen Provinz, in der Schriftlichkeit ihrer Bewohner noch immer eindeutig; „es wurde durch die Schule und die katholische Kirche gestützt, es fand als Amtssprache Verwendung und wurde von den meisten Gelderländern, in den meisten Situationen gebraucht“<sup>13</sup>.

Die Gründe für die konservative Sprachgeschichte Gelderns sind in der politisch-administrativen Eigenständigkeit dieser Provinz und in ihrer kulturellen Anlehnung an den südniederländisch-flämischen Raum zu suchen. Das Festhalten am Niederländischen zahlte sich sowohl für die geldrischen Stände aus, die sich auf die vertraglichen Garantien von Utrecht stützen konnten, wie für die einflußreiche, dem Bischof in Roermond unterstehende katholische Kirche. Preußisch-deutschen und protestantisch-deutschen Neuerungen kam man auch mit Hilfe der Sprache zuvor. Und da die preußische Obrigkeit in diesem unbedeutenden Nebenland keine aktive Sprachpolitik betrieb – ob nun willentlich oder aber nolens volens –, blieb das Niederländische bis zum Jahrhundertende die ‚langue nationale‘ dieser Provinz – wenn auch das Deutsche für eine beachtliche Minderheit zuneh-

---

<sup>11</sup> Vgl. CORNELISSEN 1986, S. 32, 38-45 und 1985, S. 179f.; wörtliche Übernahmen habe ich nicht immer gekennzeichnet. Zur Geschichte Preußisch-Gelderns im 18. Jahrhundert vgl. auch HÖVELMANN 1986.

<sup>12</sup> S. CORNELISSEN 1986, S. 44.

<sup>13</sup> CORNELISSEN 1985, S. 180.

mend an Bedeutung gewonnen hatte. Zu nennen sind hier unter anderem die preußischen Beamten, die Protestanten in der Stadt Geldern und die – relativ wenigen – Gebildeten und professionellen Schriftsprachbenutzer im Lande.

Noch im 17. Jahrhundert reiste, wer die Grenze von Geldern nach Moers überschritt, zugleich von Spanien in die Oranischen Niederlande. Im 18. Jahrhundert fielen dann beide Territorien an Preußen, Geldern als Kriegsbeute, Moers als Teil einer Erbschaft. Aber noch am Ende des genannten Jahrhunderts trennten die beiden neupreußischen Nachbarprovinzen Welten.

Geldern war streng katholisch geblieben, Moers reformiert<sup>14</sup>. Dort hatte man an der niederländischen ‚Nationalsprache‘ festgehalten, die Landessprache in Moers aber war am Jahrhundertende offensichtlich das Deutsche.

Wer für das ausgehende 18. Jahrhundert Sprachvermögen und Sprachverhalten weiter Bevölkerungskreise untersuchen will, ist auf die Auswertung von oft unscheinbaren Rechnungs- und Quittungstexten angewiesen<sup>15</sup>. So basiert etwa die oben entworfene Skizze der geldrischen Sprachsituation am Ende des Ancien régime unter anderem auf der Analyse umfangreicher Rechnungsserien aus Kevelaer, Straelen und Blerick. Eine analoge Stichprobe habe ich nun im Stadtarchiv Moers genommen, bei der die Ausgabebelege zur städtischen Rechnung von 1769/70 untersucht wurden<sup>16</sup>.

Insgesamt 64 Menschen stellen in diesem Jahr eine Rechnung oder Quittung für die Stadtkasse aus. Händler, Handwerker, Tagelöhner (sowie vermutlich Landwirtschaft Betreibende) sind mit handschriftlichen Rechnungen, die z. T. mehrere Seiten umfassen, vertreten<sup>17</sup>; ‚Beamte‘, ‚Ange-

<sup>14</sup> Zur geschichtlichen Entwicklung von Moers vgl. OTTSEN 1950 und OPPERS 1975.

<sup>15</sup> Vgl. zu den Textsorten ‚Rechnung‘ und ‚Quittung‘ CORNELISSEN 1986, S. 27-31, 80-100 und 182-211.

<sup>16</sup> Stadtarchiv Moers 115,3 (Karton 362).

<sup>17</sup> Im einzelnen: Adam v. d. Trappen (Kaufmann, Camerarius); Wilhelm Stienen (für Kopierarbeiten); Joh. Heinr. Cleve (für Kopierarbeiten); Johann Schneiders (Buchbinder); D. A. Funcke (für gelieferte Schreibmaterialien); Johan Wilhelm Schopman (Dachdecker); Berndt Buscher (Zimmermann); Henrich Wagner („Blech Schläger“); Johannes Bouscht (repariert die Stadtuhr); A. Bruders; Witwe Tangen (Schmied); Goerdert Bernts (Stadtzimmermann); Anton Rossell (Glaser); Witwe Gört Kerlen (Schmied); Johan Wilhelm Coenen (Faßbinder); Jürgen Parot (Dachdecker); Bastian (Glaser); Jan op den Haff (Maurermeister); Johannes Sarberg (Zimmermeister); Joh. Willemsen; J. H. Winkels (repariert die Brandspritzen); Witwe Waldscheidts (Ofenreparatur); Wald. Schmitz (Reparatur von Laternen); Joh. Willemsen (für gel. Leinöl); Matthias Krüger (für gel. Steine); Gerhart Polmann (Fuhrlohn); Willem Busch (Rinnstein-Reinigung); J. H. Corter (für gel. Kuhhaar); Joh. Leverkus (für gel.

stellte' und Arbeiter der Stadt, staatliche, kirchliche und schulische Funktionsträger legen Empfangsquittungen vor, deren Text formelhafter und standardisierter ist als der der zuvor genannten Rechnungen<sup>18</sup>. Nicht ein einziger dieser Texte ist als niederländisch zu klassifizieren. Auch wenn man die bei der Auswertung dieser Textsorten zu erwartenden Unsicherheitsfaktoren<sup>19</sup> nicht einfach übergehen sollte – die Zahlen sprechen für sich<sup>20</sup>: Was den Geldernern das Niederländische, bedeutete den Einwohnern von Moers das Deutsche<sup>21</sup>.

Das Niederländische scheint auch in den Funktionsbereichen Amtssprache, Kirchensprache und Schulsprache kaum – noch – verwendet worden zu sein. Sowohl die in der Provinzhauptstadt angesiedelten Oberbehörden (die „Regierung“, zugleich Justizkollegium und Hauptgericht, sowie die Moerser „Deputation“ der klevischen Kriegs- und Domänenkammer)<sup>22</sup> als auch die städtische Verwaltung bedienten sich, wie gezielte Stichproben an repräsentativen Textsorten ergaben, des Deutschen<sup>23</sup>.

---

Straßensteine); Gerhard Kerlen (für gel. Mist); Johann Sauter (Tagelöhner); Andries Beckers (Tagelöhner); Joh. Hend. Dressler (Reinigung der städtischen Brücken); Johannes Winniken (Pförtner).

- <sup>18</sup> Im einzelnen: Justizrät Wever (1. Bürgermeister); Kommissionsrat Oppermann (2. Bgm.); die Schöffen: Hagenberg, W. Daubenspeck, Dietzrath, Eberh. Wilhelm Neckelmann, Löninger, Schmidt, v. d. Trappen; Neuhaus (Kammerdirektor); Haentjens (Rechenmeister); P. W. Martin (Prediger); Mann (Prediger); G. H. Riema (Gymnasialrektor); H. A. Jungst (Konrektor des Gymnasiums); die beiden Gymnasiallehrer: D. C. Scholl und Joh. Neumann; Van Spanckern („Stadt-Schulmeister“); J. Teutsch (Organist); die beiden Hebammen: Aetjen Schmitz und Christina Drinhaus; für die Aufbewahrung der Brandspritzen: Herman Borchardt, Gört Kerlen, Johannes Sarberg, Evert Tangen; die Nachtwächter: Simon Rosier, Godfried Decken, Laurens Rosier, Hend. Decken, Jacob Erckelens, Johann Gardtmann; und die Witwe Rösken (R. war Kuhhirte); zu J. Sarberg s. auch Anm. 17.
- <sup>19</sup> Hier sind u. a. die Probleme beim Erkennen von Fremdschreibern und auswärtigen Rechnungsausstellern zu erwähnen; vgl. dazu CORNELISSEN 1986 (wie Anm. 15).
- <sup>20</sup> Die gleiche Dominanz des Deutschen zeigen die – freilich weniger zahlreichen – Ausgabebelege zur Rechnung der reformierten Gemeinde in Moers von 1778/79; Stadtarchiv Moers 128,5 (Karton 387); vgl. das beigegegebene Textbeispiel.
- <sup>21</sup> Natürlich müßte auch noch die Möglichkeit eines Stadt-Land-Gefälles in Betracht gezogen werden, wie es etwa für die jeweiligen Hauptorte der preußischen Provinzen Kleve (s. MERGES 1977, S. 160) und Geldern (s. CORNELISSEN 1986, S. 96) nachgewiesen worden ist.
- <sup>22</sup> Vgl. OTTSEN 1950 und OEDIGER 1957, S. 312f., 319, 322.
- <sup>23</sup> Untersuchte Sprachzeugnisse der Stadtverwaltung:
- Ratsprotokolle (1775/76; 1776/77): Stadtarchiv Moers 103,4; 103,5 (Karton 315);
  - Stadtrechnungen (1769/70; 1771/72; 1773/74; 1781/82; 1783/84): Stadtarchiv Moers 111,16; 111,18 (Karton 347), 111,25; 111,27 (Karton 348);
  - Akten (u. a. Schul- und Gerichtsakten): Stadtarchiv Moers 28,15 (Karton 93) (pro 1780); 71,9; 72,9; 72,10 (Karton 241; 244) (pro 1763ff. bzw. 1790er Jahre); 67,6 (Karton 231) (pro 1770).

In den zeitgenössischen Schulakten wird das Problem ‚Unterrichtssprache‘ nicht thematisiert<sup>24</sup>. Es scheint für die beteiligten Institutionen (Magistrat, Moerser Regierung, reformierte Prediger) selbstverständlich gewesen zu sein, daß im Unterricht Kenntnisse des Schriftdeutschen vermittelt wurden. Soweit heute noch erkennbar, waren auch die Schulbücher deutsch<sup>25</sup>, beispielsweise in Asberg bei Moers, wo der Volksschullehrer durch eine entsprechende „Instruction“<sup>26</sup> gehalten war, die Schüler unter anderem aus der Bibel, der biblischen Geschichte und „aus Millers erbaulichen Erzählungen“ lesen zu lassen.

Die meisten Moerser bekannten sich zum reformierten Glauben. Kirchensprache scheint hier bereits recht früh das Deutsche geworden / gewesen zu sein; denn schon im 17. Jahrhundert waren die Protokolle der Moerser Classis deutsch abgefaßt<sup>27</sup>. Die Kirchenrechnungen der Stadt Moerser Gemeinde zeigen im 18. Jahrhundert das Deutsche<sup>28</sup>, die Prediger verwendeten dieselbe Sprache in ihrem offiziellen Schriftverkehr<sup>29</sup>, der schulische Religionsunterricht wurde ebenfalls auf deutsch erteilt (s. o.).

Hinweise auf Kenntnisse der niederländischen Schriftsprache habe ich nur in sehr spärlicher Zahl finden können. So etwa, wenn die „Erben Willemssen“ in ihrer Rechnung über das an die Stadt Moers gelieferte „Lijnöhl“ die lateinische Schrift in ihrer typisch niederländisch-niederrheinischen Form und wenn sie niederländische Graphien wie *Lijnöhl* (*ij=ai/*) und *aen*, *Bezaelt* (*ae=/a:/*) benutzten<sup>30</sup>. Vom Krefelder Volksschullehrer Höninghaus wird berichtet, daß seine Schüler im Jahre 1792 unter anderem „Vorschriften im Deutschen und Holländischen in Zeilen“ schrieben<sup>31</sup>. Krefeld beherbergte schließlich als einziger Ort in der Provinz Moers eine

---

Die Angaben zur Sprachwahl der Moerser Oberbehörden stützen sich auf Beobachtungen an deren Sprachzeugnissen, wie sie in den bisher aufgeführten Archivalien des Moerser Stadtarchivs immer wieder zu finden sind.

<sup>24</sup> Ausgewertete Schulakten: Stadtarchiv Moers 71,9; 72,9; 72,10 (Karton 241; 244).

<sup>25</sup> Vgl. auch ZIMMERMANN 1953, S. 224-226.

<sup>26</sup> Stadtarchiv Moers 72,10 (Karton 244), Bl. 7f.

<sup>27</sup> Wenn auch, ab 1665, vereinzelt – wieder – niederländische Protokolle auftauchen, s. TERVOOREN 1979, S. 183f.

<sup>28</sup> Überprüft wurden die Kirchenrechnungen von 1721, 1732, 1775/76 und 1778/79: Stadtarchiv Moers 127,8; 127,9; 127,11; 127,12 (Karton 386) sowie die Ausgabebelege pro 1778/79: Stadtarchiv Moers 128,5 (Karton 387).

<sup>29</sup> Enthalten in vielen der bisher angeführten Archivalien des Stadtarchivs Moers; s. u. a. die kommunalen bzw. kirchlichen Rechnungsbelege der Prediger P. W. Martin (1769/70; 1778/79), Mann (1769/70) und H. Esch (1778/79), s. o. Anm. 23 und 28.

<sup>30</sup> Stadtarchiv Moers 115,3 (Karton 362), dem Beleg Nr. 153 beigelegt.

<sup>31</sup> KEUSSEN 1898, S. 8.

Mennoniten-Gemeinde, deren Kirchenbücher bis 1798 auf niederländisch geführt wurden<sup>32</sup> und deren Prediger in ebendieser Sprache gepredigt zu haben scheinen<sup>33</sup>.

Ob tatsächlich, wie kürzlich vermutet worden ist<sup>34</sup>, „für die Grafschaft Moers in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Renaissance der ndl. Sprache in den Urkunden und in den Rats-, aber auch Synodalprotokollen“ festzustellen ist, wäre noch eingehender zu untersuchen. Davon jedenfalls ist ein Jahrhundert später nichts mehr zu spüren. Deutsch ist die Landessprache der preußischen Provinz Moers; das sprachliche Band, das die alte Grafschaft mit der Kulturlandschaft Flandern-Niederlande verbunden hatte, war dabei zu zerreißen.

Das größte und geschichtlich bedeutsamste der niederrheinischen Territorien bildete das alte Herzogtum Kleve. Auf beiden Seiten des Rheines erstreckte es sich von Zevenaar im Norden (nordöstlich von Nimwegen) bis nach Duisburg im Süden, in ostwestlicher Richtung markierten Gennep und Schermbeck die Grenze. Seit 1614 herrschten die protestantischen Fürsten von Brandenburg-Preußen über ihre klevischen Untertanen, die in ihrer großen Mehrzahl allerdings katholisch blieben. Der Grundsatz *Cuius regio eius religio* galt hier also nicht<sup>35</sup>, ebensowenig die analoge *Maxime* auf sprachlicher Ebene.

Wer sich bislang zur Sprachgeschichte der Klever Lande äußerte, der bezog sich auf die Verhältnisse in der gleichnamigen Stadt, auf den linksrheinischen Teil des alten Herzogtums und auf die Rheinstädte Emmerich, Wesel und Duisburg. Auch eine vor wenigen Jahren abgeschlossene Dissertation untersucht vor allem Sprachzeugnisse aus Orten des späteren Kreises Kleve (*grosso modo* also des linken Rheinufer). Über die schriftsprachliche Entwicklung in Hamminkeln, Hünxe oder Dinslaken, im rechtsrheinischen ‚Hinterland‘ Kleves also, wissen wir bislang fast nichts.

Die sprachhistorischen Untersuchungen der genannten Doktorarbeit münden in ein harmonisches Landschaftsgemälde:

„Der untere Niederrhein [d. s. die Orte des späteren Kreises Kleve!] bietet also im 18. Jahrhundert nicht nur wegen seiner Sitten und Gebräuche, seiner kulturellen und wirtschaftlichen Ausrichtung, sondern auch wegen der vorwiegend gesprochenen und geschriebenen Sprache das Bild einer niederländisch geprägten Landschaft.“<sup>36</sup>

<sup>32</sup> S. TERVOOREN 1979, S. 190.

<sup>33</sup> Vgl. CORNELISSEN 1986, S. 19.

<sup>34</sup> TERVOOREN 1985, S. 34.

<sup>35</sup> Vgl. JANSSEN 1984, S. 39.

<sup>36</sup> MERGES 1977, S. 207.

Deutsch sei hier bloß als „Fachsprache“ bestimmter Ämter<sup>37</sup> sowie innerhalb der protestantischen Kirchengemeinden verwendet worden<sup>38</sup>. Allerdings weisen andere Beobachtungen darauf hin, daß hier weitaus gewichtigere Einschränkungen zugunsten des Deutschen zu machen sind. So ist etwa für die Domäne ‚Amtssprache‘ notiert worden, daß Duisburg und Wesel „in ihren Ratsprotokollen schon im 16. Jh. zum Deutschen übergegangen [sind], aber auch kleinere Städte wie Kalkar und Sonsbeck [...] Mitte des 17. Jahrhunderts die deutsche Sprache“ schon benutzt haben<sup>39</sup>. Der Schulunterricht scheint auch nicht so einheitlich niederländischsprachig gewesen zu sein, wie er oben dargestellt wurde. So zeigen immerhin die Programme des Emmericher Gymnasiums seit 1760 die deutsche Sprache<sup>40</sup>, und so wurde, wie zeitgenössische Berichte belegen, auch am Gymnasium in Kleve hochdeutscher Unterricht erteilt<sup>41</sup>.

Innerhalb der evangelischen Kirchen Kleves hatte das Niederländische eine stärkere Stellung inne, als ihm oben zugemessen wurde. In einer dem protestantischen Sprachverhalten gewidmeten Spezialuntersuchung konnte festgestellt werden, daß „sich die Protestanten, wenn auch in verschiedenem Maße, dem Hochdeutschen gegenüber aufgeschlossener“<sup>42</sup> verhielten als ihre katholischen Mitbürger. Innerhalb der protestantischen Kirchen läßt sich dann noch differenzieren zwischen streng deutsch orientierten Lutheranern<sup>43</sup> und sprachlich ambivalenteren Reformierten, die besonders in Predigten und ‚direkten Ansprachen‘ auch noch lange beim Niederländischen blieben<sup>44</sup>.

---

37 Anggeführt werden u. a. das Hauptgericht in Kleve, die Notare sowie bestimmte Oberbehörden.

38 S. MERGES 1977, S. 204-207 sowie passim.

39 TERVOOREN 1985, S. 32.

40 ABELS in HÖVELMANN (Hrg.) 1965, S. 121.

41 Der Klever Sethe berichtet über seine Schulzeit (1774 – 1783): „Das Studium der deutschen Sprache und die Übung in deutschen Aufsätzen wurden aber ganz vernachlässigt. Die Schüler, welche in der clevisch-plattdeutschen Sprache aufgewachsen waren, konnten das Hochdeutsche weder geläufig und richtig schreiben noch sprechen. Die hochdeutschen Wörter mancher Dinge waren ihnen ganz unbekannt, und indem sie solche nach der gewöhnlichen Umwandlung beider Dialekte ins Hochdeutsche übertragen wollten, brachten sie oft sehr komische Wörter hervor. So erinnere ich mich z. B., daß ‚Stofferkel‘ (Handbäsen) durch ‚Staubschwein‘, ‚Hüsmus‘ (ein Sperling) durch ‚Hausmaus‘ wiedergegeben wurde“ (zitiert nach MERGES 1977, S. 51). Dieser Äußerung, die Probleme im Deutschunterricht beschreibt, mißt Merges zu wenig Gewicht bei.

42 TERVOOREN 1979, S. 190.

43 Bei den Lutheranern war die deutsche Sprache offenbar „von Anfang an die herrschende gewesen“ (TERVOOREN 1979, S. 186).

44 S. TERVOOREN 1985, S. 32.

Dem beobachteten Sprachverhalten der kleverländischen Protestanten kommt ein größeres Gewicht zu als den – nicht minder stark aufs Deutsche ausgerichteten – sprachlichen Äußerungen ihrer Glaubensbrüder und -schwestern im benachbarten Geldern<sup>45</sup>. So fallen die reformierten und lutherischen Protestanten schon durch ihre Anzahl, relativ wie absolut, stärker ins Gewicht<sup>46</sup>. Denn im preußischen Kleve hatten sich, anders als im spanisch-katholischen Gelderland, schon früh andersgläubige Gemeinden bilden können. Und deren Angehörige, alteingesessene Nieder rheiner und preußische Neubürger, gehörten nicht selten zu den tonangebenden Kreisen<sup>47</sup>. Mit den Lesewünschen dieser Protestanten ist es möglicherweise zu erklären, wenn in der Stadt Kleve neben niederländischen auch eine beachtliche Anzahl deutscher Bücher gedruckt wurde<sup>48</sup> oder wenn die in Kleve erscheinenden Zeitungen fast ausschließlich deutschsprachig waren<sup>49</sup>; die pietistische Traktatliteratur jedenfalls, verlegt und gedruckt in Duisburg, aber auch in Kleve und Wesel, erschien in deutscher Sprache<sup>50</sup>.

Für das ausgehende 18. Jahrhundert läßt sich bereits die geldrische Sprachgeschichte, in der die niederländische ‚langue nationale‘ – noch – eindeutig dominierte, nicht mehr ohne Begriffe wie Diglossie und Bilingualismus beschreiben. Noch stärker prägten beide Phänomene allem Anschein nach die sprachliche Entwicklung in der Nachbarprovinz Kleve, die sich dem Deutschen gegenüber spürbar offener zeigte.

Als niederrheinischer Landesherr ist noch der Erzbischof von Köln zu nennen, dessen nördliche Exklave, das Amt Rheinberg, die geringste geographische Ausdehnung unter den niederrheinischen Territorien besaß. Über die sprachgeschichtliche Entwicklung dieses von Kleve, Geldern und Moers umgebenen Ländchens wissen wir so gut wie nichts<sup>51</sup>.

<sup>45</sup> S. dazu CORNELISSEN 1986, S. 101-106 und 1985, S. 177f.

<sup>46</sup> Vgl. MERGES (1977, S. 160) und VON VIEBAHN (1836, S. 109f.).

<sup>47</sup> „Man darf nicht übersehen, daß sich der Protestantismus am Niederrhein [gilt nicht für das Gelderland, G. C.] trotz tatkräftiger Hilfe aus den Niederlanden nur halten konnte, weil ihn der Landadel und große Teile des städtischen Patriziat unterstützten [...]. Katholisch oder lutherisch zu sein, bedeutete in Wesel noch im 18. Jahrhundert von niederem Stande zu sein. In Kleve war die kath. Gemeinde zu Beginn des 19. Jahrhunderts zwar die zahlreichste, bestand aber ‚mehrents aus Familien vom Mittelstand der Bürger und den unvermögenden Teil der Einwohner‘ [...]“ (TERVOOREN 1979, S. 191).

<sup>48</sup> S. GORISSEN 1955, S. 6.

<sup>49</sup> S. HÖVELMANN 1978.

<sup>50</sup> S. TERVOOREN 1985, S. 38f.

<sup>51</sup> Zur Geschichte der Stadt Rheinberg vgl. ANDERNACH 1982.

Legt man die konfessionelle Gliederung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zugrunde<sup>52</sup>, dann hebt sich Issum mit seiner reformierten Bevölkerungsmehrheit und Kamp, wo sich immerhin noch eine beachtliche Minderheit zum protestantischen Glauben bekannte, von den übrigen, überwiegend katholischen Orten ab (Rheinberg, Alpen, ‚Vierquartieren‘). Die evangelische Gemeinde Issums, die seit 1648 zur Arnheimer Synode gehörte, war auch sprachlich niederländisch orientiert<sup>53</sup>; dasselbe scheint für die – relativ wenigen – Glaubensbrüder und -schwestern in Rheinberg zu gelten<sup>54</sup>. Hier waren die Protestanten, ganz anders als in Kleve und Geldern, also keineswegs Vorreiter des Deutschen; die gemeinsame Konfession band sie eng an die reformierten Niederlande, deren Sprache noch am Jahrhundertende in der evangelischen Schule Issums nachweislich unterrichtet wurde<sup>55</sup>.

Einen direkten Vergleich zwischen den vier Territorien erlaubt, trotz der zwischenzeitlich vollzogenen Umwälzungen, die niederrheinische Schulumfrage von 1814<sup>56</sup>. Denn die französische Administration hatte allem Anschein nach mehr auf die Einführung des Französischunterrichts als auf die Vereinheitlichung im muttersprachlichen Bereich gedrängt<sup>57</sup>, so daß die Momentaufnahme von 1814 in gewisser Weise die sprachlichen Verhältnisse am Ende des 18. Jahrhunderts zu reflektieren vermag<sup>58</sup>.

In den ehemals geldrischen Orten hatte sich während der Franzosenzeit das Deutsche neben die alte ‚Nationalsprache‘ geschoben, die allerdings 1814 noch in den allermeisten Volksschulen unterrichtet wurde. Offensichtlich bestimmte das Nebeneinander beider Sprachen den damaligen Schulalltag; wo der Unterricht nach den in dieser Enquête gemachten Angaben einsprachig war, da wurde zumeist das Niederländische benutzt<sup>59</sup>. Im Klevischen lagen die Verhältnisse ähnlich, legt man einmal die Umfrageergebnisse für den Kanton Kalkar zugrunde<sup>60</sup>. Auch hier scheint 1814 in aller Regel zweisprachiger Unterricht erteilt worden zu sein, „Deutsch und

<sup>52</sup> Vgl. die Ergebnisse der Umfrage von 1814 (s. u.) und VON VIEBAHN (1836, S. 110).

<sup>53</sup> S. TERVOOREN 1979, S. 184.

<sup>54</sup> S. ROSENKRANZ 1956, S. 460.

<sup>55</sup> S. NETTESHEIM 1881, S. 568.

<sup>56</sup> S. CORNELISSEN 1986, S. 129.

<sup>57</sup> S. CORNELISSEN 1986, S. 128-136.

<sup>58</sup> Auf den Unterricht der französischen Sprache gehe ich im folgenden nicht ein.

<sup>59</sup> S. CORNELISSEN 1986, S. 132-134.

<sup>60</sup> Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Bestand des Generalgouvernements des Nieder- und Mittelrheins (HSTAD, GNM) 1547; zu diesem Kanton gehörten die Gemeinden Kalkar, Appeldorn, Till, Grieth, Keppeln und Uedem mit insgesamt 15 Volksschulen.

holländisch“ (Angabe zur protestantischen Schule in Uedem). Rein niederländischsprachige Schulen, wie sie für das Geldrische bezeugt sind, werden in diesem Teil des alten Herzogtums Kleve allerdings nicht genannt.

Klare Verhältnisse gab es im ehemaligen Fürstentum Moers. Hier enthalten die Umfrageergebnisse keinerlei Hinweise auf die Verwendung des Niederländischen im Schulunterricht<sup>61</sup>. Es wurden das Lesen und Schreiben „der teutschen Sprache“ (Angabe zu Budberg) gelehrt. Daß zwischen den ehemals moersischen und den ehemals geldrischen Dörfern auch im Bewußtsein der Zeitgenossen eine klare Grenze verlief, belegt die Einschätzung des Schaephuysener Pfarrers Hunnekens, der sich über den dortigen Schullehrer äußerte:

„giebt unterricht in Holländische und teutsche Sprache lesen schreiben und rechnen, Seine vorzügliche stärke wird er wohl besitzen in die Holländische die hiesige volkssprache. Die Kinder werden am ersten in die Teutsche, und wenn sie diese mächtig sind in die Holländische Sprache unterrichtet. – Dieser Method ist gemäß meine gemachte bemerkungen, und erfahrungen, der allerbesten, ein in gegenden /: als besonders sich der ganze Kreis Cleve [= Arrondissement Klevel] die gemeinden aldekerk St. Thonisberg, Reurdt und Schaephuysen wo die Holländische die volkssprache ist [...]“.

Niederländischsprachig war für den Geistlichen der ehemals klevische und geldrische Raum, die altgeldrischen Dörfer Aldekerk, Tönisberg, Rheurdt und Schaephuysen nennt er als Vorposten; die Orte jenseits der Grenze zu Moers und Kurköln rechnet er bereits zum deutschen Sprachgebiet.

Allerdings war das Schulwesen im früheren Amt Rheinberg noch nicht völlig aufs Deutsche umgestellt<sup>62</sup>. Während in Rheinberg, Alpen und Kamp der Unterricht dem im benachbarten Moers geglichen zu haben scheint, lassen die Verhältnisse anderenorts auch an Geldern oder Kleve denken. So heißt es etwa über den protestantischen Lehrer in Issum: „Er lehrt Lesen und Schreiben im Hoch- und Niederdeutschen, wie auch im Rechnen. Das Hochdeutsche lehrt er ziemlich gründlich.“<sup>63</sup> Der Schulmeister in Lintfort (zu Vierquartieren gehörend) gab „Unterricht in der Hoch und wenn

<sup>61</sup> Umfrageergebnisse des ‚Kreises‘ (= Arrondissements) Krefeld: HSTAD, GNM 1313<sup>1</sup>; die Moerser Orte: Moers (Bl. 163-180), Baerl (Bl. 196-200), Kapellen (Bl. 201-205), Emmerich (Bl. 206-217), Homberg (Bl. 218-222), Neukirchen (Bl. 223-230), Repelen (Bl. 231-238), Vluyn (Bl. 251-256), Budberg (Bl. 464-479) und Orsoy (Bl. 499-501). Auch die Angaben für Krefeld (Bl. 1-26) enthalten keinen Fingerzeig auf Niederländischunterricht. – Das im Anschluß folgende Zitat von Pfarrer Hunnekens: HSTAD, GNM 1313<sup>1</sup>, Bl. 243r.

<sup>62</sup> Angaben der Umfrage von 1814: Alpen (HSTAD, GNM 1313<sup>1</sup>, Bl. 458-463), Kamp (Bl. 480-485), Rheinberg (Bl. 502-508), Vierquartieren (Bl. 510-525) und Issum (GNM 1544, in Bl. 11-27 und 44f.).

<sup>63</sup> In meiner Dissertation hat sich bei der Darstellung des Umfrageergebnisses ein bedauerlicher Fehler eingeschlichen. Statt ‚Issum‘ muß als vierte Schule mit rein niederländischsprachigem Unterricht ‚Aengenesch‘ angezeigt werden (s. CORNELISSEN 1986, S. 133).

es gefordert wird, Niederdeutschen Sprache lesen, Schreiben [...]“. Ein Bericht französischer Beobachter belegt, daß auch 1802/1807 in den Schulen von Vierquartieren „Niederdeutsch“ (gemeint war Niederländisch) unterrichtet worden war<sup>64</sup>. Niederländisch wurde also angeboten und gelehrt im katholischen Lintfort wie in der protestantischen Schule Issums, das Merkmal ‚Konfession‘ scheint nicht der einzig sprachsteuernde Faktor im Amt Rheinberg gewesen zu sein.

Der territoriale Vergleich läßt eine deutliche Staffelung der sprachgeschichtlichen Entwicklung des Niederrheins erkennen. Klar zeichnet sich für das ausgehende 18. Jahrhundert die sprachlich konservative Position des geldrischen Oberquartiers ab, während im benachbarten Kleve der Einfluß des Deutschen bereits spürbar stärker war; Moers markiert in seiner sprachlichen Orientierung den Gegenpol zu Geldern, die Sprachverhältnisse im kurkölnischen Rheinberg haben bislang noch kaum Konturen bekommen. Gemessen an der späteren Entwicklung, die mit der völligen Ablösung des Niederländischen endete, lassen sich in den einzelnen Provinzen sehr verschiedene Stadien verfolgen. Geldern etwa besetzt eine Stufe, die für das benachbarte Moers längst der Vergangenheit angehört zu haben scheint, oder umgekehrt: Moers war, aus geldrischer Sicht, seiner Zeit um etwa ein Jahrhundert voraus. In der niederrheinischen Schriftsprachgeschichte am Ende des 18. Jahrhunderts ist die ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ bestimmend, gravierende territoriale Unterschiede prägten den Niederrhein trotz seiner nur geringen räumlichen Ausdehnung. Zu dieser Zeit haben wir es weder politisch noch sprachlich „mit einem relativ geschlossenen Gebiet zu tun.“<sup>65</sup>

Divergente politisch-territoriale Eckdaten hatten zur Ausgestaltung dieser heterogenen Sprachlandschaft beigetragen; durchgängige Entwicklungsstränge und sprachliche Trends hatten in den einzelnen Territorien eine unterschiedliche Dynamik entwickelt. So sind kürzlich für die Verbreitung von Deutschkenntnissen und für das beobachtbare Zunehmen deutscher Texte im 17. und 18. Jahrhundert verschiedene Voraussetzungen aufgezeigt worden<sup>66</sup>: Die zunächst wechselnden, sich schließlich aber konsolidierenden Herrschaftsverhältnisse, die fast den gesamten Niederrhein im 18. Jahrhundert preußisch werden ließen; die gleichzeitig vollzogene

<sup>64</sup> S. VOELZ 1986, S. 188.

<sup>65</sup> Dagegen Tervooren: „Aber erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als Preußen [zu Kleve] auch noch Geldern mit Teilen des Oberquartiers und die Grafschaft Moers in seinen Besitz brachte, haben wir es auch politisch mit einem relativ geschlossenen Raum zu tun“ (TERVOOREN 1979, S. 174).

<sup>66</sup> S. TERVOOREN 1985.

(Um-)Orientierung nach Osten; der – auch politisch und ökonomisch bedingte – Sprachwertverlust des Niederländischen; schließlich noch die in diesem Zusammenhang ebenfalls beschriebene deutsche Prägung aufklärerischer und pietistischer Strömungen am Niederrhein, die allerdings vermutlich bereits als bedingter Faktor in diesem sprachlichen Ursachen- und Wirkungsgeflecht zu werten sein wird.

In Kleve hatten die genannten Tendenzen tatsächlich zu einer Teilablösung des Niederländischen – im skizzierten Umfang – beigetragen. Eine der diese Entwicklung überhaupt erst ermöglichenden Voraussetzungen war die gemischtkonfessionelle Bevölkerungsstruktur dieser Provinz, die wiederum auf die im Herzogtum Kleve von jeher „praktizierte (relative) Toleranz“ in religiöser Hinsicht zurückgeführt werden muß<sup>67</sup>. Erst so konnten sich hier protestantische Gemeinden bilden, konnten Landadel und städtisches Patriziat zum Protestantismus übertreten, der – das zeigt die bisherige Forschung – einer der Wegbereiter der deutschen Sprache am Niederrhein wurde. Religiöse Toleranz, konfessioneller Pluralismus und Sprachenvielfalt hingen eng miteinander zusammen.

Für die klevische Sprachgeschichte mag auch die frühe Verbindung des niederrheinischen Herzogtums mit der Grafschaft Mark (und, für das 17. Jahrhundert, mit den großen Herzogtümern am mittleren Niederrhein)<sup>68</sup> von Bedeutung gewesen sein. Gemeinsame Verwaltungsinstanzen<sup>69</sup> und Gerichte<sup>70</sup> mögen Klammern gebildet, gemeinsame Schulordnungen<sup>71</sup> und Schulbücher<sup>72</sup> eine Öffnung gegenüber dem Deutschen begünstigt haben. Eine solche Hinwendung ist vor allem für die reformierten Gemeinden im Klevischen beobachtet worden; sie wird manifest unter anderem dann, wenn in Kleve deutsche Gesangbücher benutzt wurden, die für den Bereich der Synoden Kleve, Jülich, Berg und Mark bestimmt waren<sup>73</sup>.

Dagegen wurde die Sprachgeschichte Gelderns durch jene Abkapselung und Abschottung bestimmt, die die ‚Eigenidentität‘ dieser Provinz<sup>74</sup> bewahrten, in politischer, kultureller, kirchlicher und auch sprachlicher Hinsicht. Die katholisch-landständische Interessenkoalition, gestützt auf einzigartige Vertragsgarantien und auf ergebene Untertanen, mußte in

<sup>67</sup> JANSSEN 1984, S. 39.

<sup>68</sup> Vgl. JANSSEN 1984.

<sup>69</sup> S. HASHAGEN 1909.

<sup>70</sup> Vgl. etwa Merges' Darstellung zum Hauptgericht in Kleve (MERGES 1977, S. 92f.).

<sup>71</sup> S. PASSENS – TERVOOREN – WAGNER 1979, S. 50.

<sup>72</sup> S. MERGES 1977, S. 48.

<sup>73</sup> S. MERGES 1977, S. 153-158 und 161.

<sup>74</sup> Den Begriff der „eigen identiteit“ prägte VAN RENSCH (1977, S. 216).

wohlverstandenen Eigeninteresse jeder Ausbreitung des Deutschen entgegentreten, und sie tat dies mit Erfolg. Geldern blieb Teil einer katholisch geprägten flämisch-brabantischen Kulturlandschaft (deren Vereinigung mit den protestantischen Provinzen im Norden später ja nicht mehr gelingen sollte).

Die geschichtliche Entwicklung von Moers zeigt einige auffallende Parallelen zu Geldern. Beide Territorien gehörten noch im 17. Jahrhundert zu niederländischsprachigen Herrschaftsbereichen, beide kamen zu Anfang des 18. Jahrhunderts an Preußen. Um so überraschender erscheint zunächst ihre divergente Sprachgeschichte in preußischer Zeit. Allerdings fehlen im Falle Moers' all jene Momente, die in Geldern zugunsten des Niederländischen ins Gewicht fielen. Es fehlt die kirchliche Bindung an den niederländischen Raum, es fehlt die politisch-administrative Eigenständigkeit<sup>75</sup>. Moers entwickelte sich in weit höherem Maße zu einer ‚preußischen‘ Provinz als Geldern, wobei die protestantische Konfession der Einwohner eine gewisse Schubkraft entwickelt haben dürfte. Das Fürstentum Moers besaß nicht die Identifikations- und Integrationsklammer, die ein Aufgehen in Preußen hätte vermeiden können<sup>76</sup>. Die niederländische Sprache war dazu offensichtlich nicht geeignet<sup>77</sup>.

Bemerkenswert erscheint mir, daß die beiden über Jahrhunderte hin religiös intoleranten und monokonfessionell geprägten Länder (Geldern, Moers) auch sprachlich zur Uniformität tendierten, anders etwa als das liberalere Kleve; vielleicht werden weitere Untersuchungen auch für Moers jenen Kausalzusammenhang zwischen Politik, Religion und Sprache aufzeigen können, der im Falle der beiden Nachbarprovinzen bereits erkennbar geworden ist.

Die niederrheinische Sprachwirklichkeit am Ende des Ancien régime läßt sich mit Hilfe der territorialen Betrachtungsweise ein gutes Stück weit erhellen. Bedeutsame Unterschiede in der sprachlichen Entwicklung von Kleve, Geldern, Moers und Rheinberg haben ihre Wurzeln in der jeweiligen Geschichte dieser Territorien. Die analytische Isolierung des Parameters

<sup>75</sup> Eine der Moerser Oberbehörden, die Kriegs- und Domänenkammer, war eine „Deputation“ der Klever Kammer (s. o.); die Moerser Stadtrechnung wurde in Kleve revidiert, das Klever Gericht bildete die Revisionsinstanz für Moers u. a. m.

<sup>76</sup> Dieser – auf jeden Fall auf sprachlicher Ebene ablaufende – Prozeß der Assimilation müßte natürlich noch anhand umfangreicher Textserien aus dem gesamten Jahrhundert untersucht werden.

<sup>77</sup> Zur Sprachgeschichte des seit Jahrhunderten zu Kurköln gehörenden Amtes Rheinberg s. o.

‚territoriale Zugehörigkeit‘ sollte allerdings nicht zur Verabsolutierung der so gewonnenen Ergebnisse verleiten.

So wurde etwa die Bedeutung der Merkmale ‚Konfession‘<sup>78</sup> oder ‚Bildungsgrad‘ für die Sprachkenntnisse und die Sprachverwendung über die territorialen Schranken hinweg nachgewiesen. Vielleicht sollte man in Zukunft auch die Wirkung geographischer Nähe bzw. Entfernung einmal genauer ins Auge fassen. Hier ist zu erwarten, daß sich die gleiche geographische Stufung, die innerhalb des Herzogtums Geldern zu beobachten ist<sup>79</sup>, auf gesamtniederrheinischer Ebene wiederholt, das hieße, daß die Stellung des Deutschen mit zunehmender Entfernung vom niederländischen Sprachraum in west-östlicher bzw. nord-südlicher Richtung spürbar stärker werden müßte.

Die sprachlichen Implikationen der für den Niederrhein so kennzeichnenden Mittellage treten in den letzten Jahren verstärkt in den Horizont der Sprachgeschichtsforschung. Dabei bildete dieser Raum nicht nur eine lebendige Kontaktzone zwischen dem niederländischen und dem deutschen Sprachgebiet, er lag ebenfalls auf der Nahtstelle zwischen den sich seit dem 80jährigen Krieg herausbildenden Kulturprovinzen der katholischen Süd- und der protestantischen Nordniederlande. Wenn etwa für das 17. Jahrhundert festgestellt werden konnte, daß sich Geldern stark nach den südlichen Landen, Kleve aber nach den holländischen Generalstaaten orientierte<sup>80</sup>, dann muß der Sprachhistoriker fragen: Benutzte man damals, entsprechend der kulturellen Ausrichtung, in Kleve vielleicht eine holländische *schrijftaal*, während in Geldern möglicherweise ein flämisch-brabantisches Niederländisch geschrieben wurde?<sup>81</sup>

Man muß nicht die umfassenden Bezüge zur Kulturlandschaft Flandern-Niederlande grundsätzlich infrage stellen, um die niederrheinische Rand- und Sonderstellung darin hervorzuheben. Eine Randlage, wie sie etwa in der Sprache der Duisburger Wassenberch-Chronik aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts ihren Niederschlag findet, die jüngst als ‚geldrisch-kleverländische Regionalsprache‘ innerhalb des Mittelniederländischen charakterisiert worden ist<sup>82</sup>. Und die niederrheinische Landschaftssprache (oder Landschaftssprachen) war, dies sei betont, von jeher ‚anfällig‘ und

<sup>78</sup> S. v. a. TERVOOREN 1979.

<sup>79</sup> S. CORNELISSEN 1986, S. 118f. und passim.

<sup>80</sup> Darauf hat Friedrich Gorissen immer wieder hingewiesen, vgl. CORNELISSEN 1986, S. 41; vgl. zur ‚kulturellen Ausrichtung‘ im 16. Jahrhundert MIHM 1986.

<sup>81</sup> Im 18. Jahrhundert meine ich das jedenfalls für Obergeldern erkennen zu können, s. CORNELISSEN 1986, S. 222ff.

<sup>82</sup> S. PETERS 1986, S. 385.

offen für Einflüsse aus dem deutschen Sprachgebiet<sup>83</sup>. Das ist, für das späte Mittelalter, an Urkunden des Herzogtums Geldern ebenso beobachtet worden wie an Sprachzeugnissen der benachbarten Grafschaft Moers<sup>84</sup>. Auch der Theutonista des Klever Chronisten Gerard van der Schueren war, wie eine rezente Untersuchung ergab, kein „Idioticon clivense“, da sein Verfasser „mit einer gewissen Systematik Wörter aus weiten Teilen des gesamten deutschen und niederländischen Sprachraums“ zusammengestellt hatte<sup>85</sup>. Und schließlich sei noch einmal auf jene niederländisch-deutschen Mischformen hingewiesen<sup>86</sup>, in denen sich der jahrhundertelange Sprachkontakt am Niederrhein vielleicht am augenfälligsten manifestierte, bis die preußische Sprachpolitik des 19. Jahrhunderts die Landkarte bereinigte und Sprachgrenzen und politische Grenzen zur Deckung brachte.

### Textbeispiel

Moers 1778 (oder 1779); Stadtarchiv Moers 128,5 (Karton 387)  
Vollständiger Text, deutsche Schrift  
Vgl. oben besonders Anm. 20

Pro Anno 1778.	rthlr.	stbr.	d.
Kommt mir Unterschriebr. Wegen die Kirche Zu steübern	–	30	–
Wegen wegmachung des Schnees Vom Kirchen söller und wo es nöthig gewesen	–	20	–
Vor Extraordinaire mühe	1	30	–
Vor die stein Kohlen einzutragen, und 100 dach Ziegel Vom Castel Zu holen ausgelegt	–	5	–
an einer frau ausgelegt Vor die gläßer Zu waßhen und die Görkañier Zu schruben ad	–	7	6
Wie auch 5 Bogen Copÿrt p. Bogen 3 stbr.	–	15	–

<sup>83</sup> Wer ältere niederrheinische Texte linguistisch analysieren wollte, sollte neben niederländischen (Flämisch, Brabantisch, Limburgisch, Geldrisch) und mitteldeutschen (Kölnisch u. a.) auch niederdeutsche Schreibsprachen zum Vergleich heranziehen. Es gibt, um es in der Terminologie der Niederlandistik zu sagen, durchaus ‚oosterse‘ Elemente in der niederrheinischen Schriftlichkeit.

<sup>84</sup> S. TILLE 1925 und DE SMET 1985.

<sup>85</sup> EICKMANS 1986, S. 187f.

<sup>86</sup> S. v. a. TERVOOREN 1985.

Vor eine schupKarr Kleÿ	-	4	-
Vor Besemen, Federn, dienten, glocken und schlößer zu schmieren		1	40
		<hr/>	
	Sumā	4	31
			6

Obige Vier rthlr. 31 stbr. 6 d. sind mir Vom  
Rendant der Kirche, richtig Zahlt Möers d. 18. Janr. 1779  
C. Müller Küster.

### Zitierte Literatur

- ANDERNACH, N., *Rheinberg* (Rheinischer Städteatlas, VII, 40), Köln Bonn 1982.
- AUBIN, H. – FRINGS, Th. – MÜLLER, J., *Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte, Sprache, Volkskunde*. Mit einem Vorwort zur Neuausgabe von Fr. PETRI und Nachworten zum geschichtlichen und volkskundlichen Beitrag von H. AUBIN und M. ZENDER, Darmstadt 1966 [1. Auflage 1926].
- CORNELISSEN, G., *Sprachkontakt und Sprachersatz im preußischen Gelderland. Die Ablösung des Niederländischen durch das Deutsche (1770 – 1870). Mit einer Karte*, Rhein.Vjbl. 49 (1985) 173-189.
- CORNELISSEN, G., *Das Niederländische im preußischen Gelderland und seine Ablösung durch das Deutsche. Untersuchungen zur niederrheinischen Sprachgeschichte der Jahre 1770 bis 1870* (Rheinisches Archiv, 119 = Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Geldern und Umgegend, 86), Bonn Geldern 1986.
- CORNELISSEN, G., *Theodor Frings (1886 – 1968)*, Heimatbuch des Kreises Viersen (1987) 13-20.
- EICKMANS, H., *Gerard van der Schueren: Teuthonista. Lexikographische und historisch-wortgeographische Untersuchungen* (Niederdeutsche Studien, 33), Köln Wien 1986.
- GOOSSENS, J., *Die Herausbildung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze. Ergebnisse und Desiderate der Forschung* (Mededelingen van de Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde, 29), Hasselt 1984.
- GORISSEN, Fr., *Grenzraum Kleve in der niederrheinischen Geschichte – Verflechtung und Wandel*, Gemeinschaft und Politik 11 (1955) 3-12.

- HASHAGEN, J., *Die preussische Herrschaft und die Stände am Niederrhein*, Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 28 (1909) 1-29.
- HÖVELMANN, Gr. (Hrg.), *Niederrheinische Kirchengeschichte*. In Zusammenarbeit mit K. ABELS und P. DYCKMANS hrg. von Gr. H., Kevelaer 1965.
- HÖVELMANN, Gr., *Die älteren Zeitungen im Kreise Kleve. Bibliographie und Standortnachweis der im heutigen Kreisgebiet vor 1945 verlegten Zeitungen*, in: *Archiv und Geschichte. Festschrift Rudolf Brandts*, hrg. v. H. P. NEUHEUSER u. a. (11. Archivheft des LV Rheinland), Köln 1978, S. 227-242.
- HÖVELMANN, Gr., *Geldern – Preußens Maasprovinz (1713–1794)*, Rhein.-Vjbl. 50 (1986) 128-149.
- JANSSEN, W., *Kleve – Mark – Jülich – Berg – Ravensberg 1400–1600*, in: *Land im Mittelpunkt der Mächte. Die Herzogtümer Jülich, Kleve, Berg, Kleve* <sup>2</sup>1984, S. 18-40.
- KEUSSEN, H., *Beiträge zur Geschichte Crefelds und des Niederrheins. Mit einem Bildnisse des Verfassers*, Köln 1898.
- KREMER, L., *Das Niederländische als Kultursprache deutscher Gebiete (Nachbarn, 27)*, Bonn 1983.
- MERGES, J. K. Chr., *Der untere Niederrhein. Studien zu seiner sprachlichen Entwicklung*, Diss. Bonn 1977.
- MIHM, A., *Die kulturelle Ausrichtung des Niederrheins im 16. Jahrhundert und der Sprachwechsel zum Hochdeutschen*, in: *wortes anst, verbi gratia. donum natalicium Gilbert A. R. de Smet*, hrg. v. H. L. COX u. a., Leuven Amersfoort 1986, S. 331-340.
- NETTESHEIM, Fr., *Geschichte der Schulen im alten Herzogthum Geldern und in den benachbarten Landestheilen. Ein Beitrag zur Geschichte des Unterrichtswesens Deutschlands und der Niederlande. Aus den Quellen bearbeitet*, Düsseldorf 1881.
- OEDIGER, F. W. (Bearb.), *Landes- und Gerichtsarchive von Jülich-Berg, Kleve-Mark, Moers und Geldern. Bestandsübersichten (Das Staatsarchiv Düsseldorf und seine Bestände, 1)*, Siegburg 1957.
- OPPERS, H., *675 Jahre Stadt Moers. Verleihung der Stadtrechte an die Bürger von Moers durch König Albrecht I. am 20. Juli 1300*, Moers 1975.
- OTTSEN, O., *Beiträge zur Geschichte der Stadt Moers*, Bd. 1-3, Moers 1950.

- PASSENS, B. – TERVOOREN, K. – WAGNER, H., *Hogdüts leeren. Die Verdrängung des Niederländischen aus den geldrischen und klevischen Schulen zwischen 1780 und 1840*, Geldrischer Heimatkalender (1979) 48-60.
- PETERS, R., *Zur Sprache der Duisburger Chronik des Johann Wassenberch*, in: *wortes anst, verbi gratia. donum natalicium Gilbert A. R. de Smet*, hrg. v. H. L. COX u. a., Leuven Amersfoort 1986, S. 381-386.
- VAN RENSCH, Th. J., *Het Hof van Justitie van Pruisisch Gelre. Enkele aspecten van zijn geschiedenis, competentie en de invloed van de achttiende-eeuwse rechtsontwikkeling in Pruisen*, Publications de la Société historique et archéologique dans le Limbourg 113 (1977) 193-268.
- RING, W., *Duisburg und die Niederlande. Politische, kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen durch anderhalb Jahrtausende* (Veröffentlichung der Deutsch-Niederländischen Gesellschaft E. V. Berlin), Berlin o. J.
- ROSENKRANZ, A., *Das Evangelische Rheinland, ein rheinisches Gemeinde- und Pfarrerbuch*, im Auftrag der Evangelischen Kirche im Rheinland hrg., Bd. 1: *Die Gemeinden*, Düsseldorf 1956.
- DE SMET, G. A. R., *Zur Urkundensprache in der Grafschaft Moers 1322 – 1420*, in: *Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Mit 22 Karten und 7 Abbildungen*, hrg. v. A. MIHM (ZDL Beihefte, 50), Stuttgart 1985, S. 17-29.
- TERVOOREN, H., *Boes Teutsch, boes evangelisch. Beobachtungen zum Sprachverhalten evangelischer Gemeinden am unteren Niederrhein*, ZfdPh 98 (1979), Sonderheft: *Aus der Werkstatt deutscher Literatur- und Sprachwissenschaft. Festgabe für Hugo Moser*, S. 173-192.
- TERVOOREN, H., *Sprechen wie einem der Schnabel gewachsen ist. Mundart im Wandel*, Geldrischer Heimatkalender (1979) 41-47; zit. als TERVOOREN 1979a.
- TERVOOREN, H., *Sprache und Sprachen am Niederrhein (1550 – 1900)*, in: *Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Mit 22 Karten und 7 Abbildungen*, hrg. v. A. MIHM (ZDL Beihefte, 50), Stuttgart 1985, S. 30-47.

- TILLE, E., *Zur Sprache der Urkunden des Herzogtums Geldern* (Rhein. Beitr. u. Hülfsbücher zur germ. Philologie u. Volkskunde, 7), Bonn Leipzig 1925.
- VON VIEBAHN, J. G., *Statistik und Topographie des Regierungs-Bezirks Düsseldorf. Erster Theil* [...], Düsseldorf 1836.
- VOELZ, G., *20 Jahre unter französischer Herrschaft. Camp und Lindforth von 1794 bis 1814*, Heimatkalender des Kreises Wesel (1986) 185-197.
- ZIMMERMANN, W., *Die Anfänge und der Aufbau des Lehrerbildungs- und Volksschulwesens am Rhein um die Wende des 18. Jahrhunderts (1770 - 1826). Ein Beitrag zur Geschichte des rheinischen Schulwesens. I. Teil: Die Anfänge der Lehrerbildung und die Reform des niederen Schulwesens in den rheinischen Territorialstaaten (1770 - 1794) (1806)*, Köln 1953.

## Kleinräumige Mundartwörterbücher

### Kolloquiumsbericht

Am 22. Mai 1987 fand unter der Leitung von Hans Taubken, Mitarbeiter am Westfälischen Wörterbuch, im Rahmen der Hauptversammlung der Kommission für Mundart- und Namenforschung ein Kolloquium zum Thema „Kleinräumige Mundartwörterbücher“ statt. An dieser Veranstaltung nahmen außer den Kommissionsmitgliedern zahlreiche Gäste teil, darunter Mitarbeiter von zwei regionalen Wörterbuchprojekten sowie mehrere für diese zuständige Kommunalpolitiker.

In seiner Einführung ging Taubken auf das steigende Interesse an der heimatlichen Sprache und der damit verbundenen Beanspruchung der Dienststelle der Kommission durch verschiedene Personenkreise ein. Dieses Interesse manifestiert sich u. a. darin, daß in dem Zeitraum von 1960 bis heute fast so viele kleinräumige Mundartwörterbücher westfälischer Dialekte erschienen sind wie in den zweihundert Jahren zuvor. Besonders in letzter Zeit sind verschiedene Arbeitsgruppen, die lokale bzw. regionale Mundartwörterbücher erstellen, mit der Bitte um fachliche Unterstützung an die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens herangetreten.

Zwei zur Zeit im Entstehen begriffene Projekte sollten im Rahmen dieses Kolloquiums vorgestellt werden: das „Wörterbuch der westmünsterländischen Mundart“ und das „Plattdeutsche Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlands“, denn in beiden Fällen bestehen enge Beziehungen zur Arbeitsstelle des Westfälischen Wörterbuchs. Seit Anfang 1986 steht Paul Teepe der Bearbeiterin des Westmünsterländischen Wörterbuchs, Elisabeth Piirainen, mit seiner Erfahrung und seinem Rat zur Seite; drei Jahre lang betreute Taubken das Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlands in der Sammelphase, bis Reinhard Pilkmann-Pohl im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme die Bearbeitung für die Druckvorlage übernahm.

Neben den Bearbeitern der genannten Projekte war Georg Cornelissen vom Amt für rheinische Landeskunde eingeladen, um seine Arbeit als hauptamtlicher Betreuer von lokalen Mundartwörterbüchern im Rheinland und die dabei gemachten Erfahrungen vorzustellen.

Als erste Referentin berichtete Elisabeth Piirainen über das „Wörterbuch der westmünsterländischen Mundart“, das voraussichtlich gegen Ende

1989 erscheinen soll. Das Projekt, das sie – teils im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, teils in Form ehrenamtlicher Mitarbeit – zusammen mit dem Leiter des Hamaland-Museums, Wilhelm Elling, in Vreden bearbeitet, geht zurück auf eine bereits 1964 begonnene Sammlung von Ausdrücken, Redewendungen und Sprichwörtern, die Elling als freier Mitarbeiter des Westfälischen Wörterbuchs für den Vredener Raum zusammentrug. Seit 1966 wurden außerdem Tonbandaufzeichnungen mit Mundartsprechern gemacht; sie enthalten volkskundliche Berichte und Protokolle in Anlehnung an Fragelisten der Volkskundlichen Kommission, Münster. Material lieferten ferner die 7 000 Inventarkarten des Hamaland-Museums, die zahlreiche plattdeutsche Wörter enthalten.

Schon zu einem recht frühen Zeitpunkt wurde beschlossen, ein Wörterbuch nicht nur für die Vredener Ortsmundart zu erarbeiten, sondern für ein größeres westmünsterländisches Gebiet (in etwa das Gebiet des heutigen Kreises Borken), das sich trotz kleinräumiger Unterschiede doch als dialektgeographisch relativ einheitliche Region darstellt.

Diese stark volkskundlich orientierte Sammlung bildete zunächst den Grundstock, den es zu erweitern und zu einem Wörterbuch auszubauen galt. So wurde für jedes in der Sammlung erscheinende Wort ein eigener Zettel angelegt, möglichst schon mit Textbeispielen, eine praktikable Schreibweise entwickelt und mit der Lemmatisierung begonnen. Das damals gesammelte Material stammte teils aus Einzelbefragungen, teils aus einer 1972 gegründeten „Arbeitsgemeinschaft Mundart“. Als 1984 die Wörterbuchbearbeitung in Angriff genommen wurde, reaktivierte man auch diese Gesprächsrunde, nun unter dem Titel „Arbeitsgemeinschaft Mundart und Wörterbuch“. Der wichtigste Teil der Belegsammlung ist wohl dieser Arbeitsgemeinschaft zu verdanken. Die Gruppe traf sich monatlich zu einer Gesprächsrunde. Das Thema des Abends war zuvor bekannt gegeben, zum Teil durch Fragen vorbereitet worden; dazu sollte schon vorher am eigenen Ort Wortmaterial gesammelt werden. Gerade im Gespräch, durch gegenseitige Anregung, kam immer wieder eine Fülle von Wörtern zutage. Mehrere Gewährsleute brachten regelmäßig Wortlisten mit, Aufzeichnungen von Mundartausdrücken, die ihnen im Verlauf des Monats ein- und aufgefallen waren. Für manche Themenkreise war eine stärkere Spezialisierung erforderlich, so daß eine Einzelbefragung ergiebiger war. Hierzu gehörten an erster Stelle die alten, nicht mehr ausgeübten Berufe, vor allem Handwerke. Um eine gewisse Vollständigkeit auch über den sachkundlichen Bereich hinaus zu erreichen, wurden auch andere Themenkreise wie etwa „Eigenschaften des Menschen“ (körperliche, geistige, charakterliche) behandelt. Zur systematischen Vervollständigung des Materials wurden auch

die Wörterbücher der angrenzenden ostniederländischen Mundarten als Anregung herangezogen. Insgesamt gab man der direkten Methode der Materialerhebung den Vorrang; darüber hinaus wurden aber auch schriftliche Mundarttexte erfaßt, etwa durch die Auswertung der einschlägigen Heimatbücher, Heimatkalender usw.

Der zeitliche Rahmen des Materials wurde ebenfalls weit gesteckt: Gesammelt wird keineswegs nur aussterbendes Wortgut. Vielmehr wird auch die allgemeinsprachliche Lexik erfaßt, bis hin zu Mischformen, die den Sprachwandel unserer Zeit dokumentieren. Dagegen werden nur historisch belegte Wörter nicht ins Wörterbuch aufgenommen.

Zur Zeit liegen etwa 45 000 Einzelwörter vor. Um dieses Material bewältigen und für ein Wörterbuch aufbereiten zu können, wurde – trotz der hauptsächlich wortfeldbezogenen Sammelmethode – schon früh die Entscheidung zugunsten der alphabetischen anstelle einer systematischen Anordnung gefällt. Die extensive Verwendung von Verweisen wird die sachlichen Erläuterungen in den einzelnen Artikeln entlasten. Sachlich Zusammengehöriges, das durch die alphabetische Anordnung des Materials auseinandergerissen wird, soll durch Querverweise erschlossen werden. Mit der Zuordnung zu Stichwörtern (Lemmatisierung) und alphabetischer Sortierung wurde begonnen. Die Richtlinien für die Anordnung des Materials und für die Anlage der Wortartikel wurden zusammen mit Paul Teepe erarbeitet.

Zum Lemma wird die in Vreden gültige Lautform gewählt. Die Varianten der anderen Orte werden dahinter angeführt mit Angabe des Ortes, dies jedoch im allgemeinen nur beim Simplex. Die Varianten anderer Orte erscheinen an alphabetischer Stelle, sie verweisen auf das Lemma in Vredener Lautung. Es folgen dann die grammatischen Angaben, eine Liste der Belegorte und Hinweise zur zeitlichen Schichtung des Materials.

Den breitesten Raum des Wortartikels nehmen schließlich die hochdeutschen Bedeutungsangaben ein. Die vielen in den Zettelkästen belegten aktuellen Bedeutungen müssen zusammengefaßt und in eine bestimmte Gliederung gebracht werden. Die unterschiedlichen Bedeutungen werden möglichst mit einem Textbeispiel veranschaulicht. Von Interesse sind Kurztex te auch dann, wenn sie besondere syntaktische Fügungen enthalten. Zu den Interpretamenten gehören auch die Erläuterungen von Sachen, die heute nicht mehr allgemein bekannt sind; sie sollen genügend Raum erhalten, ohne jedoch enzyklopädischen Charakter anzunehmen. Schließlich sollen die reichlich belegten Redewendungen möglichst vollständig angeführt werden.

Die anschließende Diskussion kreiste vor allem um die Art der Materialdarstellung. Dadurch, daß sich im alphabetisch geordneten Lexikon Zentralartikel befänden, die den Wortschatz eines Sachgebietes zusammenhängend erläuterten und durch ein umfangreiches Verweissystem zugänglich machten, sei der Kompromiß zwischen einer semasiologischen und onomasiologischen Lemmaanordnung geglückt, handelt es sich doch, wie die Referentin betonte, um ein Dialektwörterbuch und keine Enzyklopädie.

Reinhard Pilkmann-Pohl stellte anschließend das „Plattdeutsche Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlands“ vor. Die Geschichte dieses Projekts läßt sich bis zum 23. Juli 1982 zurückverfolgen, als sich ein Arbeitskreis „Plattdeutsches Wörterbuch“ zum erstenmal traf. Ein halbes Jahr später wandte man sich mit der Bitte um sachkundige Unterstützung an die Kulturpflegeabteilung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, die diese Bitte an die Dienststelle der Kommission weitergab. In deren Auftrag betreute Hans Taubken seit Juli 1983 das Projekt. Seit Mai 1986 liegt diese Aufgabe im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme in den Händen von Pilkmann-Pohl. Das Bearbeitungsgebiet umfaßt den Hochsauerlandkreis (die Altkreise Arnsberg, Meschede und Brilon) sowie den Kreis Olpe. Ausgangspunkt des Wörterbuchs waren recht umfangreiche, teilweise jedoch vom Hochdeutschen ausgehende Wortlisten, die von Mitarbeitern des Arbeitskreises erstellt worden waren.

Unter Taubkens Begleitung wurde in der Arbeitsgruppe das bereits Gesammelte Buchstabe für Buchstabe durchgesprochen. So blieb nach etwa zweijähriger Kleinarbeit aus diesem umfangreichen Material ein Bestand von gut 5 000 Stichwörtern übrig. Auf der Grundlage dieser Stichwortliste wurde ein Fragebuch erstellt, in das die Gewährleute u. a. die Aussprache des Lemmas in ihrer Mundart sowie mögliche Synonyme und Beispielsätze eintragen sollten. Diese Fragebücher, die einen Umfang von etwa 260 Seiten erreichten, wurden an die Gewährleute geschickt; der Rücklauf war bis Sommer 1986 abgeschlossen: Insgesamt liegen ausgefüllte Fragebücher aus 22 Orten vor. Die zurückgesandten Listen bildeten dann die Grundlage für die eigentliche lexikographische Arbeit.

Da das Wörterbuch sich vor allem an Laien richtet, hat man darauf verzichtet, eine Lautschrift mit zahlreichen Sonderzeichen zu verwenden. Vielmehr greift man auf die lateinische Schrift zurück, und als einziges Sonderzeichen kommt zur Kennzeichnung der Langvokale ein Längenstrich vor. Der einzelne Artikel hat folgenden Aufbau:

1. Stichwort, in der Mundart von Sundern, sofern dort überliefert; sonst in der Form, wie es aus einem anderen Ort des Untersuchungsraumes belegt ist,
2. grammatische Angaben,
3. Flexionsformen,
4. hd. Bedeutungserklärung,
5. lautliche Abweichungen der anderen Orte gegenüber der in Sundern geltenden Lautung,
6. Beispielsätze mit hochdeutscher Übersetzung,
7. Verweise auf mögliche Synonyme und Abbildungen.

Das Wörterbuch soll durch verschiedene Beiträge eingeleitet werden, u. a. zur Dialektgeographie des Bearbeitungsgebietes und zur Benutzung des Wörterbuchs.

In der anschließenden Diskussion wurde deutlich, daß hier eine andere Konzeption als beim westmünsterländischen Wörterbuch vorliegt. Die mit etwa 5 000 Stichwörtern im Vergleich kurze Lemmaliste erklärt sich dadurch, daß hier vorwiegend Idiotismen Berücksichtigung finden. Ziel des Lexikons ist es, den heute noch lebenden Wortbestand zu dokumentieren, das Brauchtum vergangener Tage in Erinnerung zu bringen und das Leben früherer Zeiten zu erhellen. In diesem Zusammenhang erwiesen sich z. B. Abbildungen, die zur Entlastung der Artikel dienen, als hilfreich. Darüber hinaus soll das Wörterbuch den Zugang zur plattdeutschen Literatur erleichtern. Das Projekt wurde in seinem Umfang begrenzt konzipiert, damit das Wörterbuch im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme tatsächlich fertiggestellt werden kann. Aus diesem Grunde konnte der Bearbeiter nicht bzw. nur vereinzelt Nachträge berücksichtigen und Einzelmeldungen nachgehen.

Das letzte Referat „Betreuung und Förderung örtlicher Wörterbuchprojekte durch das Amt für rheinische Landeskunde (ARL)“ hielt Georg Cornelissen, Bonn. Das vom Landschaftsverband Rheinland vor 11 Jahren eingerichtete ARL gliedert sich in drei Abteilungen: Volkskunde, Sprache sowie in die Arbeitsgruppe ‚Rheinischer Städteatlas‘. Die Sprachabteilung verfügt seit kurzem über drei besetzte Planstellen, so daß hier jetzt zwei wissenschaftliche Referenten und eine Verwaltungsangestellte beschäftigt sind. Hinzu kommen ein Volontär und acht studentische Hilfskräfte. Das zu betreuende Gebiet deckt sich im wesentlichen mit dem Erhebungsraum des

Rheinischen Wörterbuches, d. h. mit der ehemaligen preußischen Rheinprovinz von Kleve bis an die Grenze des Saarlandes.

Vorrangige Aufgaben der Sprachabteilung sind die Förderung und Unterstützung der Mundartdokumentation im Rheinland. Arbeitsfelder sind die Beratung und Betreuung mundartlicher Arbeitsgemeinschaften und Laienforscher im Lande sowie die Erarbeitung eigener Projekte mit Modellcharakter. Ergebnisse werden im Mundartarchiv dokumentiert und in Publikationen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Weitere Aufgaben liegen in der fachlichen Beratung öffentlicher Stellen, bei der Beantwortung mundartlicher und sprachgeschichtlicher Anfragen sowie bei der Vertretung der Mundartdokumentation in der Öffentlichkeit.

Das größte eigene Projekt ist das „Handbuch der rheinischen Mundarten“. Der Textband wird mehr als 500 mit dem Tonband aufgenommene, einheitlich verschriftete Dialekttexte des gesamten Rheinlandes enthalten, ergänzt jeweils durch Sprecher- und Textprofile sowie Wort- und Sacherklärungen; ein zweiter Band soll Karten und Untersuchungen enthalten.

In der Arbeit der zu beratenden Laienforscher überwiegt die Anlage von Wortdokumentationen/Wörterbüchern. Hinzu kommen in letzter Zeit auch die ersten Ansätze zur akustischen Dokumentation einzelner Mundarten, lokale Dialektumfragen, die Fragestellungen der Soziolinguistik aufgreifen, sowie die Dokumentation mundartlicher Texte.

In allen Teilen des Rheinlandes haben sich Arbeitsgruppen und Einzel Forscher die Aufgabe gestellt, den örtlichen Dialekt in Wortsammlungen zu dokumentieren. Es entstehen Wortlisten und Ortslexika, publiziert in Heimatkalendern, Jahrbüchern oder als selbständige Werke, deren Anzahl seit den 70er Jahren stark zunimmt. Die zeitliche Parallele zur sog. Mundartwelle ist augenfällig; ein Rückgang des Engagements der an der Erforschung der Heimat interessierten Laien läßt sich zur Zeit nicht konstatieren. Die Methodenvielfalt ist dieselbe, die man von den großlandschaftlichen Wörterbüchern des deutschen Sprachraums her kennt, mit dem Unterschied jedoch, daß hier der diatopische Aspekt zumeist in den Hintergrund tritt und daß die Bearbeiter der Ortswörterbücher eine ganz andere Leserschaft ansprechen wollen.

Der für die Arbeit des ARL zugrundeliegende Auftrag lautet: jedes Projekt nach Maßgabe der Wünsche und Fähigkeiten seines Bearbeiters im Rahmen der eigenen Möglichkeiten zu fördern. Die Aufgabe besteht darin, Methoden und Ergebnisse der Dialektologie und Dialektlexikographie an die Laienforscher weiterzugeben, ihnen die prinzipiellen Möglichkeiten in der Wörterbucharbeit vor Augen zu stellen, ihnen die Eigenart und die spezifischen Problembereiche des jeweils eigenen Projekts durchsichtig zu

machen, sie auf Lücken und Inkonsistenzen hinzuweisen und Fehler zu korrigieren. Durch diese Zusammenarbeit entstehen methodisch sauber angelegte, den Richtlinien des ARL entsprechende Wortdokumentationen, die einen breiteren Leserkreis ansprechen. Die Förderung der verschiedenen Dokumentationsprojekte geschieht

- durch Besuche vor Ort;
- durch schriftliche Auskünfte, Hinweise und Ratschläge;
- durch die Bereitstellung bestimmter Materialien und Hilfsmittel (etwa Karteikarten oder eigens entwickelter Fragebogen für die onomasiologische Erfassung des örtlichen Wortschatzes);
- durch die Erarbeitung eigener Leitfäden für die Dialektdokumentation;
- durch die Ausrichtung von Fachtagungen;
- durch die Herausgabe von Arbeiten Dritter in der Publikationsreihe des ARL, „Rheinische Mundarten“;
- durch die Veröffentlichung von Beiträgen in der Zeitschrift „Volkskultur an Rhein und Maas“;
- durch die finanzielle Unterstützung von Wörterbuchpublikationen;
- durch Presse- und Öffentlichkeitsarbeit; so sollen Interesse geweckt, örtliche Initiativen ermutigt und bereits sammelnde Arbeitsgruppen auf das ARL aufmerksam gemacht werden.

Abschließend hat Cornelissen ausdrücklich davor gewarnt, die Betreuung der örtlichen Forschungsvorhaben nebenher erledigen zu wollen. Diese Aufgabe beanspruche die gesamte Arbeitszeit des Stelleninhabers.

In der darauf folgenden Diskussion wurde u. a. die an sich bemerkenswerte Situation des ARL und seiner Mitarbeiter deutlich, daß ausgerechnet in einem Raum, dessen Wortschatz seit über zwanzig Jahren in dem hervorragenden großräumigen Rheinischen Wörterbuch erschlossen vorliegt, die Nachfrage nach kleinräumigen Wörterbüchern einzelner Gemeinden weiterhin ausgesprochen rege ist. Die Frage, ob ihm ganz in der jeweiligen Mundart verfaßte Wörterbücher (Lemma und Interpretament in Mundart) im Bearbeitungsgebiet bekannt seien, mußte Herr Cornelissen verneinen. Es wurde ebenfalls erörtert, inwieweit der Kaufpreis der Konzeption eines Wörterbuches bestimmte Grenzen setze. Nicht zuletzt sei – so der Referent – auch aus diesem Grunde eine Teildokumentation einem Gesamtwörterbuch vorzuziehen.

Abschließend seien noch einige Bemerkungen der Berichterstatter erlaubt. Es ist gewiß positiv zu bewerten, wenn sich Einzelpersonen oder Gruppen, die ein Mundartwörterbuch erstellen wollen, mit der Bitte um Unterstützung an die Wörterbuch-Kanzlei in Münster wenden. Es können so Wörterbücher entstehen, die im Niveau über der Masse der übrigen Publikationen dieser Art liegen, die sich also durchaus wissenschaftlich verwerten lassen und die sogar dem Westfälischen Wörterbuch als Quelle dienen können. Allerdings hat die intensive Betreuung ihren Preis. Da die Kanzlei in Münster nicht – wie das ARL in Bonn – über Mitarbeiter verfügt, die sich ausschließlich der Betreuung von Wörterbuch-Projekten widmen können, sind hier die Bearbeiter des Westfälischen Wörterbuchs gefordert, die aber wegen verschiedener Zusatzaufgaben (Vervollständigung und Verwaltung des Archivs, Beantwortung der zahlreichen schriftlichen Anfragen und Betreuung der unterschiedlichsten Arbeiten und Veröffentlichungen usw.) ohnehin nur einen Teil ihrer Arbeitszeit mit dem Schreiben der Wörterbuchartikel verbringen. Das Dilemma läßt sich auf eine einfache Formel bringen: Je mehr regionale und lokale Mundartwörterbücher von Mitarbeitern der Kanzlei betreut werden – was sicher äußerst wünschenswert ist –, um so langsamer geht die Veröffentlichung des Westfälischen Wörterbuchs voran – was sicher weniger wünschenswert ist. Ein befriedigender Ausweg aus dieser mißlichen Situation scheint wegen der angespannten Finanzlage des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe zur Zeit wohl nicht in Sicht.

## *Davert* – eine Etymologie

Das ausgedehnte Wald- und Niederungsgebiet, das sich vom Süden der Stadt Münster bis nach Davensberg (zwischen Ottmarsbocholt und Ascheberg, Kr. Coesfeld) erstreckt, trägt von alters her den Namen *Davert*. Eine einleuchtende Etymologie liegt für ihn bisher nicht vor. H. Jellinghaus erwog „Aus Daver-hard?“<sup>1</sup>, vermutete also ein ursprüngliches Kompositum mit and. \**hard*, mnd. *hart* m. 'Bergwald, waldige Anhöhe, hoher Wald', mhd. *hart* m. f. n. 'Wald', das in mehreren westfälischen Siedlungsnamen vorkommt – vgl. etwa Ende 9. Jh. *in saltu Sinithi Hosanharth* 'im Sennewald H.' (genaue Ortslage unbekannt), Ende 11. Jh. *Spehtashard* ('Spechtwald', heute Spexard bei Gütersloh), um 1150 *Crumbenhard* (Krommert bei Rhede, Kr. Borken) – und auch dem Namen *die Haard* für die waldigen Höhen nördlich von Recklinghausen zugrunde liegt. Eine Erklärung für den ersten Bestandteil der angenommenen Zusammensetzung gab Jellinghaus nicht.

Für die Vermutung von Jellinghaus könnte sprechen, daß der Name schon seit dem 14. Jahrhundert als Femininum belegt ist und *hard* 'Wald' im Westfälischen zumindest zum Teil, wie im Hochdeutschen, diesem Genus zugeordnet war. Dennoch läßt die Überlieferung eine solche Annahme nicht zu, da schon die ältesten Belege des 12. bis 15. Jahrhunderts den Namen in einer Form bieten, die mit der heutigen Schreibweise (fast) identisch ist: 1176 *mansus in Daverteh*<sup>2</sup>, um 1300 (kop. 15. Jh.) *iuxta Davert*<sup>3</sup>, 1336 *in silva ... Davert*<sup>4</sup>, 1350 *cum domo tor Davert*<sup>5</sup>, 1402 *tor Daverd in parr. Senden*<sup>6</sup>. Eine so frühe Verkürzung des Grundwortes durch

---

1 E. FÖRSTEMANN, *Altdeutsches Namenbuch II: Orts- und sonstige geographische Namen*, 3. Aufl. bearb. u. hrg. v. H. JELLINGHAUS, Bonn 1913-1916, Nachdruck Hildesheim 1967, Bd. 1, Sp. 693.

2 *Westfälisches Urkundenbuch*, Bd. 2, bearb. v. H. A. EKHARD, Münster 1851, Nr. 385.

3 *Die Heberregister des Klosters Überwasser und des Stiftes St. Maurit*, bearb. v. F. DARPE (Codex Traditionum Westfalicarum, 3), Münster 1888, S. 120.

4 *Die ältesten Verzeichnisse der Einkünfte des Münsterschen Domkapitels*, bearb. v. F. DARPE (Codex Traditionum Westfalicarum, 2), Münster 1886, S. 51.

5 H. ROTHERT (Hrg.), *Die mittelalterlichen Lehnbücher der Bischöfe von Osnabrück* (Osnabrücker Geschichtsquellen, 5), Osnabrück 1932, S.53.

6 Ebd., S. 59.

Nebentonwirkung, die dann vorauszusetzen wäre, wird von den übrigen westfälischen *hard*-Zusammensetzungen, bei denen sich in den Schreibungen bis zum 15. Jahrhundert das Wort noch gut erkennen läßt, nicht gestützt<sup>7</sup>.

Der seit 1256 überlieferte Name von *Davensberg* am Südrand der Davert weist für das 13. und frühere 14. Jahrhundert in einer sehr großen Zahl von Belegen die Normalform *Daverenberg(e)*, *-bergh(e)* auf<sup>8</sup>, vereinzelt kommt auch *Daverberg* vor<sup>9</sup>. Die Formen *Davenberg* und *Davensberg* scheinen erst in Kopien bzw. Originalen seit dem späteren 14. und dem 15. Jahrhundert aufzutauchen<sup>10</sup>.

Obwohl sich in der Überlieferung für *Davensberg* keine Spuren einer *-d/-t*-Endung des Erstgliedes finden, ist offensichtlich, daß Siedlungs- und Waldname etymologisch zusammengehören. Für den daraus abzuleitenden, auch von Jellinghaus segmentierten Wortstamm *Daver-* ist von altniederdeutscher Vokalkürze auszugehen, denn die heutige mundartliche Form der beiden Namen zeigt tonlanges *ā*.

Als etymologischer Anschluß bietet sich das vermutlich auf idg. \**dhabh-* 'schlagen'<sup>11</sup> zurückgehende mnd. *daven* 'zittern, beben, sich spielend bewegen', mnl. *dabben* 'tappen, plätschern', an. *dafla* 'im Wasser plätschern', engl. *dab* 'leise schlagen', dt. *tappen an*<sup>12</sup>, von dem vor allem eine Ableitung mit iterativem *r*-Suffix produktiv geworden ist, vgl. etwa mnd.

<sup>7</sup> 1428 *Crummenhart*, 1442 *Schellenhârt*, 1491 *Schepehart*, 1415 *Spechteshart*, Belege Westf. Flurnamenarchiv Münster. – Die merkwürdige Endung *-eh* des Erstbelegs *Daverteh* besagt nichts, sie findet sich auch in den übrigen Ortsnamenschreibungen der den Erstbeleg enthaltenden münsterschen Bischofsurkunde von 1176 – *Greveneh*, Greven a. d. Ems; *Havekesbekeh*, Havixbeck; *Aldenbergeh*, Altenberge; *Bullereh*, Buldern; *Angelemudeh*, Angelmodde bei Münster, s. Anm. 2.

<sup>8</sup> *Westfälisches Urkundenbuch*, Bd.3: *Die Urkunden des Bisthums Münster von 1201 bis 1300*, bearb. v. R. WILMANS, Münster 1859-1876, Nr. 605, 609, 702, 788, 841, 889, 901, 1051, 1167, 1181, 1210, 1303 u. ö.; Bd. 6: *Die Urkunden des Bisthums Minden vom Jahre 1201-1300*, bearb. v. H. HOOGEWEG, Münster 1898, Nr. 806; Bd. 7: *Die Urkunden des kölnischen Westfalens vom Jahre 1200-1300*, bearb. v. Staatsarchiv Münster, Münster 1908-1919, Nr. 1168, 1378, 1522 u. ö.; *Heberregister* (wie Anm. 3) S. 236. – Vgl. auch 725 *Jahre Davensberg. Festschrift*, hrg. v. Heimat- und Verkehrsverein Davensberg, Davensberg 1981.

<sup>9</sup> *Westf. Urkundenb.*, Bd. 3 (wie Anm. 8) Nr. 1181.

<sup>10</sup> 1352 *Hermannno de Davenbergh* (*Inventare der nichtstaatlichen Archive der Provinz Westfalen*, Bd. 3,2: *Kreis Paderborn*, bearb. v. J. LINNEBORN, Münster 1923, S. 57, Nr. 6); 1286 (kop. Ende 15. Jh.) in *Davensberge* (*Die Urkunden des Klosters Liesborn*, bearb. v. S. SCHMIEDER, Bd. 1,1, Liesborn 1969, Nr. 98).

<sup>11</sup> IEW, 233.

<sup>12</sup> Andere idg. Anknüpfungsmöglichkeiten sind erwogen bei DE VRIES, *An. etym. Wb.*, s. v. *dafla*.

*daveren* 'schwankende, schwingende Bewegungen machen (Nachhall einer Erschütterung); ein zitterndes Geräusch machen'<sup>13</sup>, mnl. *daveren* 'dröhnen, beben (von der Erde)', nl. *daveren* 'beben; einen dumpfen, nachhallenden Ton hervorbringen; sich schnell bewegen u. ä.'<sup>14</sup>, westf. *daweren* 'schlagen, schwätzen', rhein. *davern*, *dabern* 'dumpf, zitternd dröhnen, erbeben durch Schlag, Sturz; durch schnelle Bewegung erschüttert werden, vom Erdboden, von Gebäuden, Brücken'<sup>15</sup>. Auf dem Verb basieren Substantive wie westf. *gedawer* 'Erschütterung', rhein. *daber*, *daver* m. 'dumpfes, zitterndes Geräusch, Erschütterung, Beben, Lärm; gallertartige Masse aus Kalbsknochen; der Boden eines Ölkännchens, der eingedrückt wird und wieder herausspringt'<sup>16</sup>, nl. *daver* 'Angst, Zittern', *gedaver* 'Dröhnen'. Vielleicht gehört auch mnd. *daver*, *davert* m. 'Baum-, vor allem Birkenrinde, Bast'<sup>17</sup> hierher.

Das Problem ist semantischer Art, weil man nicht recht einsieht, wie eine Wortfamilie mit dem hier vorgeführten Bedeutungsspektrum toponymisch genutzt worden sein soll. Auch mnd. *daver(t)* 'Birkenrinde' vermag man sich, auch bei einem Waldnamen, nicht so recht als Benennungsmotiv vorzustellen.

Weiter führt hier ein Eintrag in van der Schuerens „Teuthonista“: *Beuen · daueren als eyn Ollant · Scatere*<sup>18</sup>. *Ollant* < *unland*, also eigentlich 'landwirtschaftlich nicht nutzbares Gelände', verwendet dabei van der Schueren eindeutig in der Bedeutung 'Bruch, Fenn, Moor'<sup>19</sup>, was mit mnl. *onlant* 'morastiges Land, Land ohne festen Boden' übereinstimmt<sup>20</sup>.

<sup>13</sup> LASCH – BORCHLING 1, 401; SCHILLER – LÜBBEN 1, 498.

<sup>14</sup> VERWIJS – VERDAM 2, 90f.; WNT 3, 1313f.

<sup>15</sup> Rhein. Wb. 1, 1212.

<sup>16</sup> Rhein. Wb. 1, 1211f.

<sup>17</sup> LASCH – BORCHLING 1, 401; LÜBBEN – WALTHER 74. – Die Nebenform *davert* dürfte paragogisches -t enthalten, s. U. SCHEUERMANN, *Paragogisches t nach -er im Niederdeutschen*, in: *Niederdeutsche Beiträge. Festschrift für Felix Wortmann zum 70. Geburtstag*, hrg. v. J. GOOSSENS (Niederdeutsche Studien, 23), Köln Wien 1976, S. 174-190.

<sup>18</sup> Gerard VAN DER SCHUEREN, *Vocabularius qui intitulatur Teuthonista vulgariter dicendo der duytschlender*, Köln 1477, s. v. *Beuen*; J. VERDAM, *G. van der Schueren's Teuthonista of Duytschlender. In eene nieuwe bewerking ... uitgegeven*, Leiden 1896, S. 46. – Zum 'Teuthonista'-Wörterbuch jetzt H. EICKMANS, *Gerard van der Schueren: Teuthonista. Lexikographische und historisch-wortgeographische Untersuchungen* (Niederdeutsche Studien, 33), Köln 1986.

<sup>19</sup> *Broick · venne · ollant · goir · Palus*, s. VAN DER SCHUEREN (wie Anm. 18); VERDAM (wie Anm. 18), S. 65.

<sup>20</sup> VERWIJS – VERDAM 5, 789; s. auch G. MÜLLER, *Das Westmünsterland-Projekt im Rahmen der westfälischen Flurnamenforschung*, in: L. KREMER – T. SODMANN (Hrgg.), *Flur-*

Die allgemeine Entwässerung der westfälischen Feuchtgebiete hat vor der Davert-Niederung nicht haltgemacht, obwohl sie auch jetzt noch ausgesprochen nasse Böden aufweist<sup>21</sup>. Die zahlreichen *Venn*-, *Moor*- und *Bruch*-Flurnamen zeigen jedoch die einstige starke Durchsetzung des Waldareals mit Mooren an. Die ehemals durchaus nicht ungefährlichen Bodenverhältnisse haben sich auch in Sagen über die unheimliche „Spuklandschaft“ Davert niedergeschlagen<sup>22</sup>.

Auszugehen ist für die Benennung der Wald-/Moorlandschaft sicher nicht direkt vom Verb, sondern von einem davon gebildeten Substantiv \**daber*, etwa mit der Bedeutung 'schwankender, grundloser, federnder (Moor-)Boden', weiter toponymisch abgeleitet mit „kollektivem bzw. lokativem“ Dental suffix (\*'Gegend, Ort mit schwankendem, unfestem Boden'). Für das vorauszusetzende Substantiv wäre das erwähnte, auch von den Bedeutungen her recht ähnliche rhein. *daver*, *daber* ('gallertartige Masse aus Kalbsknochen', 'Boden eines Ölkännchens, der eingedrückt wird und wieder herausspringt'), für die toponymische Dentalableitung z. B. 12. Jh. *Sulithe*<sup>23</sup> (< germ. \**Sulithja*- 'Schlammstelle', zu ahd., ae. *sol* n. 'sumpfige Stelle, Suhle, Lache', dt. *suhlen* 'sich beschmutzen, im Schlamm wälzen') zu vergleichen. Die Annahme eines sekundären, „paragogischen“ -*t* (wie bei *davert* m. 'Rinde') scheidet sicher aus.

Auffällig ist das Genus (f.) des Kleinlandschaftsnamens. Das „kollektiv-lokative“ Dental suffix in westfälischen Toponymen basiert normalerweise auf germ. -*ithja*-, bildete also *ja*-stämmige Neutra. Von einem anders (ohne *j*-Element) flektierten Dental suffix, das es ebenfalls einmal gegeben hat und das im südlichen niederländischen Sprachraum lange Zeit toponymisch produktiv blieb, sind westfälisch nur Spuren meist aus altniederdeutscher Zeit nachzuweisen. Es ist später fast durchweg vom produktiveren neutralen -*ithi*-Suffix (< -*ithja*-/-*idja*-) ersetzt worden<sup>24</sup>. Im Niederländischen

---

*namenforschung im Westmünsterland. Eine Zwischenbilanz* (Schriftenreihe des Kreises Borken, 8), Borken 1986, S. 41 und Karte 3 (Unland).

<sup>21</sup> Vgl. W. MÜLLER-WILLE u. a., *Der Landkreis Münster* (Die deutschen Landkreise: Die Landkreise Westfalens, 2), Münster Köln 1955, S. 26, 36, 38.

<sup>22</sup> R. PILKMANN, *Die literarische Verarbeitung westfälischer Sagenliteratur und kodifizierter Brauchtumsüberlieferung in den Romanen Ferdinand Krügers*, NdW 20 (1980) 184-188; MÜLLER-WILLE (wie Anm. 21) S. 93.

<sup>23</sup> Ortswüstung im Gebiet der heutigen Stadt Paderborn; FÖRSTEMANN (wie Anm. 1) Bd. 2, Sp. 824. Vgl. auch M. GYSSELING, *Toponymisch woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226)*, 1960, Bd. 2, S. 947.

<sup>24</sup> Vgl. G. MÜLLER, *Der südniederländisch-niederdeutsche Ortsnamentypus Haaltert - Haltern*, Driem. Bl. 37 (1985) 138f.

zeigen damit abgeleitete Flurnamen mehrheitlich feminines Genus. In *Davert* hat sich dieses offensichtlich auch westfälisch erhalten.

Das in den ältesten Belegen meist mit *u/o*-Bindevokal auftretende feminine Suffix ist ganz überwiegend an Baum- und Pflanzenbezeichnungen angetreten – vgl. etwa 977 *Elsuth* (Elst, Ostflandern, zu *else* 'Erle'), 10. Jh. *silva Hasloth* (Althassel bei Moers, zu *Hasel*(strauch)), 11. Jh. *Ecoht* (bei Hattingen?, zu *êk* 'Eiche'), 10.-12. Jh. *Telgudh*, *Telgoht*, *Telgot* (Telgte bei Münster, zu *telge* 'Eichenschößling')<sup>25</sup>, doch gibt es einige davon abweichende Fälle, die zeigen, daß das Suffix über seinen Kernbereich hinaus produktiv war<sup>26</sup>. Eine analoge Übertragung lag besonders bei einer Waldbenennung nahe, da das Wortbildungsmuster „Baum-/Strauchbezeichnung + (*u*)th-Suffix“ neben (sekundären) Siedlungs- auch Waldnamen gebildet hat, vgl. das oben genannte Beispiel *silva Hasloth* sowie den (etymologisch ungeklärten) Siedlungs- und Waldnamentypus *Sittard* – *Sitter*, der von Nordfrankreich, Belgien, die südlichen Niederlande und den Niederrhein bis nach Westfalen reichte (vgl. 793, kop. 10. Jh., *silvam que dicitur Sithroth*, Sittard zwischen Süchteln und Viersen, *Sitter*, ehemaliges Waldgebiet bei Nottuln westlich von Münster, *Sittert*, (ehemaliger) Wald in Legden bei Ahaus)<sup>27</sup>.

*Davert* findet sich als Flurname (Waldname) noch einige Male im Münsterland, so in Saerbeck (nördl. Münster), in Buldern (Kr. Coesfeld), einmal sogar in Budberg bei Werl (Kr. Soest)<sup>28</sup>. Es fehlen ältere Belege, so daß nicht sicher zu entscheiden ist, ob es sich um echte, unabhängig entstandene Namendubletten oder um Nachbenennungen nach der großen *Davert* bei Münster handelt; es spricht aber viel für letztere Annahme. Ganz singulär ist die toponymische Verwendung des Wortstammes *daver-* jedoch

<sup>25</sup> Ebd. – Zur Verbreitung und Herkunft des Suffixes im Niederländischen s. J. MANSION, *Oud-Gentsche Naamkunde. Bijdrage tot de kennis van het Oud-Nederlandsch*, 's-Gravenhage 1924, S. 80ff.; H. J. MOERMAN, *Eenige geografische namen met het collectiefsuffix -t*, *Nomina Geographica Neerlandica* 8 (1932) 84-86; R. VAN PASSEN – K. ROELANDTS, *Toponymie van Wilrijk* (*Nomina Geographica Flandrica. Monographieën*, 7), Leuven Brussel 1967, S. 44; GYSSELING (wie Anm. 23) S. 142, s. v. *Biest* u. ö.

<sup>26</sup> So in 811 *loco qui dicitur Bathio sive Asnoth*, Ortslage unbekannt (= Bachte, Ostflandern?, s. GYSSELING (wie Anm. 23) S. 73, 92), zu mnl. *ast*, *est* 'Trockenofen, Feuerherd, Badestube', s. J. LINDEMANS, *De Etymologie van Assenede, Assent, Astene*, in: *Feestbundel van de Wijer*, hrg. v. H. DRAYE, Leuven 1944, S. 155-169; MÜLLER (wie Anm. 24) S. 140.

<sup>27</sup> MÜLLER (wie Anm. 24) S. 141.

<sup>28</sup> H. SCHOPPMANN, *Die Flurnamen des Kreises Soest*, Bd. 2, Soest 1940, S. 140. – Weitere Belege im Westf. Flurnamenarchiv Münster.

nicht gewesen, wie *Daverlo* bei Assebroek (Westflandern, um 1140 *Dauarlo*) zeigt<sup>29</sup>.

Obwohl der etymologische Zusammenhang zwischen *Davert* und *Davensberg* offensichtlich ist, bleibt, was die ursprüngliche Form des Namenkompositums betrifft, Unsicherheit. Eine der Möglichkeiten besteht darin, \**Davertberg* anzusetzen, mit Ausfall des *t* in der Dreierkonsonanz. Die ältesten Belege aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zeigten dann mit ihrem analog zu anderen Namenkomposita eingefügten „Fugenmorphem“ *-en-* bereits eine Dissoziierung zum Landschaftsnamen, die im 14./15. Jahrhundert mit *r*-Tilgung und weiterer Einfügung eines Fugen-*s* noch verstärkt wurde.

---

<sup>29</sup> GYSSELING (wie Anm. 23) S. 259. Gysselfings etymologische Erklärung (Zusammensetzung mit einem Personennamen *Daðo*) ist sicher unrichtig.